Das Glück des Drei-Königen-Hauses.

Roman

von

Ernst Pasqué.

Dritter Band.

Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.

Das Glück des Drei-Königen-Hauses.

Dritter Band.

Das Glück des Drei-Königen-Hauses.

Roman

von

Ernst Pasqué.

Dritter Band.

Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.

Fünftes Kapitel.

Huppertz und Frau Nettchen wagen einen Versuch, und Pietro findet eine Verbündete.

Seit jenem ereignißvollen Novembertage war in dem Drei-Königen-Hause eine Veränderung vorgegangen. Stiller war es geworden als früher, das helle Lachen Andrea's schien verstummt zu sein, dennoch schauten die Andern zufrieden drein und ihre Blicke sprachen beredter als früher ihre Worte. Was zwischen Andrea und Daniel geschehen, konnte den Alten kein Geheimniß geblieben sein; sie mußten es wohl vorhergesehen, sogar herbeigesehnt haben, denn nur eine innige Freude war darüber in den Mienen Winands und der Frau Andrea zu lesen, wenn Letztere auch wieder recht ernst wurde, sprach sie mit ihrem Sohne darüber und über die Folgen, welche nun nicht mehr ausbleiben konnten. „Wir freuen uns zu früh, mein Sohn," sagte sie diesem warnend; „vertrauen zu sehr dem Glück, das endlich bei uns einkehren will, und dies ist eitel Sünde. Ich fürchte, daß uns noch manche und schwere Prüfungen bevorstehen, ehe

wir uns am Ziel sehen werden. Auch würde das Glück nach so vielem Elend zu leicht von uns erkauft worden sein. Freue Dich des Augenblicks, des Gewonnenen, doch verlange nicht zu viel von ihm. Das Höchste wird Dir werden, ist es an der Zeit — und uns überhaupt beschieden."
So kam es denn, daß, wenn Winand und Frau Andrea den geschlossenen Herzensbund auch sichtlich billigten, sie dies doch weder Andrea noch Daniel mit einem Wort verriethen. Wollte erstere schüchtern dem Vater sich nähern, ihm einen Blick in ihr Herz gestatten, so lenkte Winand mit mildem Lächeln davon ab. Er freue sich, sein Kind so froh und glücklich zu sehen, meinte er ausweichend, und werde dies gewiß eine lautere Ursache haben, die das Vaterherz nur billigen könne. Solche Worte befremdeten und erfreuten Andrea, doch ermuthigten sie das Mädchen nicht, sich der weit ernstern Großmutter zu offenbaren. Es blieb ihr nur Frau Siebold, und hier fand Andrea ein Entgegenkommen, eine Theilnahme ihres schönen Glücks, die dieses nur noch steigern konnte. Zugleich wurde sie von ihrer Vertrauten und mütterlichen Beratherin in ihrer Liebe zu Daniel bestärkt durch die Versicherung, daß der Vater und die Großmutter dem Herzensbunde wohl kein Hinderniß in den Weg legen würden, wenn sie auch jetzt noch darüber schwiegen. So schloß Andrea sich denn inniger als bisher an die stille, bleiche Frau an, die sie nun auch als Schutzgeist ihrer jungen Liebe betrachten mußte, und dem Herzen der kinderlos gewordenen Mutter, das nach Liebe sich sehnte, wurde eine stille Seligkeit, die es für

alles erduldete Weh entschädigen wollte, wie die Arme in ihrer Demuth meinte.

Durchhallte das silberhelle, fröhliche Lachen des jungen Mädchens auch nicht mehr wie vordem das weite Haus auf seinen öden Treppen und Korridoren, so wurden dafür, anfangs selten, dann öfters, andere Klänge laut, die man früher nie vernommen. Besonders in den Dämmerstunden des späten Nachmittags oder des Abends — oftmals sogar mitten in stiller Nacht erhob sich ein Singen und Klingen der Saiten der Geige, das in wunderbarer Harmonie stand zu dem fast unheimlich stillen Aufenthalt. Leise und schwermüthig begann das Instrument seinen Sang in lang hingehauchten Molltönen, bald tiefes, schmerzliches Weh ausdrückend, gegen das anzukämpfen die Kraft zu mangeln schien, bald wieder in herben, verzweiflungsvollen Klagen sich ergehend, bis es endlich in einen Jubel überging, der immer wilder, himmelstürmender wurde — um plötzlich mit einem grellen Akkord abzubrechen. Damit endete das Phantasiren des Geigers für den Abend oder die Nacht, und die übrigen Bewohner des Hauses, von dem seltsamen Singen der Saiten gebannt, athmeten auf. Winand und Frau Andrea war es, als ob beider ganze Vergangenheit, was sie auch Schmerzliches erduldet hatten, in ihrer Seele lebendig werde, um schließlich in Freude und Glück überzugehen, bis plötzlich mit einem Schlage Alles wieder in tiefer Nacht versank. So war die Wirkung eine schmerzliche, und dennoch lauschten sie dem Spiel des Geigers mit Ohr und Herz, und noch lange, nachdem er geendet, ver-

harrten sie dabei, immer hoffend, daß endlich ein versöhnender Sang folgen würde, dessen sie bedurften, um die Stimmen des Zweifels und des Wehs, die in ihnen laut geworden waren, zu beschwichtigen. Doch vergebens warteten sie, der Geiger war verstummt. Es sollte wohl so sein und dabei bleiben.

Ganz anders wirkte das Spiel auf Andrea und Daniel. Sie vernahmen in den schwermüthigen Klängen nur das Sehnen ihrer Liebe, dem dann deren höchster Jubel folgte, und brach der Geiger plötzlich ab, so achteten sie dessen nicht. Ihre Herzen waren so voll des Glückes, daß sie den Jubelsang noch lange forttönen lassen konnten und ihn endlich mit in ihr Träumen hinüber nahmen, oder weilten sie am Abend beisammen, in einem Kusse ihn ausklingen ließen. Noch freute Daniel sich besonders der glücklichen Veränderung, welche mit seinem Vater vorgegangen war. Er dankte es mit gerührtem Herzen der Heimat, die an dem alten Musiker wirklich ein Wunder geübt hatte.

War Pietro auch ein anderer geworden, schien das Leben ihn wieder freundlicher anzulächeln und vergalt er dies mit einer theilnahmvollen Annäherung an seine Umgebung, so schien er Eines ganz vergessen zu haben: das Huppertz gegebene Versprechen, diesen mit Daniel besuchen zu wollen. Wochen vergingen, das Wetter wurde immer unleidlicher und eine Fahrt nach dem Weingut wäre kaum noch thunlich gewesen. Doch der Geiger sprach nicht davon, und da die Uebrigen nicht einmal wußten, daß Huppertz in dem Drei-Königen-Hause gewesen war, Herr Winand

wohl aus Gründen des geplanten Ausflugs nicht mehr erwähnte, Andrea ganz anderes zu denken hatte, so schien der Klosterhof für den Augenblick vollständig vergessen zu sein.

Anders stand es auf dem Klosterhofe.

Dort war Huppertz von seiner Reise nach der Stadt in einer solchen Aufregung angelangt, daß sein Nettchen, heute so kugelrund wie ihr Hanno, darob in große Angst gerieth und sich nicht eher beruhigen wollte, als bis Huppertz ihr seine Erlebnisse haarklein mitgetheilt hatte. Nun war die Reihe an Frau Nettchen, außer sich zu gerathen. Denn daß der Bruder Urbans mit seinem Sohne im Drei-Königen-Hause weilte, dünkte die gute Frau wie ein Wunder, das eigens zu ihrem Besten bewirkt worden, damit sie endlich, nach zwanzig langen Jahren, etwas über das Kind ihres Röschens erfahren sollte, über ihren kleinen Johannes, der jetzt ein großer stattlicher Hans sein mußte.

Nachdem Frau Nettchen sich die erste Ueberraschung und Aufregung vom Herzen weggesprochen hatte, wollte sie Näheres über den Sohn des Geigers wissen, von dem Huppertz so gut wie gar nichts erzählt. Da leuchteten dessen Aeuglein auf, und ohne zu reden nahm Hanno sein Nettchen bei der Hand und führte es nach der Seitenwand des Zimmers. Dort hing unter dem Spiegel, am Ehrenplatz der Stube, ein kleines Bildchen, eine leicht mit Farben übermalte Bleistiftzeichnung, ein lächelndes Mädchengesicht darstellend. Es war das Portrait Röschens, von einem befreundeten Zeichenkünstler etwa ein Jahr vor

ihrer Verheirathung verfertigt. Das Bildchen war keineswegs ein Meisterwerk, doch ähnlich, und dies mehr durch die Wiedergabe des freundlichen Lächelns als der Züge.

„Du willst wissen, wie der Junge aussieht?" sagte Huppertz in seiner derben Weise. „Schau dorthin!"

Frau Nettchen stand gerade vor dem Spiegel, in ihm erblickte sie ihr rundes, geröthetes Gesicht mit dem noch immer dunklen — leider erborgten Haarscheitel, von der riesigen weißen Haube überragt. Staunend starrte sie ihr wohl recht lustiges, doch keineswegs schönes Konterfei eine ganze Weile an, denn nur mit Mühe vermochte sie die Worte ihres Hanno sich zurechtzulegen. Endlich sagte sie recht geschmeichelt, doch noch immer etwas verwirrt:

„Wie, mir soll der Sohn des Musikanten ähnlich sehen — mir?"

„Diese Eitelkeit!" platzte Huppertz unter lautem Lachen heraus. „Ich sagte Dir doch, er sei ein sehr hübscher junger Mann, und Du bist doch nur — ein altes Weib!"

„Und Du bist ein Grobian!" entgegnete Frau Nettchen, sich mit größter Entrüstung von ihrem Alten abwendend.

Doch Hanno ließ nicht ab von ihr; aufs Neue faßte er die sich Sträubende, diesmal recht derb bei der Hand, und zerrte sie wieder vor den Spiegel. Auf das Bild Röschens deutend, rief er mit scheinbarer Rauheit:

„Auf das Portrait hier sollst Du schauen, der Junge sieht aus — wie unser Röschen."

Nun vermochte die arme Frau Nettchen kein Wort hervorzubringen, weder ein gellendes, das ihr schon auf

den Lippen geschwebt hatte, noch ein solches der Ueberraschung. Sie sank in einen Stuhl und stöhnte, die Hände zusammenschlagend:

„Er sieht aus — wie unser Röschen?!"

„Der Junge, den sie Daniel nennen, hat zwar dunkles Haar, und unser armes Röschen hatte blondes —"

„Ah! Und Du sagst —?"

„Röschen hatte helle Augen und der Daniel hat tief dunkle," fuhr Hupperß unerbittlich fort, während das runde Gesicht Nettchens einen vergeblichen Versuch machte, sich in die Länge zu ziehen.

„Ich glaube, Du bist närrisch geworden!" rief sie. „Dunkles Haar und dunkle Augen —!"

„Wie sie der Vater — den der Herr strafen möge! — und unser kleiner Johannes hatten, besinne Dich nur! Sodann hat der Junge — der Name Daniel will mir nicht über die Zunge, sappermost! — etwas, was nur unserm Röschen eigen war: Grübchen in den Wangen und im Kinn und dazu noch ihr Lächeln, ihren Blick!"

„Halt ein Hupperß, ich bitte Dich!" rief Frau Nettchen, jetzt am ganzen Leibe zitternd, während dicke Thränen ihr die Wangen herabrollten. „Ich kann's nicht denken, daß er es sein soll, daß wir ihn wiedergefunden hätten! Es ist unmöglich und Sünde, mir solche Hoffnung zu machen!"

„Allerdings sagte der Pietro," so sprach nun Hupperß etwas kleinlaut, „daß der Daniel sein Junge sei, daß der Urban ohne den Knaben zu ihm gekommen wäre. Ich hab's ihm anfänglich geglaubt, ihm glauben müssen, dann

— dann zweifelte ich, und jetzt — sappermost! — jetzt glaub' ich es nicht mehr!"

„Du könntest Dich dennoch irren," entgegnete Frau Nettchen nach einer kleinen Pause Sinnens. „Die Frau des Musikanten, die schöne schwarzäugige Sängerin, war Mutter, als sie bei uns weilte, deshalb mußte sie fort und heim. Das Alter trifft zu."

„Und dennoch glaub' ich's nicht, sappermost!" schrie Huppertz, der sich in eine bedenkliche Aufregung hineingedacht und geredet hatte, dabei mit der Faust so derb auf die Tischplatte schlagend, daß die Fensterscheiben klirrten. „Auch ich meinte, es sei Sünde, den Gedanken festzuhalten, doch er ist stärker als mein Wille. Auch Dir wird es so gehen, Du sollst es erleben, denn Du wirst ihn und den alten Musikanten sehen. Beide kommen hieher."

Damit beruhigte sich Frau Nettchen für den Augenblick. Sie wurde still und sprach kein Wort mehr. Dafür arbeitete es um so mächtiger in ihrem Innern, wo die Worte Huppertz' eine wahre Revolution erregt hatten. Ihr Enkelchen, das Kind ihres Röschens, ihr Einziges und Alles, was ihrem alten Herzen noch werth sein konnte, sollte sie hoffen dürfen wiederzusehen? Es wäre zu schön, zu herrlich gewesen, und deßhalb schien es ihr auch wieder unmöglich; sie hoffte und glaubte, weinte, vor Freude zitternd, selige Thränen, um dann wieder zurückzuschrecken vor dem Trug, in den sie sich hineingedacht, den sie als schwere Sünde erkennen wollte. „Doch Geduld!" sagte sich die gute Alte immer als Schluß ihrer so weit auseinander-

gehenden Gedanken. „Geduld! Er wird kommen, ich werde ihn sehen und dann wissen, woran ich bin."

Doch Frau Nettchen wartete vergeblich, der Herbst ging vorüber, da kam der Winter, doch weder Daniel noch Pietro wollten sich blicken lassen. Der Geiger mußte sein Versprechen wohl vergessen haben, auf keinen Fall war für jetzt und wohl auch für die nächsten Monate sein Besuch zu erwarten.

Da sagte eines Tages, als die Februarsonne recht freundlich auf das seines Grüns beraubte Land niederblickte, Frau Nettchen zu ihrem Manne:

„Hanno, ich halt's nicht mehr aus, da der Junge nicht zu uns kommt, muß ich in die Stadt zu ihm!"

„Merk's schon lange," brummte Huppertz, „wirst immer stiller und bleicher, magerst ab, und da muß geholfen werden. Ich hätte Dir die Fahrt schon vorgeschlagen, doch fürchtete ich, daß Du mir in dem Drei-Königen-Hause Skandal machen würdest wegen des Jungens, und das darf nicht sein, denn wir haben keine Rechte und keine Beweise."

„Ich will ihn ja nur einmal sehen," entgegnete Frau Nettchen mit einer so weinerlichen Stimme, daß ihr Hanno sein Herz getroffen fühlte. Mit einem grimmen Sappermost! schlug er auf den Tisch und sagte dann:

„Wenn Du mir versprichst, daß Du ihn nur sehen und nichts Anderes versuchen willst, so gehts morgen auf die Reise. Und da die Dampfschiffe nicht mehr fahren,

so setzen wir uns, wie früher, in den alten Postwagen, und für das Uebrige will ich sorgen."

Den andern frühen Morgen fuhren Huppertz und Frau Nettchen mit der Post nach der Stadt. Sie hatten sich sonntäglich geputzt, denn sie mußteu diesmal Herrn Winand einen Besuch machen, wollten sie ihr Ziel erreichen. Bei guter Zeit angelangt, steuerten die beiden Alten ohne Aufenthalt dem Drei-Königen-Hause zu. Vor dem Eintreten glaubte Huppertz hinter den Scheiben eines Fensters der untern Etage das Gesicht des Geigers zu sehen, doch als er seine Frau verstohlen darauf aufmerksam machen wollte, war es verschwunden. Herr van Embden nahm die guten Leute freundlich, wenn auch ein wenig verlegen, auf, sie mußten sogar Frau Andrea in deren Wohnung begrüßen. Es war, als ob Herr Winand dadurch einer Erwähnung seiner neuen Gäste hätte ausweichen wollen, doch der Zufall schien es anders beschlossen zu haben. Bei der alten Frau van Embden fanden die Huppertz'schen Eheleute Andrea, die durch die drollige Erscheinung der beiden Alten plötzlich ihre volle Heiterkeit wiedergefunden haben mußte, denn unter fröhlichem Lachen und Plaudern hieß sie dieselben willkommen. In einem Athem begann sie dann von den neuen Freunden, die sie auf ihrer großen Reise gewonnen, zu erzählen und wie sie sich vorgenommen hätten, den Klosterhof zu besuchen, was aber bis jetzt durch das garstige Wetter verhindert worden sei. Dafür wolle sie hinunter, um Herrn Daniel und dessen Vater zu holen, damit auch diese die alten treuen und lieben Freunde ihrer Jugend

kennen lernten. Vergebens suchte Herr van Embden, der von solchem unerwarteten Zusammentreffen Schlimmes fürchtete, die Heitere von diesem Gedanken abzubringen, doch Andrea hatte schon das Zimmer verlassen. Rathlos und Hülfe suchend schaute Winand seine Mutter an, die unbeweglich in ihrem Sessel thronte und den Blick des Sohnes nicht verstehen zu wollen schien. Doch die gefürchtete Gefahr sollte diesmal noch glücklich vorübergehen, denn bald darauf erschien Andrea wieder und berichtete enttäuscht daß sie weder Herrn Daniel noch dessen Vater gefunden habe. Beide hätten vor einer Weile das Haus verlassen, und zwar durch das Hofthor, wie man ihr unten gesagt habe.

Herr Winand athmete auf, und Huppertz warf seinem Nettchen einen sprechenden, triumphirenden Blick zu. „Der Alte hat Furcht," sagte er sich, „er sah uns kommen und hat sich flugs mit dem Jungen davon gemacht. Doch mir entkommen sie nicht, sappermost!"

Nur noch kurze Zeit blieben die beiden Huppertz bei der Familie van Embden, dann erhoben sie sich. Ihre Geschäfte in der Stadt seien zu Ende, so sagte Huppertz, und so rasch als möglich gedächten sie heimzukehren. Nachdem Andrea und auch Herr Winand ihnen das Versprechen gegeben hatten, sie im bevorstehenden Frühjahr auf dem Klosterhofe zu besuchen, nahmen sie Abschied und stiegen die Treppe nach dem dunklen Korridor und dem Flur hinab. Hier raunte Huppertz seinem enttäuschten Nettchen, dem die Thränen in den alten guten Augen standen, zu:

„Tröste Dich, Alte! Der Musikant ist ein schlauer

Fuchs, aber der Hanno ist noch viel schlauer. Du sollst den Jungen sehen. Komm!"

Dann führte er sie hinaus, doch nicht auf die Straße, sondern durch das Hofthor nach dem Garten, dem hintern Ausgange des Hauses zu.

Dort in der ehemaligen Küferei hatte der alte Knecht Willem seine Stube, während die eigentliche Wohnung des Küfers, dann des alten Buchhalters leer stand. Huppertz fand den Mann und redete hastig einige heimliche Worte mit ihm, worauf dieser bejahend mit dem grauen struppigen Kopfe nickte. Anstatt durch das Thor auf die stille Gasse hinauszutreten, zog Huppertz sein Nettchen vorsichtig durch die Thür ihrer ehemaligen Behausung, die Willem aufgeschlossen hatte, in die Stube, wo er ihr zuflüsterte:

„Du stellst Dich hinter die Gardinen des Fensters und wartest. Hier hat der Fuchs seinen Bau verlassen, um uns nicht zu begegnen, und hier wird er natürlich auch wieder hineinwollen, und so muß er denn an uns vorbei. Paß nur gut auf und Du wirst den Jungen genau Dir ansehen können."

Wie strengte Frau Nettchen, von den Gardinen des Fensters geborgen, ihre alten Augen mit Schauen und Spähen an! Kaum wagte sie zu athmen, dafür schlug ihr Herz so mächtig, wie noch nie in ihrem langen Leben, wie sie meinte. Und dabei rannen ihr in einemfort dicke Thränentropfen die runden, vor Aufregung bleichen Wangen hinab. Lange mußte sie warten, wohl über eine Stunde, und es war, als ob das Herz ihr springen wollte, als ob

sie vergehen müsse in ihrer bangen Erwartung. Endlich machte Willem, der durch das halboffene Thor in die Gasse hinausgespäht, mit verschmitztem Grinsen ein Zeichen und Huppertz rief: „Jetzt gilt's, paß auf!"

Der alte Pietro trat zuerst durch das Thor, sichtlich in den Hof hineinspähend, Daniel folgte ihm. Da ertönte hinter der Gardine eines Fensters der frühern Buchhalterwohnung ein leichter Aufschrei. Frau Nettchen hatte ihn ausgestoßen, sobald ihr Blick nur auf den jungen Mann gefallen war. Den Geiger hatte sie sofort wiedererkannt, und der Andere? Er war es! Es konnte nur ihr Johannes, der Sohn ihres Röschens sein. Sein Bild war nur flüchtig an ihren Augen vorübergezogen und doch hatte ihr zuckendes Herz ihr zugerufen: „Er ist's! Er ist das Kind deines Röschens — er ist dein Kind!"

Ueberwältigt von ihrer Aufregung, dem Gedanken, den so lange Gesuchten wiedergefunden zu haben, war die alte Frau in einen Sitz gesunken und weinte nun laut und heftig. Auch Huppertz hatte den jungen Mann scharf angeschaut, doch dessen Anblick wirkte heute nicht so gewaltig auf ihn, wie bei der ersten Begegnung und besonders nicht wie auf Fran Nettchen. Es kam wohl daher, weil Daniel ernst vor sich hinblickte und nicht lächelte, wodurch die Grübchen der Wangen unbemerkt bleiben mußten. Dafür wurde er recht ängstlich und besorgt, denn bald begann Frau Nettchen zu reden: zu dem Geiger wolle sie, mit Gewalt ihn zwingen, die Wahrheit zu reden, und wenn sie das ganze Haus dazu in Aufruhr bringen müsse. Huppertz

versuchte alles Mögliche, ihr das Vergebliche und auch Gefährliche ihres Thuns vorzustellen, indem der Alte ohne irgend einen Anhalt, einen Beweis nicht zum Reden gebracht werden könne. Doch Frau Nettchen wollte sich nicht beruhigen, bis Huppertz sich endlich zu einem Versuch entschloß. „Noch einmal will ich zu dem Geiger gehen,“ so sagte er, „ihm offen und ehrlich sagen, was wir Beide glauben, und werde ich ihn zu einer gleich offenen Erklärung zwingen, derweil wartest Du hier in Ruhe meiner.“ Damit war Frau Nettchen einverstanden, und nachdem sie ihrem Hanno fest versprochen, sich nicht aus der Stube zu entfernen, nicht einmal von ihrem Stuhl zu erheben, trat er hinaus auf den Hof und schritt muthig dem Drei-Königen-Hause zu.

Diesmal brauchte Frau Nettchen nicht allzu lange zu warten, kein halbes Stündchen war vergangen, da erschien Huppertz wieder, nicht triumphirend, dafür recht niedergeschlagen.

„Komm,“ sagte er zu seinem Weibe mit trüber Miene, „wir haben uns alle Beide geirrt. Der Junge ist der Sohn des Geigers und der Italienerin, ich habe einen Zeugen dafür gefunden, dem ich glauben muß.“

„Und wer ist es?“ fragte Nettchen fast tonlos.

„Die Siebold,“ entgegnete Huppertz. „Ich fand sie bei dem Alten, und in einer sehr ernsten Weise bekräftigte sie dessen Aussage; sie sagte sogar, daß sie Beweise dafür aufbringen könne, und ich mußte mich fügen.“

„Doch die Aehnlichkeit?“ seufzte die arme, so schwer enttäuschte Frau.

„Bah," entgegnete Hupperts achselzuckend, „es wird uns gegangen sein, wie so manchem Andern: was man wünscht, das glaubt man gern. Wir haben uns selbst getäuscht, damit holla! Das Beste ist, wir suchen es zu vergessen, damit wir uns auf unsere alten Tage nicht noch unglücklicher machen, als wir es schon sind. Komm, Alte, wir wollen heim."

Ob Hupperts wirklich so dachte, ob die einfache Aussage der Frau Siebold eine solche vollständige Umwandlung seines Denkens und Glaubens bewirkt hatte, oder ob er dies Alles nur gesagt, um sein Weib, deren Aufregung ihm Furcht einflößte, zu beruhigen? Er wußte es vielleicht selbst nicht einmal.

Für Frau Nettchen mußten die Worte der Siebold wohl entscheidend sein, denn sie erwiderte vor der Hand nichts mehr. Mit schwerem Seufzer erhob sie sich von ihrem Stuhl und folgte ihrem Hupperts, der sie hinaus und direkt wieder der Post zuführte, um noch in der Nacht heimzukehren.

Während der ganzen langen Fahrt sprach Frau Nettchen kein Wort, doch schlief sie auch nicht. Dafür sann sie nach, und dabei stand immerfort das Bild des jungen Mannes, wie sie es mit einem Blick, doch auch mit ihrem Herzen geschaut, vor ihrer Seele, und langsam — langsam kehrte der frühere Glaube ihr wieder zurück. Die sonst so schwache Frau, die sich ihr ganzes Leben lang durch ein Wort ihres Mannes hatte lenken lassen, fühlte plötzlich einen festen Muth in sich, vor dem sie ordentlich erschrak, der ihr fast gegen

ihren Willen die Worte den Lippen nahe legte: „Und ich will doch an das glauben, was meine Augen gesehen; ich will warten, bis er kommt und dann — nun, dann wird der Himmel mir schon ein Mittel weisen, die Wahrheit zu erfahren. Bis dahin will ich hoffen und schweigen."

Sechstes Kapitel.

Eine Stimme von jenseits des Meeres. Gewonnen — und doch verloren.

Wieder waren einige Monate vergangen, der Frühling hatte seinen Einzug auf der Erde gehalten, mit jungem Grün die Wälder und Wiesen geschmückt und seine ersten Blüthen und Blumen den Menschenkindern dargebracht. Ueberall begann ein neues Leben, sich rasch entwickelnd unter den milden Strahlen der Sonne, die allerwärts die Erde küßte und den Menschen neuen Muth und neue Kraft verlieh, zu ringen und zu werben um die Schätze des Bodens und was ihnen sonst begehrenswerth und erreichbar war. Auf den Feldern und in den Weinbergen arbeiteten rastlos Pflug und Hacke und auf dem Strome fuhren die Schiffe groß und klein wieder zu Berg und zu Thal, Waaren von einem Orte zum andern zu führen, und auch lebensfrohe Menschen, die Sonnenschein und Maiengrün hinausgelockt hatten in die schöne, aus langem Winterschlaf erwachte Natur. Auch auf dem Klosterhofe war man eifrig in den Weingärten beschäftigt, doch die Schiffe fuhren an dem

lieblichen Orte vorüber, ohne die lange und so sehnlichst erwarteten Gäste am Ufer abzusetzen. Die Familie van Embden hatte ihr Versprechen wohl vergessen oder es geschah gar mit Absicht, daß man einen Besuch des Klosterhofes vermied. Ein Glück für seine beiden Bewohner war es, daß diese von den laufenden Frühjahrsarbeiten allzu sehr in Anspruch genommen waren, um durch dieses Ausbleiben der Erwarteten in einer immerwährenden peinlichen Aufregung erhalten zu werden. „Sie werden schon kommen," sagte Frau Nettchen oftmals zu ihrem Hanno, ohne daß ein Gespräch vorhergegangen war, das solche Worte hätte veranlassen können. Auch erfolgte keine Antwort darauf, Huppertz schwieg und dachte dafür bei sich: „Es ist besser so, sein Kommen würde uns nur neues schmerzliches Weh bereiten."

Doch Anderes kam. Es war, als ob der Himmel endlich Mitleid mit den beiden alten Leuten gehabt hätte, als ob er sie mit einem Male von allen Zweifeln befreien, ihr Leid hätte in Glück verkehren wollen. Oder sollte es nur eine neue Prüfung für ihre Herzen sein?

An einem Morgen brachte der Landbriefträger einen ziemlich dicken Brief, mit so vielen verschiedenartigen und bunten Postzeichen beschrieben und bestempelt, daß die Adresse nur schwer zu entziffern war. Und dennoch hatte er den weiten Weg übers Meer nach dem Klosterhofe zu dessen Eigenthümer Herrn Huppertz gefunden. Dieser saß mit Frau Nettchen vor der großen Kaffeekanne, als der Postbote den Brief mit wichtiger Miene und den Worten

„Aus Amerika!“ vor ihn auf den Tisch legte. Die gefüllte Tasse, welche Huppertz just zu dem Munde führen wollte, blieb gleichsam in der Luft schweben, wenn sie auch in den dicken Fingern des Trinkers merklich zitterte.

„Aus Amerika?“ murmelte er wie erschrocken vor sich hin, ohne vorerst nur den Muth zu haben, den seltsamen Brief auch nur anzusehen. „Wer kann mir aus Amerika schreiben?“

„Mach ihn auf und Du wirst es erfahren,“ rief Frau Nettchen recht energisch, dabei mit funkelnden Aeuglein schon die Hand nach dem Briefe ausstreckend.

Doch nun flog die Tasse auf die Tischplatte nieder, so rasch, daß sie fast in Scherben gegangen wäre. „Zuerst komm' ich!“ sagte Huppertz dabei, und schon befand sich das gewiß inhaltreiche Schreiben in seiner Hand, die es fest umkrallte, als ob sie es nun und nimmer wieder hätte herausgeben wollen. Doch es zu öffnen, dazu machte der Alte noch immer keine Anstalt. Frau Nettchen blieb einstweilen nichts Anderes zu thun übrig, als dem Boten sein Bestellgeld und obendrein noch eine angemessene Erkenntlichkeit in Form eines ganzen Fünfgroschenstücks einzuhändigen, damit der Mann sich so rasch als möglich entferne und die Eröffnung des merkwürdigen amerikanischen Briefes endlich vor sich gehen könne. Doch der Briefträger war schon längst draußen und auf dem Wege nach Hause und noch immer drehte Huppertz den Brief hin und her, als ob er den Inhalt durch die tinten- und farbenbeklexte Adresse hätte erfahren wollen. Da riß der wackern Frau

die Geduld und mit geröthetem Antlitz, wahrhaft zornfunkelnden Aeuglein rief sie:

„Jetzt entschließe Dich, Hanno, öffne den Brief und lies, oder ich vergreife mich an ihm. Es ist eine wahre Sünde, eine arme Frau so unbarmherzig zu quälen.“

„Und ihre Neugierde nicht zu befriedigen,“ ergänzte Huppertz brummend die Rede seiner Hälfte. Doch erbrach er dabei vorsichtig den Verschluß des dicken Papiers, mit erhöhter Stimme und nicht ohne einen Anflug von neckischer Schadenfreude rufend: „Du wirst Dich aber doch noch eine Weile gedulden müssen, denn zuerst komm' ich! Den Inhalt will ich für mich lesen bis zu Ende, damit ich beurtheilen kann, ob und inwieweit er für Dich und Deine Ohren paßt. Also gieb mir meine Brille und bleibe ruhig sitzen oder ich klettere mit der Epistel auf den Thurm, wohin Du mir nicht folgen kannst, und Du erfährst nichts — gar nichts!“

Frau Nettchen fügte sich, reichte ihrem Hanno die große Eulenbrille und dieser entfaltete gravitätisch die Papiere, welche die Briefsendung bildeten. Zuerst kam ein theilweise mit englischer und deutscher Schrift bedruckter und beschriebener Zettel zum Vorschein, dann ein deutsch geschriebener Brief. Ueber beide Schriftstücke ließ Huppertz sein Auge suchend schweifen, dann — es war, als ob die Fügsamkeit seines Nettchens sofort ihren Lohn finden sollte — dann rief er mit tiefernstem Tone, wobei sein rundes Gesicht ebenfalls den vergeblichen Versuch machte, sich in die Länge oder doch in Falten zu ziehen:

„Sappermost — ein Todtenschein! Der Brief ist von dem schlechten Kerl, dem Siebold. Doch nein! Der Siebold ist gestorben und — todt, so steht's in dem Schein, und unter dem Briefe ist zu lesen: M. Janssen, Pastor der deutschen Abtheilung des City-Hospitals New-York. Das sind Neuigkeiten — hm — hm!"

Nun vertiefte er sich in die Lektüre des Briefes, seine Züge nahmen dabei einen solchen Ausdruck von Wichtigkeit und Ernst an, daß sie bei jeder andern Gelegenheit zum Lachen hätten reizen müssen. Frau Nettchen empfand nichts derartiges, die Hände in ihrem Schooß gefaltet, schaute sie ihren Hanno so unverwandt und durchdringend an, als ob sie in jeder Veränderung seiner Mienen den Verlauf des Schreibens hätte herauslesen wollen. Und dieses Mienenspiel des ehrlichen Huppertz wurde auch immer lebendiger und seltsamer, es wirkte endlich und wohl mit Willen komisch, trotz des Todesfalles, von dem der Brief doch berichten mußte. Die spärlichen grauen Brauen zogen sich hoch — hoch hinauf und die weit aufgerissenen Aeuglein glotzten bald erstaunt, bald schelmisch in den Brief, während die dicken Lippen sich zusammenpressend vorwärts drängten, so weit bis es nicht mehr ging, um sich dann jäh in die Breite zu ziehen, zu einem Lächeln, an dem Wangen, Nase, das ganze Antlitz theilnahmen. Endlich ließ Huppertz einen krähenden, wahrhaft entsetzlich klingenden Aufschrei hören, der wohl ein Jauchzen hatte sein sollen, warf zugleich den Brief auf den Tisch und erhob sich mit jugendlicher Behendigkeit, indem er wie toll in jubelnden Tönen schrie:

„Freue Dich, Alte — Nettchen — Großmutter! Wir haben ihn — hatten Recht und immer Recht, und ich war ein Esel zu zweifeln, trotzdem ich über ihn gestolpert bin — trotzdem das Schicksal mich gleichsam mit der Nase auf ihn gestoßen hat! Wir haben ihn und halten ihn! Halten ihn fest für jetzt und immer, trotz dem Siebold und seinem Weibe, trotz dem Schuft Urban und dem alten Musikanten. — Sappermost!"

„Aber so rede doch vernünftig, um aller Heiligen willen! Wen haben wir — wen halten wir? Ich wage es nicht zu denken — nicht zu glauben —"

„Glaub's immerhin, denn hier ist der Beweis, schwarz auf weiß! Der Junge, den sie Daniel getauft — nein, nur genannt haben — ist wirklich, wahr und wahrhaftig unser Johannes — unser Hans! Aber so freue Dich doch mit mir, sappermost, oder ich werfe den Brief ins Feuer und Alles ist vorüber!"

Jetzt kam auch Leben in die Gestalt der Frau Nettchen. Einen lauten Freudenruf stieß sie aus, dessen Helle nur ein ganz klein wenig durch das Schluchzen, welches ihr die Kehle zuschnüren wollte, beeinträchtigt wurde. Freudenthränen weinend, stieß sie in abgerissenen Sätzen hervor:

„Ich wußte es — wußte es wohl, er ist unser Hans! Es konnte ja nicht anders sein! Er hat ihr Lächeln — ihren Blick. O Du mein grundgütiger Gott, ich werde noch verrückt vor Freude! Ein so hübscher junger Mann ist unseres Röschens Kind — ist unser Enkelchen!"

Aber Frau Nettchen wollte nun auch Alles wissen und

Huppertz mußte lesen. Dies that er so ernst, als es der Inhalt des Briefes verlangte und es ihm möglich war:

„New-York, City-Hospital, am 2. Mai 1841. An Herrn Huppertz, Weingutbesitzer. Im Namen und Auftrag eines Sterbenden, der unfähig zu schreiben, nur noch im Stande ist, seine Schuld zu gestehen und zu bereuen, richte ich diese Zeilen an Sie. Hubert Siebold nennt sich der Mann, der gestern aus einem Raufhandel mit einem tödtlichen Messerstich in der Brust hieher gebracht wurde und wohl bald vor seinem höhern Richter stehen wird. Er giebt vor, aus Ihrer Gegend zu stammen, sich schwer gegen Sie und die Ihrigen versündigt zu haben, und verlangt durch ein offenes Bekenntniß seine Schuld Ihnen gegenüber so viel als noch möglich zu sühnen. Ihrem Schwiegersohn, den er Leonard Urban nennt, ist er im Juli des Jahres 1819 behülflich gewesen, dessen Kind, einen Knaben, der kaum älter als ein Jahr war, nächtlich aus Ihrem Hause zu entführen. Beide reisten mit dem Kinde nach Havre, um von dort nach Amerika überzusiedeln. Doch Siebold wurde von seinem Gefährten betrogen, der nach des erstern Aussage dessen ganzes Vermögen stahl und mit dem Knaben heimlich nach Lissabon fuhr, während er Siebold gezwungen hatte, nach Amerika zu reisen. Vor etwa einem Monat habe Siebold den Leonard Urban in New-York wiedergesehen und sei derselbe nach seinem Geständniß zum andern Male verheirathet gewesen mit einer italienischen Sängerin. Beide hätten sich gleich ihm im Elend befunden und Siebold deshalb keine Rache an seinem Diebe nehmen

wollen. Dafür wäre er wieder vertraut mit ihm geworden wie früher, und auf seine Frage nach dem Knaben habe Urban ihm geantwortet, daß er denselben damals zu seinem Bruder nach Florenz gebracht, allwo er heute noch zu finden sein dürfte. Dieses Geständniß war es, das dem Unglücklichen die Ruhe seiner letzten Stunden rauben wollte, bis ich ihm gelobte, Ihnen Alles mitzutheilen, auf daß Sie im Stande wären, in Sicherheit die nöthigen Schritte zur Wiedererlangung Ihres Enkelkindes zu thun, im Falle es noch am Leben sein sollte."

„Gott sei Dank, er lebt!" unterbrach Frau Nettchen ihren Hanno mit einem tiefen, doch frohen Seufzer, die gefalteten Hände dankend emporhebend. „Weil der Siebold das gethan hat," fuhr sie fort, „will ich gern die Sünde und alles Leid vergeben, das er uns zugefügt."

„Besonders da der Lump seine Strafe jetzt schon weghaben wird," ergänzte der weniger weichherzige Huppertz brummend die Rede seiner Alten. Dann las er weiter:

„Noch läßt der Sterbende Ihnen mittheilen, daß der erwähnte Leonard Urban die Absicht ausgesprochen und auch ausgeführt hat, wieder nach Europa und in seine Heimat zurückzukehren, wo er glaubt, bedeutende Summen zu seinen Gunsten flüssig machen zu können, weshalb Sie auf Ihrer Hut sein sollen, da von dem Menschen das Allerschlimmste zu erwarten wäre. — Er soll mir nur kommen," warf Huppertz mit grimmiger Stimme ein. „Für den Elenden ist hier nichts Anderes zu holen als der Galgen — wenn wir nur noch einen hätten!"

„Wir sind gewarnt und das ist vorderhand genug," entgegnete Frau Nettchen beschwichtigend. „Lies nur weiter, damit wir Alles erfahren."

„Es ist bald zu Ende," lautete die Gegenrede Huppertz.

„Des Betreffenden zweite Frau, eine alternde italienische Sängerin, muß nach der Aussage Siebolds die Fahrt übers Meer nicht mitgemacht haben, denn dieser sah und hörte sie in einem übelberüchtigten Lokale, wo sich der Streit entspann, in dem der Unglückliche durch einen Messerstich tödtlich verwundet wurde. Indem ich Gott den Herrn bitte, dem Sünder zu vergeben, flehe ich zugleich ihn an, daß er den Großeltern das Kind ihres Kindes wiederschenken möge, vorausgesetzt, daß seine Gnade deren Leben erhalten hat, um ihnen eine solche große und unerwartete Freude zu gewähren. M. Janssen, deutscher Pastor des City-Hospitals, New-York."

„Amen!" hatte Frau Nettchen nach Schluß des Briefes gebetet. Da rief Huppertz:

„Halt, hier ist noch eine Nachschrift!"

„So eben, wenige Minuten vor Mitternacht, ist der Hubert Siebold in Folge der erhaltenen Wunde verschieden. Der Herr sei seiner armen Seele gnädig und schenke ihr die ewige Ruhe. Sprecht auch Ihr in des Todten Heimat, wer Ihr auch sein möget, die Ihr dies lest, ein stilles Gebet für den Geschiedenen, der als reuiger Sünder die Erde verließ."

Huppertz legte das Blatt hin und faltete gleich Frau Nettchen die Hände. Beide beteten für die Seelenruhe

des Mannes, der ihrem Herzen so bitteres Leid zugefügt, dem sie gern seine Schuld verziehen, weil er bereut und dadurch Alles wieder gut, sie selbst am späten Abend ihres Lebens noch glücklich gemacht hatte.

Als das leise Amen der beiden Alten verklungen war, rief Nettchen plötzlich wieder mit lebendigem Tone:

„Jetzt zu ihm, zu unserm Hans!"

Schon wollte sie sich erheben, um ihr großes Umschlagtuch zu holen, sich zur Reise in die Stadt fertig zu machen, als Huppertz, ohne sich zu rühren, ihr ein so ungestümes „Halt!" zuschrie, daß die Frau einen ordentlichen Satz machte und wiederum auf ihren früheren Platz zurücksank.

„Du bleibst, sappermost!" fuhr Huppertz in energischer und gleich bestimmter Weise fort. „Das könnte hübsch werden! Du würdest mir dort mit Deinem Lachen und Weinen, Deinem freudigen Lamentiren einen schönen Skandal und wohl auch eine gehörige Verwirrung anrichten. Nichts da, ich geh' allein und bring' ihn Dir hieher. Bis das Boot kommt, wird's noch ein paar Stündchen dauern und ich hab' Zeit, mich für die Fahrt, die recht angreifend werden dürfte, zu stärken. Gegen fünf Uhr bin ich dort, fahre um Zehn mit dem Jungen ab und morgen noch vor Tagesanbruch lege ich ihn an Dein altes Herz. Dabei bleibt's, und nun Rock und Hosen her, natürlich die für den Sonntag!"

„Hanno," sagte Nettchen mit bittender Stimme, denn sie wußte nur zu gut, daß sie gegen den so energisch aus-

gesprochenen Willen ihres Mannes nicht ankämpfen könne. „Hanno, kann ich darauf rechnen, fest und bestimmt?"

„Wie auf das Evangelium, Alte," betheuerte Huppertz mit einem derben Faustschlag auf seinen breiten, runden Brustkasten. „Ich bringe ihn mit und sollte ich den Jungen mit Gewalt aus dem alten Nest und all den Armen, die ihn dort halten werden, reißen müssen. Nach zwei Uhr morgens landet das Schiff an der Station, ein Stündchen brauchen wir bis hieher und um halb vier kannst Du den Kaffee für uns alle drei bereit halten, denn wir werden einer solchen braunen Erquickung bedürfen."

„Er soll fertig sein und gut, werde ein paar Mäßchen mehr nehmen," sagte die gute Frau, die sich nicht allein bereits gefügt, sondern auch eingesehen hatte, daß es so am besten sein werde. „Geh, Hanno, und während Du fort bist, werde ich mit der Magd das Haus in Ordnung bringen und sollte ich die ganze Nacht arbeiten müssen. Denn der Junge soll eine anständige Wirthschaft bei seiner Großmutter finden."

„Thätest besser, Dich auf's Ohr zu legen und gehörig auszuschlafen," entgegnete Huppertz brummend. „Unsere Wirthschaft ist immer anständig gewesen."

Frau Nettchen erwiderte nichts, dafür trippelte sie davon, ihrem Manne den verlangten Sonntagsanzug zu holen und zugleich für ein tüchtiges Frühstück zu sorgen. —

Zur rechten Zeit stand Huppertz, die beiden inhaltreichen Papiere in der Brusttasche seines Rockes, an der Landungsstelle des Dampfbootes und gegen fünf Uhr

langte er mit demselben in der Stadt an. Sich streckend und reckend schritt er mit größtmöglichen stolzen Schritten durch die Gassen und stand endlich auch vor dem düstern Drei-Königen-Hause. Einen Augenblick zögerte er, durch die Scheiben links des Thores spähend, wo er früher das Gesicht des Geigers erspäht hatte, doch er sah nichts. Dann trat er ein.

Hatte Huppertz auch Niemand entdeckt, so war dafür er gesehen worden. Hinter einem Fenster der andern Seite des großen Hauses stand Frau Siebold und bemerkte mit Erstaunen den Küfer und dessen ungewöhnliche siegesgewisse Haltung. Dort, wo sich die Vorrathskammer befand, über welche seinerzeit die verstorbene Frau Julia van Embden nur scheinbar die Aufsicht geführt, herrschte jetzt Frau Siebold, und gewissenhaft wie Alles, was sie that, sorgte sie für die Bedürfnisse des Haushalts. Ein zweites Zimmer, hinter der Vorrathskammer gelegen, hatte sie sich gleichsam als Bureau und auch als Wohnraum eingerichtet, und hier weilte sie, so oft sie glaubte, sich aus der obern Wohnung entfernen zu dürfen. Das unerwartete Erscheinen des Küfers am späten Nachmittag mußte die Frau, welche so Vieles zu bergen, zu überwachen hatte, mit einer ängstlichen Unruhe erfüllen, und unwillkürlich eilte sie dem Ausgange der beiden Räume zu.

Huppertz war in den weiten, öden Flur eingetreten und sein erster Blick suchte die wohlbekannte Thür des frühern Komptoirs. Mit einem freudigen Aufathmen sah er, daß diese halb geöffnet war. Wie schlug ihm da das

Herz vor seliger Lust. In wenigen Augenblicken durfte er den Sohn seines Röschens in seine Arme pressen, denn Daniel — nein, sein Hans war ja daheim, dort, hinter der Thür, in seinem Atelier weilte er. Vor Aufregung zitternd, bewegte Huppertz sich auf den Eingang zu. Da hörte er plötzlich hinter sich eine ernste Stimme seinen Namen rufen, und als er sich umwandte, erblickte er Frau Siebold, welche auf der Schwelle der Vorrathskammer stand und mit großen Augen ihm nachschaute.

„Wo wollt Ihr hin, Huppertz?" fragte die bleiche Frau.

„Ah, die Siebold!" entgegnete der Küfer in seiner ungewöhnlichen Aufregung hastig. „Auch zu Euch wollte ich, denn eine große, wichtige Neuigkeit habe ich Euch mitzutheilen."

„So kommt zu mir herein."

„Unmöglich! Zuerst muß ich zu ihm, zu meinem Jungen," entgegnete der Küfer mit glänzenden Augen. „Noch wichtiger sind meine Nachrichten für ihn."

Frau Siebold war schon an seiner Seite. „Um des Heilands willen still," flüsterte sie ihm in größter Aufregung zu, „wenn Ihr uns nicht alle verderben wollt. Jetzt müßt Ihr zuerst bei mir eintreten — kommt!"

Ohne seine Antwort abzuwarten, zog Frau Siebold den überraschten Küfer nach der Vorrathskammer, dessen Thür sie hinter sich abschloß, dann in den zweiten Raum. Huppertz wußte nicht, wie ihm geschah; ohne Schlimmes zu ahnen, war er der bleichen Frau gefolgt, und nun wollte

ihn eine bange Furcht überkommen. Doch bald faßte er sich wieder und sagte sich: „Auch gut, es ist ja nur ein Aufenthalt von einigen Minuten, und mit ihr habe ich doch auch zu reden. Es ist am Ende besser, wenn es jetzt geschieht als später."

„Was habt Ihr vor, Huppertz? Redet!" rief Frau Siebold, deren Antlitz erdfahl geworden war.

Statt einer Antwort zog Huppertz seine Papiere aus der Tasche und reichte ihr den Todtenschein, den Frau Siebold mit einem fragenden Blick auf den Küfer maschinenmäßig auseinander faltete. Dann sagte er hastig, ohne die mindeste Vorsicht anzuwenden, wohl nur, um so rasch als möglich wieder hinauszukommen:

„Es ist der Todtenschein Eures Mannes, der mir heute früh durch die Post zugegangen. Am verflossenen zweiten Mai ist er in New-York gestorben."

Frau Siebold hatte schon gelesen. Mit einem leichten, schmerzlichen Aufschrei sank sie in einen Sitz, und während Thränen ihr Antlitz, dessen Züge starr wie immer blieben, netzten, faltete sie die Hände wie zu einem stillen Gebet für den Mann, der sie wohl schlecht behandelt und betrogen hatte, der aber dennoch ihr Gatte, der Vater ihres Kindes gewesen war.

Heftiger wurde ihr Weinen. Huppertz, der den Grund dieses Schmerzensausbruchs nur zum kleinsten Theil ahnen konnte, empfand Mitleid und sagte beruhigend:

„Tröstet Euch, er ist als guter Christ gestorben, hat seine Sünden bereut und was er verbrochen, auch wieder

gut gemacht. O, Ihr werdet noch ganz andere Dinge hören!" fuhr er erregter fort, ihr zugleich den Brief des deutsch-amerikanischen Pastors reichend. „Lest nur diesen Brief! Euer Mann hat im Verein mit Urban unser Kind entführt — gestohlen, und der Knabe wurde von dem unmenschlichen Vater nach Florenz gebracht und dort seinem Bruder, dem Geiger, überlassen. So steht's, Frau Siebold, nun haben wir ihn wieder und Ihr werdet jetzt nicht mehr sagen können, daß der Daniel da drinnen nicht das Kind unseres Röschens ist."

Mit triumphirendem Ton und Blick hatte Huppertz diese Worte gesprochen, während Frau Siebold hastig den Brief überflog. Doch die inhaltschwere Mittheilung mußte für sie keine allzu große Bedeutung haben, denn ihre Mienen veränderten sich nicht. Endlich, nachdem sie den Brief bis zu Ende gelesen hatte, sagte sie dem in freudigster Spannung stehenden Küfer nur:

„Ich wußte es."

„Wie," rief dieser zurückprallend, „Ihr wußtet es und betheuertet mir doch bei unserer letzten Unterredung das Gegentheil?"

„Ich mußte es thun," entgegnete die bleiche Frau eintönig und ruhig wie früher. „Ich mußte es ableugnen, wie — wir beide es heute noch thun müssen."

„Ich verstehe Euch nicht," entgegnete Huppertz, der sich von der Macht des tiefernsten Tones, in dem diese letzten Worte ihm erklungen waren, bis in sein Herz getroffen fühlte.

„Was wollt Ihr beginnen?" fragte Frau Siebold, ohne sich an die ängstliche Verwirrung des Andern zu kehren.

„Wie könnt Ihr noch fragen?" rief der Küfer mit neuerwachtem Eifer und immer hastiger. „Ich gehe zu dem Jungen, sage ihm Alles, zeige ihm den Brief, umarme ihn, küsse mich satt an ihm — als Entschädigung für die zwanzig Jahre der Entbehrung. Dann nehme ich ihn mit mir nach Hause, zu meinem Nettchen; heute Abend noch fahren wir mit dem Dampfschiff ab — sein Passagierbillet habe ich schon im Sack."

„Das werdet Ihr nicht thun — und allein heimkehren," klang es jetzt dem Erregten mit eisiger Kälte entgegen.

„Sappermost!" schrie Huppertz auf, dabei einen ordentlichen Satz machend. „Wer will — wer kann mich daran hindern?"

„Ihr selbst und die Liebe, welche Ihr zu dem Kinde Eures armen Röschens im Herzen tragt."

„Ihr werdet mich mit solchen Worten noch verrückt machen," keuchte der Küfer, der nicht mehr wußte, was er denken sollte. „Warum soll ich von dem Jungen lassen?"

„Um ihn nicht unglücklich und elend für sein ganzes Leben zu machen — und Andere mit ihm."

„Jetzt geht mir wirklich der Verstand verloren!" stöhnte Huppertz, sein schweißtriefendes Haupt mit beiden Fäusten pressend. „Redet endlich klar und deutlich, damit ich's verstehen und erfahren kann, was Ihr eigentlich vorhabt, oder — ich laufe hinaus und setze das ganze Haus in Alarm!"

„Laßt Euch nieder und bleibt nur für eine kurze Weile ruhig, bis Ihr vernommen, was ich Euch sagen muß. Dann geht — oder bleibt! Thut, was Ihr vor Euch und vor Gott verantworten könnt.“

Wie eine schwere Masse ließ Huppertz sich neben der seltsamen Frau, die nicht einen Augenblick lang ihre kalte überlegene Ruhe verloren hatte, nieder, und diese begann ihre erklärende Rede. Klang der Ton der Stimme auch einförmig und kalt, so traf doch jedes Wort den armen, alten Mann wie ein Keulenschlag. Den Kopf auf die Brust niedergesenkt, saß er da, unbeweglich wie ein Gerichteter, dem man sein Urtheil verkündet.

Frau Siebold sprach:

„Herr Winand hat Euer Enkelkind und den Mann, der sich dessen Vater nennt, mit nach Deutschland genommen, sie in sein Haus, in seine Familie eingeführt, trotzdem jener Mann der Bruder dessen ist, der Herrn van Embdens ganzes Lebensglück vernichtete, ihm die Liebe seines Weibes raubte.“

„Ah, meine Ahnung!“ keuchte der Küfer ohne aufzublicken.

„Herr Winand lernte den jungen Mann, denn sie Daniel nennen, näher kennen, seine vortrefflichen Eigenschaften schätzen — er liebt ihn jetzt schon wie seinen Sohn, und gleich ihm denkt und fühlt Frau Andrea. Schon nach der ersten Begegnung sah Herr van Embden in Daniel den künftigen Gatten — seiner Tochter; heute ist dieser Gedanke nahe daran, sich zu verwirklichen, nachdem Frau

Andrea ihn gebilligt — und die Herzen der jungen Leute in Liebe sich gefunden."

Huppertz vermochte nur einen Seufzer, Freude und Weh zugleich verkündend, auszustoßen. Frau Siebold achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Die Verlobung Daniels, Eures Enkelkindes, mit der Tochter des Hauses ist beschlossene Sache, in wenigen Tagen soll sie ganz in der Stille gefeiert werden. Nun kommt ihr — und Alles ist vorüber!"

„Weshalb?"

„Herr Winand kann dem Sohne des Pietro Urban sein Kind geben," sprach Frau Siebold nun mit merklich erhöhter Stimme, „doch nimmer dem Sohne des Mannes, dem er nicht zu verzeihen im Stande ist, was er ihm Entsetzliches angethan."

„Weh!" stöhnte der arme Huppertz, die Hände vor die weinenden Augen pressend.

„Wird Daniel als der Sohn Leonard Urbans erkannt, so muß er das Haus, die Familie van Embden verlassen, Anderes ist nicht möglich!" fuhr Frau Siebold in ihrer leidenschaftslosen Redeweise fort, die gerade deshalb so schlagend wirkte. „Sein Herz, das Andrea mit einem heiligen Feuer liebt, muß und wird brechen — wie das des armen unschuldigen Wesens, und Beide sind für den Rest ihres Lebens dem Elend verfallen. Doch nicht sie allein, wir Alle sind mit ihnen unglücklich geworden: Herr van Embden und seine alte Mutter, die in dem Paar wieder neu aufzuleben scheint, Ihr und Eure Frau! Ja,

Ihr Beide werdet Euch doppelt unglücklich fühlen, weil zu dem Leid, dem zerstörten Lebensglück Eures Kindes noch Eure Reue kommen wird. Denn ein einziges Wort von Euch hat all diesen Jammer veranlaßt — den Euer Schweigen hätte verhüten können."

„O, daß Ihr Recht haben müßt!" klang es mit verzweifelnden Tönen unter den vorgehaltenen Händen Hupperts' hervor.

„Und wenn auch Herr van Embden sich über Alles hinwegsetzen würde — was er nicht thun wird noch thun kann — so stellt gerade dieser Brief, der Euch Euren Enkel wiedergeben will, ein noch weit größeres Unglück für uns Alle in sichere Aussicht. Schmerz und Trauer lassen sich in der Stille ertragen — das arme Menschenherz kann Vieles erdulden, mehr und Schwereres als Ihr heute noch ahnt, und verblutet dennoch nicht! — doch ein ewiger Kampf mit dem gemeinen Feinde muß es zu Tode foltern. Lest nur, hier steht's! Der Leonard Urban kehrt nach Europa zurück, zu uns, von denen er glaubt, bedeutende Summen erpressen zu können — und sie auch erpressen würde, fände er seinen Sohn als Gatten der Erbin des van Embden'schen Hauses."

„Haltet ein!" schrie Huppertz auf, von diesem Gedanken wie von einem niederschmetternden Blitzstrahl berührt.

Doch Frau Siebold schien kein Erbarmen zu kennen, ihre Rede schließend sagte sie:

„Und auch ein solches unabsehbares Elend, so lange andauernd wie das Leben des verworfenen Menschen, wäre

einzig und allein nur Euer Werk. So, jetzt habe ich Euch Alles gesagt, was meine Pflicht — mein Herz mir gebot, Euch zu sagen. Nun geht, unser aller Wohl und Weh liegt in Eurer Hand. Geht und thut, was ihr vor Gott und vor Euch selber verantworten könnt. Ich bin zu Ende."

Doch Huppertz rührte sich nicht. Der alte Mann weinte, und immer heftiger, krampfhafter. Frau Siebold schien solch tiefer Schmerz nicht zu rühren, ihre Mienen waren und blieben kalt und starr, als schlüge kein Herz in ihrer Brust.

Eine ganze Weile saßen Beide so neben einander, unbeweglich und schweigend. Huppertz, der sich bereits in sein Schicksal ergeben haben mußte, hoffte auf ein tröstendes Wort der Frau an seiner Seite, die ihm den kaum gewonnenen Himmel so grausam entrissen hatte. Doch diese regte sich nicht, wie ein Bild von Stein saß sie da, mit Zügen, starr wie gemeißelt. Endlich, nachdem der gewaltige Aufruhr in des Alten Innerm sich zu legen begann, den Augen nur noch stille Thränen entrannen, die Lippen sich wieder seinem Willen fügen wollten, sprach er rathlos mit bittendem Tone wie ein hülfloses Kind:

„Was soll ich thun? O, rathet mir, Ihr habt mehr Kraft und Willen wie ich armer, unglückseliger alter Mann!"

„Heimkehren sollt Ihr, ohne sonst noch Jemand hier im Hause zu sehen und zu sprechen," lautete die kalte Antwort.

„So soll denn von all der Freude, welche das Wieder-

finden des Sohnes unseres Röschens uns versprach, Nichts — gar Nichts für uns alte Leute übrig bleiben?"

„O doch!" entgegnete Frau Siebold rasch und lebendiger als bisher. „In dem Glück Eures Kindes werdet Ihr das Eurige finden können — wenn Ihr stark genug seid — es zu ertragen."

„Und nie sollen wir ihn Enkel nennen, nie ihm von der Mutter reden, ihm sagen dürfen, daß er der Sohn unseres armen, heißgeliebten Kindes ist, damit er die todte Mutter lieben, ihrem Grabe eine Thräne weihen kann? O, das ist unmöglich — es wäre allzu grausam, und es zu ertragen ginge über eines Menschen Kraft!"

„Freilich ist es grausam, herzzerreißend — und dennoch zu ertragen!" sagte Frau Siebold plötzlich und mit einem solchen veränderten Ton, daß Huppertz erschrocken aufschaute. Die Frau hatte sich jäh erhoben und stand nun vor ihm mit weit geöffneten Augen, denen ein unheimliches Leuchten entfuhr. Ihre bleiche Farbe war verschwunden und eine leichte, fieberhafte Röthe deckte die Züge, die jetzt erst Leben erhalten zu haben schienen. „Ich könnte Euch eine Mutter nennen," fuhr sie hastig mit einer gewaltsam unterdrückten fieberhaften Aufregung fort, „die Aehnliches — o nein, noch weit Herberes, Grausameres ertragen hat! Die, um das Glück ihres Kindes zu sichern, darauf verzichtete, es ihr Kind zu nennen, je den Mutternamen von seinen Lippen zu vernehmen; die als eine Fremde neben ihm herschreitet und schon selig ist, wenn sie nur einen Blick, ein Wort — ein Almosen der Liebe

von ihrem eigenen Kinde erhaschen kann. Ein ganzes Leben lang hat sie es ertragen — bis an ihr Ende; in dem gesicherten Glück ihres Kindes wird sie den Lohn ihres grausamen Opfers finden und zugleich ihre — Strafe.“

Fast tonlos hatte sie die letzten Worte gesprochen, wie in einem Fieberschauer dabei den Blick irre in die Ferne gerichtet. Nun sank sie erschöpft von der ungewöhnten und furchtbaren Erregung in sich zusammen, und Huppertz war nur mit Mühe im Stande, sie wieder auf ihren Sitz zurückzuführen.

Der Alte war durch die seltsame und unerwartete Rede der Frau mächtig ergriffen worden, er wußte nicht, was der denken und sagen sollte. Was er vernommen hatte, mußte ihn verwirren, die Frau wirklich im Fieber geredet haben, Anderes konnte nicht möglich sein. Und dennoch hatte die seltsame Rede mächtig auf ihn gewirkt und ihn mit Demuth erfüllt. Noch verwirrt und irre an sich selbst, hörte er Frau Siebold schon wieder mit dem ruhigen, kalten Ton, der ihr eigen war, sagen:

„Nun, Huppertz, was zaudert Ihr? Geht und handelt!“

Diese Worte gaben den Armen dem schweren entscheidenden Augenblick zurück. Nun wußte er wieder Alles, daß die Frau vor ihm wahr geredet hatte und er sich fügen mußte.

„Ich gehe,“ antwortete er mit einem schweren Seufzer und fast tonlos, „ich gehe heim und will versuchen — ob ich's ertragen kann.“

„Dank Euch für diesen Entschluß!“ rief Frau Siebold

mit einem freudig zitternden Aufathmen, als ob eine große Last von ihrer Seele genommen worden wäre. Dann reichte sie ihm die schmalen weißen Finger ihrer Hand und sagte noch: „Der Herr wird Euch Kraft geben, das Schwere, welches Euch aufgebürdet wurde, zu ertragen, und Ihr habt ja auch Jemand zur Seite, der es Euch tragen hilft."

„Mein Nettchen, großer Gott!" schrie Huppertz plötzlich auf, denn an seine Alte und an das, was er dieser versprochen, hatte er noch nicht gedacht. „Ich kann ohne den Jungen nicht vor sie hintreten," entgegnete er, händeringend durch die kleine Stube laufend, „ihr jetzt nicht sagen, daß sie ihn nimmer ihr Enkelkind wird nennen dürfen. Es wäre ihr Tod! Rathet — helfet, was soll ich thun?"

„Ihr habt Recht," entgegnete Frau Siebold nach kleiner Pause. „Nicht im Augenblick, wo sie ihn erwartet, in ihre Arme schließen will, dürft Ihr der Armen sagen, daß sie — darauf verzichten muß. Es wäre zu grausam. Langsam — nach und nach sucht ihr die herbe Wahrheit, die Nothwendigkeit Eures Entschlusses beizubringen."

„Doch was soll ich überhaupt sagen, wenn ich allein heimkomme und daß ich ihn nicht mitgebracht? Ach, meine gute, arme Alte! Sie soll ihn nicht einmal sehen — nicht ein Wort mit ihm reden dürfen!" So jammerte Huppertz.

„Diese Freude muß und wird der armen Frau werden," tröstete ihn Frau Siebold, „wenn Ihr thut, was ich Euch sage. Ich weiß ein Mittel, hört nur! Heimgekehrt, sagt Ihr, daß Ihr den Daniel nicht daheim gefunden habt, doch daß er am andern Tage kommen werde."

„O, diese Lüge wäre schändlich, denn er wird nicht kommen!"

„Er wird kommen, sag ich Euch! Ihr habt den ganzen Tag, sie auf das, was geschehen muß, vorzubereiten, am folgenden führe ich Euch Daniel zu, doch nur — als das, was er jetzt zu sein glaubt, als den Sohn Pietro's."

„Wie wollt Ihr dies möglich machen?"

„Der Tod meines Mannes verlangt meine Anwesenheit bei dem dortigen Gericht, Herr Winand wird mich ziehen lassen und auch zugeben, daß Daniel mich begleitet, worum ich bitten werde."

„Wenn Ihr das bewirken könntet!"

„Es wird geschehen, wie ich sage, rechnet darauf. Ich bringe Euch Daniel und verlasse den Klosterhof wieder, bis zum Abend — einen ganzen Tag lang dürft ihr mit ihm allein sein. Genießt in Demuth der Augenblicke — und vergeßt Euch nicht! Ihr wißt, was für ihn, den Ihr liebt, für Andrea — für uns Alle dabei auf dem Spiele steht. Denkt auch an seinen Vater! Raubt ihm nicht den Mann, der ihn erzogen, den Daniel als Vater liebt, den er lieben und achten darf, um ihm dafür einen — Verlorenen zum Vater zu geben, von dem er sich schaudernd abwenden muß! Vergeßt Euch nicht, Eure Sünde, Eure Schuld wäre zu groß!"

Huppertz fuhr bei diesen Worten ahnungsvoll zusammen, dann ermannte er sich. „Es muß sein," sagte er mit festem Entschluß, dabei Frau Siebold die Hand zum Abschied reichend. „Ich werde Eure Worte nicht vergessen und ge-

lobe Euch, danach zu handeln, so lange und so gut ich es vermag."

„Dann wohl Euch und uns! Geht mit Gott und ihm überlaßt getrost die Zukunft. Seine Weisheit und Gnade wird uns Allen beistehen und unser Schicksal zum Besten lenken. Morgen Abend, zur selben Stunde wie Ihr heute, reise ich mit Daniel ab und bringe ihn Euch."

Damit schied Hupperts von ihr und dem Drei-Königen-Hause, das er so hoffnungsfroh und siegesgewiß betreten; ärmer, als er je sich gefühlt, trat er die Heimfahrt an: „Wie wird mein Nettchen den harten Schlag ertragen? Wird sie stark genug sein, zu entsagen, sich nicht zu verrathen, wenn er an ihrer Seite weilt?" Und die einzige Antwort, welche er sich geben konnte, lautete: „Wie der dort oben es bestimmt, so wird's geschehen!"

Siebentes Kapitel.

Am Grabe und vor dem Bilde Röschens.

Am selben Abend befand sich die Familie van Embden beisammen in der Wohnstube, und nur Pietro war unten in seinem Zimmer geblieben. Andrea hielt eine Arbeit in Händen und versuchte dabei ruhig mit Daniel zu reden. Doch nur zu oft stockte die Unterhaltung wie das Thun der Finger. Sie wußte des Vaters und der Großmutter Augen auf sich und Daniel gerichtet, und eine Unruhe überkam sie, deren ihr Wille nicht Herr zu werden vermochte. Auch Daniel schien in solchen Augenblicken nicht minder verlegen zu sein, er sagte sich wohl, daß er das Vertrauen Herrn Winands übel lohne, indem er sich die Liebe der Tochter ohne des Vaters Billigung errungen habe. Und doch drückten die Mienen Herrn van Embdens wie auch die der alten Frau Andrea kein Zürnen aus, sondern freundlich wie bisher begegneten sie dem jungen Manne. Richtete Winand eine Frage an ihn, um das stockende Gespräch neu zu beleben, und war sie in noch so wohlwollendem Ton erfolgt, dann erröthete Daniel wie ein

junges Mädchen, und nach ertheilter kurzer Antwort verstummte er wieder. So mußte denn endlich jedes Plaudern enden, und ein Augenblick kam heran, wo eine tiefe Stille in dem Gemache herrschte, die anfing peinlich zu werden. Da ertönte plötzlich die Stimme der Frau Siebold, und Alle blickten, wie von einem bangen Druck erlöst, auf. Eintönig und ruhig sprach sie:

„Ich werde morgen nach meinem Geburtsort fahren müssen, denn heute erhielt ich die Nachricht, daß mein — Gatte in New-York gestorben ist. Hier ist der Todtenschein.“ Damit reichte sie das bedruckte und beschriebene Blatt Herrn van Embden hin.

Die unerwartete Mittheilung hatte eine verschiedenartige Wirkung hervorgebracht. Herr Winand war bleich geworden, und selbst die ernste Frau Andrea 'zitterte sichtlich in ihrem hohen Lehnstuhl. Ersterer hatte das Blatt genommen, und um seine Bewegung zu verbergen, vertiefte er sich in dessen Lektüre. Frau Siebold achtete dessen nicht. Ruhig, sogar mit kaltem Ausdruck war ihr Blick nur auf Andrea haften geblieben, die überrascht den Kopf erhob, die bleiche Frau lange anschaute und ihr dann die Hand reichte und drückte.

„Arme Frau!“ flüsterte Andrea ihr zu, nicht wagend, mehr zu sagen, da Frau Siebold nie von ihrem Gatten geredet und ihr kalter Ton das Mädchen irre gemacht hatte.

Frau Siebold ließ die Lider halb über die Augen niedersinken, und wieder drohte eine Pause zu entstehen. Da sagte Herr van Embden: „Wann gedenken Sie zu reisen?“

„Morgen Abend mit dem Boot und ich möchte — Herrn Daniel bitten, mich zu begleiten, was Herr van Embden wohl gestatten wird. Uebermorgen sind wir zurück."

Abermals waren die Blicke Aller emporgefahren, doch diesmal mit anderm Ausdruck. Herr Winand schaute Frau Siebold durchdringend an, Andrea zeigte unverhohlen ihre Ueberraschung, doch Daniels Augen leuchteten. Der Gedanke an eine Fahrt in die freie Natur ließ ihn hochaufathmen, und von der bleichen Frau schweifte sein Blick zu Andrea hinüber, die sich fügend den ihrigen senkte.

„Ich bitte darum, Herr van Embden," sagte Frau Siebold mit unmerklicher Betonung, da jener noch immer schwieg.

Jetzt warf Winand einen fragenden Blick auf seine Mutter. Doch diese saß ruhig und unbeweglich da, als ob sie das Verlangte nicht berühre, nichts darüber zu bestimmen habe, Da sagte er endlich, wenn auch mit sichtlichem Zögern zu Frau Siebold:

„Wenn Herr Daniel damit einverstanden ist —"

„Gehen Sie mit Gott, junger Mann," unterbrach ihn die Stimme der Mutter. „Die Fahrt, der kurze Wechsel des Aufenthalts ist vielleicht eine Nothwendigkeit für Sie. Wird Ihnen dadurch eine Freude, so gilt sie uns Allen."

In diesem Augenblick erklang unten im Hause der Gesang der Geige. Töne stiegen auf, voll einer süßen Schwermuth, still beglückend und doch auch wieder sehnende Thränen fordernd, die einen Widerhall in den Herzen der Horchenden

finden mußten, denn Keiner von ihnen sprach: sie gaben Antwort auf die Rede der alten Frau.

Am andern Abend fuhren Frau Siebold und Daniel, der sein Skizzenbuch eingesteckt, mit dem Dampfboot stromaufwärts. Der Geiger hatte Alles schweigend geschehen lassen, er war sogar einem Abschied aus dem Wege gegangen, denn als Daniel den Vater vor dem Verlassen des Hauses aufsuchen wollte, war der Alte nirgends zu finden gewesen, er mußte schon frühzeitig ausgegangen sein. — Die beiden Reisenden verbrachten die ganze Nacht in der großen Kajüte des Schiffes und plauderten zusammen, und noch nie hatte Daniel die bleiche Frau so redselig und still zufrieden gesehen. Doch sprachen sie dafür nur von Andrea. Vor Tagesanbruch setzte das Schiff sie ans Land, wo Frau Siebold in einem Gasthofe kurze Ruhe suchen mußte. Dann sagte sie zu Daniel:

„Ich habe in dem Städtchen für den ganzen Tag zu thun; ein Stündchen von hier liegt der Klosterhof, wo unsere guten Freunde, Hanno Huppertz und dessen Frau Nettchen, wohnen, wackere, liebe Menschen! Dorthin bringe ich Sie, und gegen Abend, sind meine Geschäfte beendet, hole ich Sie wieder ab und wir fahren heim."

Daniel nahm sein Skizzenbuch unter den Arm, und mit fröhlicher Lust den Wanderstab schwingend, schritt er neben Frau Siebold dem Ufer des herrlichen Stromes entlang. Hinter den Bergen der andern Seite wollte die Sonne wie einem Meere rother Gluth entsteigen und frische Morgenlüfte wehten über das Wasser ihnen entgegen, um-

spielten die braunen Locken des Malers, küßten seine Wangen und ließen seine Brust hochauf in stolzem Jugendmuthe athmen. Ein unbeschreibliches Wohlsein erfüllte ihn, so in Freiheit in herrlicher Gegend dahinzuwandern, und mit seinem Liebesglück im Herzen dünkte er sich reich und glücklich, wie der Reichste der Sterblichen.

Jetzt ging es eine sanfte Höhe hinan; und nun traten die Landschaftsbilder des Stromes, von der endlich im vollen Glanze erschienenen Sonne beleuchtet, in ihrer ganzen Farbenpracht hervor. An ihnen hing Daniels entzücktes Auge, laut und jubelnd pries er ihre Herrlichkeiten, um dann in Gedanken an sein fernes Lieb fast schüchtern vor sich hin zu flüstern:

„Wer hier in diesem Erdenparadiese mit ihr weilen und wohnen — ach, nur an ihrer Seite es durchwandern dürfte!“

„Geduld, Daniel!“ sagte da Frau Siebold zu dem jungen Manne, dessen begeisterte Freude sie mit einem frohen Aufleuchten ihrer sonst so starren Blicke gefolgt war, ihm zugleich sanft die Hand auf den Arm legend. „Geduld und feste Zuversicht, was auch kommen möge, und auch dies Ziel werden Sie erreichen, wie das Herz Andrea's ja jetzt schon Ihr eigen ist. Ich — wenn auch nur eine arme Frau — ich gelobe es Ihnen — um Andrea's willen.“

Daniel hatte sich gewendet. Thränen rührenden Dankes standen in seinen Augen, und er hätte die bleiche Frau, die so zu ihm geredet, deren Worte ihm ein Himmelsglück in sichere Aussicht gestellt, umarmen mögen. Schon streckte

er ihr die Arme entgegen, da schrie plötzlich eine rauhe Männerstimme mit einer fast gewaltsamen Lustigkeit ihnen entgegen:

„Sappermost! Endlich kommen sie heran! Schon seit vier Uhr steht der Hupperts hier und der Kaffee droben auf dem Tisch, und kein Wunder ist es, wenn wir alle beide kalt geworden sind, mein Nettchen wird einen frischen kochen müssen. Willkommen auf dem Klosterhofe!"

Vor dem überraschten Daniel stand Hupperts, diesem und Frau Siebold die derben Hände entgegenstreckend. Sein ganzes Gesicht lachte, doch die vielen Falten und Fältchen um seine Aeuglein bewegten sich immerfort, welch seltsames Zwinkern sich den dicken Backen und dem Munde mittheilen zu wollen schien. Auch war es, als ob die Augen selbst naß geworden wären über die Freude, die beiden willkommenen Gäste endlich vor sich zu sehen. Die drollige Erscheinung des fast kugelrunden Mannes, in seinem bequemen Hausanzuge, das Sammtkäppchen mit der Riesentroddel auf der kahlen Glatze, seine lustige und doch so derbherzige Anrede machten auf Daniel einen solchen freundlichen Eindruck, daß er lachend die dargereichte Hand ergriff und kräftig drückte und schüttelte. Auch Frau Siebold lächelte dem Alten entgegen und wollte just reden, als Hupperts nach der kleinen Pause gegenseitigen Anschauens rasch und in früherer Weise wieder anhub:

„Wir beide kennen uns schon, Frau Siebold braucht mir den — Daniel nicht vorzustellen, habe ihn schon daheim in Eurer Löwengrube, wenn auch nur von einem zottigen

Hunde bewacht, kennen gelernt. Bin ja, sappermost, über ihn gestolpert! Hätte als erste Begrüßung ihn fast niedergerannt! Nicht wahr — Herr — Herr Daniel? Seid dem alten Hanno — Hanno so heiße ich nämlich daheim unter uns — seid ihm doch nicht böse darüber? Es war nicht gern geschehen und hätte ich Euch, meiner Six! lieber umarmt, wenn dies angegangen und kein Verstoß gegen die Kleiderordnung gewesen wäre."

Der alte Küfer hatte in seiner Freude seine Zunge derart gehen lassen, daß er schließlich nicht mehr konnte und wohl auch nicht mehr recht wußte, was er sagte. Er mußte abbrechen, um tief Athem zu schöpfen, und diesen Augenblick benutzte Frau Siebold, um mit ihrer gewöhnlichen Ruhe ihm zu sagen:

„Da Ihr Herrn Daniel bereits kennt, so brauche ich ihn auch nicht mehr Eurer guten Frau vorzustellen. Ihr werdet dies statt meiner thun, und so kann ich denn den Rest des Weges die Höhe hinan mir ersparen und wieder abwärts meinen Geschäften nachgehen. Ich übergebe ihn Euch und Eurer Obhut, Huppertz, und werde heute Abend zur rechten Zeit bei Euch sein, um ihn abzuholen. Lebt wohl! Genießt den Tag so froh als Ihr könnt — und dürft."

Mit ernstem und sprechendem Blick hatte sie bei dem letzten Theil ihrer Rede Huppertz angeschaut und dieser einen Augenblick lang sein Auge niederschlagen müssen. Dann aber blickte er wieder auf und sagte in seiner frühern fröhlichen Weise:

„Könnt getrost gehen, Frau Siebold, oben ist Alles in Ordnung. Werde Euch den Daniel heute Abend so — unbeschädigt wieder zustellen, wie ich ihn jetzt von Euch empfangen. Der Huppertz sagt es Euch, und der ist gewohnt, sein Wort zu halten. Geht mit Gott und Ihr, junger Herr, kommt!"

Damit nahm er Daniel, ihm kaum Zeit zu lassend, von Frau Siebold Abschied zu nehmen, frischweg unter den Arm, ihn den letzten Theil der Höhe hinanzuführen, während die stille Frau langsam den Weg zurückging, um in dem Ort am Fuß des Klosterberges einsam mit ihren Gedanken den Abend abzuwarten. —

Eine traurige Heimkehr hatte der arme Huppertz am Morgen vorher gehabt. Noch nie, so wollte es ihm dünken, war er mit so schwerem Herzen den Berg zu seinem Hause hinaufgestiegen, und nun stand er vor seinem Nettchen allein, mit Worten als Willkomm, die der armen Frau wie ein Todesurtheil klingen mußten. Doch es half Nichts, Alles mußte gesagt werden, denn zu ändern war es nicht, und so redete er denn immer weiter zu der kraftlos Hingesunkenen. Was er von Frau Siebold gehört, was diese ihm vorgestellt hatte, sagte er seiner Frau, und als er zu Ende war und Nichts mehr vorzubringen wußte, ließ er sich neben sie auf die Bank fallen, wie willenlos und unfähig eines Widerstandes gegen das Lamentiren und Verzweifeln, das nun losbrechen würde. Doch die arme Frau weinte nur still vor sich hin; sie fühlte nur zu gut, daß die Siebold Recht gehabt hatte und daß sie sich fügen müsse — um der

Liebe willen, die sie für das Kind ihres Röschens erfüllte, und um dessen Glück.

Wenn ich ihn doch nur sehen, nur einmal um mich haben könnte! Dies waren die ersten Worte, welche ihr gutes, ach! gar zu hartgeprüftes Mutterherz ihr auf die Zunge legte.

Jetzt sprang Huppertz von der Bank empor, sein eigenes Weh schien verschwunden zu sein, denn sein Nettchen war gefaßt und fügte sich.

„Sehen wirst Du ihn," rief er mit voller Freudigkeit, „und einen ganzen Tag lang! Morgen kommt er, die Siebold bringt ihn — sie hat es mir fest versprechen müssen!" Und nun erzählte er, was er sonst noch mit jener geredet und abgemacht, und Frau Nettchen fügte sich auch hier. In dem Gedanken, den Verlorenen und endlich Wiedergefundenen sehen, ungehindert mit ihm verkehren zu dürfen, gewann sie sogar überraschend schnell ihre gewohnte Heiterkeit wieder, und die beiden guten Alten freuten sich vereint des ersehnten Augenblicks, als ob sie den jungen Mann wirklich als ihren Hans an das Herz hätten pressen dürfen. Nur sagte Frau Nettchen still für sich in einem fort: „Wenn ich es nur werde ertragen können! Wenn mein altes Herz mir nur nicht einen dummen Streich spielt!"

So war es denn gekommen, daß Huppertz heute Frau Siebold und Daniel so unbefangen, sogar ausgelassen fröhlich hatte empfangen können, und daß schon seit vier Uhr der Kaffee auf dem Tische gestanden und Nettchen jetzt schon wieder lustig einen frischen kochte.

Arm in Arm schritten Huppertz und Daniel die Höhe hinan, und Letzterer hatte bald in das heitere Plaudern des alten, drolligen Mannes mit eingestimmt. Doch mehr denn einmal blieben sie stehen, und während Huppertz sich mit der freien Hand das Gesicht auffallend oft abtrocknete, machte er seinen jungen Gast auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam, die nun allwärts zum Vorschein kamen. Jetzt waren sie auf der Terrasse angelangt, links lugten Strom und Berge durch die mächtigen Ahornstämme und auf der andern Seite zeigte sich das langgestreckte weiße Bauwerk des Klosterhofes mit seinen grünen Fensterläden und seinem originellen Thurm.

Einen Ruf freudiger, bewundernder Ueberraschung ließ Daniel hören, als er hier das ganze herrliche Panorama des Stromes zu seinen Füßen schaute. Rasch löste er seinen Arm aus dem Huppertz' und näherte sich der eisernen Balustrade der Terrasse, um sich an dem farbenprächtigen Landschaftsbilde recht satt zu sehen, als sich vom Hause die kleine runde Gestalt Frau Nettchens löste und rasch auf die Beiden zutrippelte. Harrend, in ungeduldiger Erwartung zitternd, hatte sie dort unter der Eingangsthür gestanden und sich endlich nicht mehr bezähmen können. Sie war sonntägig geputzt, ihre neueste Haartour zierte die fast noch faltenlose Stirn und eine mächtige Haube, blüthenweiß, umgab mit ihren Bändern das freundliche, runde Antlitz der Alten. So eilte sie denn keuchend und mit Aeuglein, die wohl ihrer Thränenfeuchte halber so ungewöhnlich glänzten, auf Daniel zu, der, im Anschauen der Stromlandschaft vertieft,

ihr Kommen nicht bemerkt hatte. Plötzlich hörte dieser hinter sich das mehrmals wiederholte „Willkommen!" einer weiblichen Stimme und zwar mit einem Ton, der so eigenthümlich erregt, doch auch wieder recht lustig klang, daß der junge Mann überrascht sich umwandte. Nun sah er die drollige Gestalt der alten, runden Frau, die noch dazu so vortrefflich zu dem dicken Küfer paßte, wie sie mit Knixen ihn begrüßte, da bei seinem Anblick das Wort ihr wohl in der Kehle stecken geblieben war, und bald hätte er laut auflachen müssen. Doch das gutmüthige Gesicht, welches ihm voll zugekehrt war, zeigte einen so rührenden Ausdruck herzlicher Theilnahme, sogar Liebe, daß der junge Mann, unwillkürlich ergriffen, seine Heiterkeit bannte. Die dargereichte fleischige Hand ergriff er und drückte sie herzlich, während Frau Nettchen endlich, nur dann und wann von einem leichten Schlucksen unterbrochen und noch immer ein wenig verwirrt, zu reden begann:

„Willkommen daheim — bei uns daheim auf dem Klosterhofe, Herr Daniel! Ihr könnt es nicht wissen, wie sehr wir uns auf den Augenblick gefreut haben, Euch endlich hier und einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Dabei schüttelte und drückte sie ihm die Hand immerfort, ohne den Blick von seinem Antlitz abzuwenden. Daniel wurde es bei dieser auffallend herzlichen Begrüßung, die ihm wie auch die Worte räthselhaft vorkommen mußten, ganz sonderbar zu Muthe und fragend schaute er nach Huppertz hin, der ein verlegenes Gesicht zu machen schien und sich

ungeduldig hin- und herbewegte. Nichtsdestoweniger antwortete der junge Mann in gleich freundlicher Weise:

„Ich danke Euch von Herzen, gute Frau, für Euren überaus freundlichen Willkomm, den ich mich übrigens nicht entsinnen kann verdient zu haben, da wir uns doch zum ersten Male sehen."

„Wir sehen uns heute zum ersten Male, sagt er! Hast Du es gehört, Hupperts?" rief Frau Nettchen, jetzt wirklich mit ihren Thränen kämpfend und den Blick ebenso erstaunt wie hülfesuchend auf ihren Alten gerichtet.

Dieser beantwortete ihn sofort mit einem grimmen Anschauen und einem gleich drohend gebrummten „Sappermost!" Dann wandte er sich an Daniel und sagte: „Nehmt's ihr nicht übel, junger Herr! Mein Nettchen ist eine alte treue Haut, nur ein wenig konfus, wenn sie fremde Leute sieht und zu begrüßen hat. Kommt lieber herein, damit auch der zweite Kaffee nicht kalt wird und meine arme Alte nicht noch einen dritten kochen muß: drinnen plaudert es sich viel besser und ruhiger."

„Glaubt ihm nicht!" protestirte Frau Nettchen eifrig und durch die Zurechtweisung ihres Mannes nur noch verwirrter gemacht. „Ich bin nicht konfus, ganz und gar nicht, und weiß sehr gut, was ich sage und nicht sagen darf, Herr Johannes" —

„Daniel heißt er, sappermost!" schrie jetzt Hupperts mit einer so drohenden Stimme, die unvorsichtige Rede seiner Frau gewaltsam entzweischneidend, daß diese und

auch Daniel ordentlich zusammenfuhren. Doch Frau Nettchen, dadurch gereizt, vergaß sich nun erst recht und rief:

„Brauchst mich nicht so grob anzufahren, Hanno, weiß recht gut und ganz genau, wie der junge Mann heißt!" Und mit einem Knix fuhr sie fort: „Herr Daniel Pietro — nein, nein — Daniel Orbani."

Kaum war dieser Name erklungen, als das Gesicht Daniels eine hohe Röthe überflog und er selbst, von größtem Staunen erfaßt, einen Schritt zurückwich und die alte Frau mit einem Ausdruck des Schreckens sprachlos anstarrte, während Huppertz, die Fäuste in der Tasche seiner Jacke geballt, unhörbar vor sich hin brummte:

„Da haben wir die Bescherung, schon in der ersten Viertelstunde geht es los. O, das verdammte Weibermundwerk!"

„Wie könnt Ihr diesen Namen wissen?" sagte endlich Daniel, Frau Nettchen fast drohend wieder näher tretend. „Mein Vater hat ihn abgelegt, will ihn nie mehr hören, und nie — nie hat er ihn vor mir ausgesprochen. Durch Andere mußte ich heimlich ihn erfahren, und nun höre ich ihn hier, fern von der Heimat, von fremden Leuten!"

„Als Ihr Vater sich noch so nannte," entgegnete Frau Nettchen hastig, in ihrem Eifer sich zu vertheidigen, nicht im Geringsten der grimmen Blicke und Geberden ihres Hanno achtend, „da wohnte er hier bei uns auf dem Klosterhofe und wohl länger als einen Monat."

„Auch davon weiß ich Nichts! Selbst jetzt wo wir in Deutschland und Euch so nahe weilen, hat er mir nicht

davon gesprochen. Sonderbar!" So sagte Daniel ruhiger und sinnend.

„Zwanzig und einige Jahre sind es her," fuhr Frau Nettchen unbeirrt fort, „da kam er zu uns mit seiner Frau —"

„Wie!" fuhr Daniel aufs Neue, doch mit anderm, tief erregtem Tone auf. „Ihr habt meine Mutter gesehen — gekannt?"

Diesmal antwortete die arme Frau nicht sogleich, gegen den Doppelsinn einer solchen Frage war ihr Herz noch nicht gewaffnet. Mit der Schürze fuhr sie sich nach den Augen, blickte dann nach ihrem Hupperts hin und sagte zu diesem in rührender Einfalt:

„Er fragt, ob ich seine Mutter gekannt habe?"

„So antworte ihm mit einem kräftigen „Ja!" rief Hupperts ihr in seinen rauhesten Tönen zu, dann rasch sich Daniel nähernd. Um dem Gespräch, das immer gefährlicher zu werden drohte, ein Ende zu machen, seine unvorsichtige Alte vor der Hand nicht mehr zu Wort kommen zu lassen, redete er nun auf den jungen Mann ein. „Allerdings haben wir Ihren Vater und auch Ihre Mutter gekannt, es war eine schöne, stolze Frau, Augen wie feurige Kohlen, rabenschwarze Haare und mit einem Teint, am Tage matt wie Elfenbein, doch leuchtend beim Lichte in einer Weiße, wie meine Augen es nie gesehen. Anno 19 im Mai da kamen sie und im Juni gingen sie wieder fort, und dann — doch genug davon!" brach er plötzlich und barsch ab. „Kommt herein ins Haus, sonst ist's um den Kaffee geschehen und meine Alte muß wirklich noch einen

dritten kochen. Dann aber dürfte es uns schlimm ergehen, denn sie ist so verwirrt, daß sie uns am Ende gar irgend eine Zwiebelbrühe anstatt des Kaffees oder der Milch auftischen würde. Oder" — wandte er sich jetzt beruhigend an sein armes Nettchen — „wäre es nicht hübscher, wenn wir hier im Freien, in Gottes schöner Natur frühstückten? Was meinst Du, Nettchen? Unserm Gast würde es hier gewiß behaglicher sein, als drinnen in der finstern Stube."

„Gewiß, gewiß!" rief Frau Nettchen eifrig, wohl recht froh, für einige Augenblicke allein sein und sich vollends beruhigen zu können. Und schon trippelte sie nach dem Hause zurück, dort die nöthigen Anordnungen zu dem Frühstück im Freien zu treffen.

Daniel hatte die ganze Zeit sinnend vor sich niedergeschaut. Was er da gehört und erfahren, mußte ihn mehr als gewöhnlich beschäftigen, da es ihn auch noch Anderes, Seltsameres wollte ahnen lassen. Doch solch Grübeln zu gestatten lag nicht in Huppertz' Absicht. Er begann sofort dem jungen Manne von der Schönheit der Umgegend zu reden, die er diesem am Nachmittage theilweise zu zeigen versprach, und langsam horchte der junge Maler wieder auf. Als endlich der Kaffeetisch auf der Terrasse bereit stand, plauderten Beide unbefangen zusammen, als ob kein so verfängliches Gespräch wie das frühere zwischen ihnen stattgefunden hätte. Auch Frau Nettchen hatte sich sammeln können, und Huppertz einige Mal Gelegenheit gefunden, durch heimlich ihr zugeraunte kräftige Worte hiefür passend nachzuhelfen. So wurde das Frühstück denn durch nichts

Unangenehmes unterbrochen. Es verlief sogar recht heiter, denn nachdem die erste Begegnung und die widerstreitenden Gefühle, welche sie erweckt, überwunden waren, fanden die beiden Alten ihre natürliche Heiterkeit wieder. Sie durften sich auch trotz Allem des Augenblicks freuen, saß er ihnen doch gegenüber, der Sohn ihres Röschens, den sie schon als für immer ihnen entrissen gewähnt und betrauert hatten.

Der Vormittag ging in gleicher Weise vorüber, wenn auch Frau Nettchen mehrmals auf dem Punkte stand, den Namen Daniel mit Hans zu verwechseln, was jedoch Huppertz noch immer rechtzeitig zu verhindern wußte. Dafür tischte sie nach dem ersten Frühstück sogleich das kompakte zweite auf und nöthigte den jungen Mann trotz allen Sträubens zuzulangen. In solchen Fehler verfiel auch der vorsichtigere Huppertz, er quälte Daniel, der, von der Schönheit der Gegend mächtig angeregt, ein emsiges Zeichnen begonnen hatte, mit den besten Jahrgängen seines Kellers. Er holte sogar eine Flasche des berühmten Elfers aus seiner unterirdischen Schatzkammer hervor, und hätte Daniel nur genippt von all den ihm vorgestellten und angepriesenen Sorten, so würde es um seine Vernunft für den ganzen Tag geschehen gewesen sein. Hierbei zeigte sich nun wieder Frau Nettchen von ihrer besten Seite. Was Huppertz an Flaschen auch nur auftischte, schleppte sie besorgt wieder fort, noch bevor der mächtige Pfropfenzieher seine Arbeit hatte beginnen können, was jedes Mal zu einem Wettstreit zwischen den beiden alten Leutchen Anlaß gab, der so überaus drollig wirkte, daß Daniel hell auflachen mußte.

Aehnliches wiederholte sich während des Mittagessens, das so reichlich an Fleisch und Fischen sich erwies, als ob es gegolten hätte, eine ganze Gesellschaft ausgehungerter Reisende zu sättigen und nicht drei Personen, die bereits zweimal — und wie! — gefrühstückt hatten. Hier behielt indessen Huppertz die Oberhand und Daniel stieß gern mit ihm an und freute sich des herrlichen Weines.

Als der letzte genöthigte Bissen verzehrt, das letzte Glas vom Allerallerbesten — und diesmal war es unübertroffener Vierunddreißiger — geleert, da konnte Daniel sich nicht mehr halten. Er sprang auf und eilte hinaus, sein glühendes Antlitz an der frischen Luft des Stromes zu kühlen. Eine Weile blieben Huppertz und Frau Nettchen noch im Hause, heimlich und eifrig zusammen redend, dann folgte der Küfer dem jungen Manne, jetzt mit diesem den geplanten weitern Spaziergang anzutreten.

In den Weinbergen zeigte er ihm die schönsten Plätzchen, die in ihren Weinlauben die verschiedensten Aussichten auf den Strom und seine Ufer boten. Dann schritten sie über die Höhe dahin, um in weitem Bogen über Feldwege, durch grüne Wälder in das Thal und wieder an den Strom zu gelangen. Anfänglich plauderten Beide, noch von dem genossenen köstlichen Wein erregt, in heiterer, fast lustiger Weise zusammen, doch nach und nach wurde Huppertz stiller, endlich sogar auffallend wortkarg. Er ließ seinen jungen Gefährten erzählen und horchte dessen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit. Daniel that es gern, und von einzelnen Worten Huppertz' geleitet, begann er von seiner

Jugend zu reden und von den ersten Eindrücken und Erinnerungen, die ihm geblieben. Doch nur von dem Aufenthalt in dem schönen Boboli-Garten zu Florenz wußte er zu berichten, wo er sich als heranwachsendes Kind gefunden und den er dann nicht mehr verlassen, bis er mit der Familie des Herrn van Embden und seinem Vater hierhergezogen war. Auch seiner Mutter erwähnte er, die er nur durch ein Bildniß kenne, das sich in Florenz befinde und der Beschreibung gleiche, welche sein freundlicher Wirth in wenigen Worten von ihr entworfen habe. Hierbei wurde sein Reden ernster und endete endlich in einigen unzusammenhängenden Worten über eigenthümliche Verhältnisse, die seinen Vater veranlaßt hätten, den hier zum ersten Mal ihm laut erklungenen Namen Orbani abzulegen. Huppertz schwieg. Was Daniel angedeutet, war kein Räthsel mehr für ihn, der alte Geiger hatte sich ihm gegenüber ja schon offen ausgesprochen. Anderes beschäftigte ihn. Da erhob sich die Stimme Daniels plötzlich wieder zu hellem Klange. „Nachdem ich Ihnen Alles erzählt habe, was Sie über mich zu wissen wünschen," sagte er lebhaft, „bitte ich nun auch meinem Verlangen nachzukommen und mir zu sagen, wie mein Vater und meine Mutter hieher verschlagen wurden. Denn welches Interesse sie hätten haben können, ohne irgend einen besonderen Grund hier bei Ihnen so lange zu weilen, ist mir unerklärlich; es reizt meine Neugierde, die Sie gewiß begreiflich finden werden. Erzählen Sie mir von den Meinigen — so weit Sie dies können — und dürfen."

Mit auffallendem Ernst und zögernd hatte er geendet und Huppertz war stehen geblieben, als ob er das Verlangen des jungen Mannes bei sich überlege. Auf ihrer lang andauernden Wanderung waren sie durch einen jungen Eichenschlag in ein Seitenthal gelangt, das sich mehr und mehr erweiternd an seinem Ausgang ein Städtchen mit hohem, spitzem Kirchthurm und die jenseitigen Höhen des Flusses sehen ließ. Beide standen just vor einer ziemlich langen, niedern Mauer, von rauhen Steinen errichtet, über die einzelne Steinplatten in verschiedenen Formen, dann schwarze und steinerne Kreuze hervorsahen. Es mußte der Friedhof des Ortes sein, dem sie sich näherten, worauf auch ein eisernes halboffenes Thor deutete, das sich in ihrer Nähe befand.

„Treten Sie mit mir ein, Herr Daniel,“ sagte Huppertz nach einer kleinen Pause Sinnens und mit weicher Stimme. „Unser einziges Kind schläft hier und nie gehe ich an dem Thor vorüber, ohne einzutreten, der Geschiedenen in Liebe zu gedenken. Auch Sie dürfen schon dem Grabe nahen, um der Todten einen milden Gruß zu weihen, denn unser armes Röschen war lieb und brav und verdient ein treues Andenken von allen guten Menschen, somit auch von Ihnen, Herr Daniel. Auch könnte ich dort am besten Ihre Frage beantworten, denn auch von der Todten werde ich dabei zu reden haben.“

Daniel fand sich von den schlichten Worten seltsam berührt und folgte schweigend dem Alten, der jetzt das Thorgitter vollends öffnete, um den jungen Mann an sich

vorbei in die Begräbnißstätte eintreten zu lassen. Voll, mit einem tiefen schmerzlichen Blick schaute er ihn dabei an, still sich sagend:

„Nur eins habe ich gelobt, ihm zu verschweigen, und werde mein Wort, so gut es gehen will, halten — es muß ja sein! Doch alles Andere darf ich ihm sagen und er soll es erfahren, es ist ja auch das einzige mögliche Mittel, ihn uns in etwas näher zu bringen."

Dann schritt er, Daniel führend, durch die Reihen der Gräber der gegenüberliegenden Mauer zu.

Dort erhob sich in freundlicher Umgebung ein einfacher Grabhügel mit einem Kreuz zu Häupten, beide ganz mit Epheu bedeckt und umschlungen, dessen Grün bald tiefdunkel, bald wieder in einem hellern Glanze schimmerte. Die niedere Mauer hatte an dieser Stelle eine neue Krönung erhalten, auf der ein kleines goldenes Kreuz sich erhob, das, von der Nachmittagssonne bestrahlt, sich glänzend von dem mattblauen Himmel abhob. Die steinerne Umfassung der Grabstätte zeigte, daß diese noch Raum für zwei andere Gräber hatte, die zu beiden Seiten des immergrünen Hügels ihre Stelle finden sollten. Niedere immergrüne Sträucher, von Rosenbäumchen untermischt, umgaben sie, und in den beiden Ecken nächst der Mauer erhoben sich zwei schlanke Tulpenbäume, die mit dem hellen Blättergrün ihrer Kronen das goldene Kreuz gleich einem Baldachin überwölbten. In der Mauerfläche des Aufbaues befand sich eine weiße Marmorplatte, die in Goldbuchstaben den Namen „Röschen Urban, geb. Huppertz" und Tag und

Jahr ihrer Geburt und ihres Todes zeigte. Eine einfache Bank von Naturholz stand unter einem der Bäume, auf diese deutete Hupperz, den jungen Mann einladend, sich dort niederzulassen. Doch des Alten Auge blieb dabei auf dem Grabhügel seines Kindes haften, und den Hut abnehmend, faltete er die Hände zu einem stillen Gebet, das jedoch ein frohes sein mußte, wie seine Mienen sagten, trotzdem schwere Thränen ihm die Wangen niedertropften.

Ergriffen von der tiefen Bewegung des alten Mannes, nahm auch Daniel seinen Hut ab und betete für die, welche dort unter dem Rasen schlummerte, die er nicht gekannt hatte, die ihm fremd war — und doch so nahe stand.

Hupperz bemerkte das unwillkürliche Thun Daniels wohl und schien tief davon gerührt zu sein, und nun weinte er wirklich. Er erfaßte die Hand des jungen Mannes und drückte sie lange und mit zitternder Bewegung, wohl als Dank für das Mitgefühl, welches dieser gezeigt. Nun dauerte es eine ganze Weile, bis er sich wieder gefaßt hatte und zu reden im Stande war, endlich sagte er:

„Und nun lassen Sie sich hier für einige Augenblicke nieder, ich werde Ihnen mit wenigen Worten sagen, was Sie zu wissen wünschen, so weit als ich — im Stande dazu bin."

Beide setzten sich auf die Bank unter dem grünen Baume und noch immer ließen sie ihre Blicke auf der freundlichen Grabstätte ruhen, bis Hupperz endlich langsam mit einer ernsten Ruhe zu reden begann:

„Was ich Ihnen vorerst mittheilen muß, ist tief

traurig und zwingt mich zugleich, als Ankläger aufzutreten, denn vergessen kann ich nicht, und um zu vergeben, dazu fühle ich mich noch immer nicht stark genug. Sie mögen selber urtheilen. Die hier schläft, war unser einziges Kind. Ein braveres, gutherzigeres Mädchen, als unser Röschen war, und lieb und hübsch dazu, können Sie sich nicht denken, Herr Daniel. Alle Menschen hatten Freude an ihr und Allen war sie gut — und ach — erst ihren Eltern! Wie hing sie in reiner Liebe uns an und wie vergalten wir es ihr! Da kam er, der Leonard, um sie uns zu nehmen. Er war ein hübscher Mann, ein gescheiter, gewandter Kaufmann, doch hatte er bis dahin leichtfertig in den Tag hineingelebt. Seine guten Eigenschaften machten uns blind für seine Fehler und — unser Kind liebte ihn. So willigten wir denn ein, das Allerbeste für Beide von dieser Verbindung hoffend. Ich, Herr, muß mich sogar anklagen, ihnen die Wege dazu geebnet zu haben. Nun begann unser Unglück. Der Leonard hatte uns Alle hintergangen, er liebte sein armes, liebes und so hübsches Weib nicht einmal und suchte anderwärts seine Freuden, die er glaubte daheim nicht finden zu können. Unser Röschen schenkte ihm — einen Knaben, den wir — Johannes tauften, doch der herzlose Vater achtete dieses Himmelsglücks nicht, Weib und Kind stieß er von sich und ging seinem Lotterleben nach. Das brach dem armen Röschen das Herz, es welkte rasch und sichtlich dem Grabe zu. Auch dieses Elend rührte ihn nicht. In der letzten Nacht ihres Lebens, anstatt an ihrem Sterbebette zu weilen, der Armen,

deren trauriges Los er allein verschuldet hatte, den letzten Augenblick zu erleichtern — der Todten die Augen zu schließen — verließ er sie mit rauhem Wort auf den Lippen, um — seinen sündigen Lüsten nachzugehen.

„Ach, Herr, es war ein Jammer, als wir sie am Morgen todt auf ihrem Lager fanden, ein Jammer, der jedes Herz hätte rühren müssen — nur das seinige blieb kalt. Doch nun war auch er todt für uns. O, wenn Sie wüßten, was die Aermste gelitten hatte — gelitten durch ihn! Doch nun war sie erlöst von allem Erdenleid, nur wir mußten unser Elend weiter tragen. Anfangs wollten wir in unserm Leid verzweifeln und mein armes Weib und ich glaubten nicht anders, als uns hinlegen zu müssen neben unser Kind zur ewigen Ruhe. Doch noch Schlimmeres ward uns aufgespart — durch ihn, den Unseligen — der alle unglücklich gemacht hat, in deren Nähe er gekommen, uns, seinen Wohlthäter Herrn van Embden, sogar —"

„Herrn van Embden?!" rief Daniel unwillkürlich, die Rede Huppertz' unterbrechend.

Dieser, der sich von seiner innern Bewegung hatte hinreißen lassen, fuhr erschrocken zusammen und sagte, sich gewaltsam fassend und einlenkend:

„Genug der Anklagen, die mit Ihrer Frage kaum zusammenhängen. Die Erinnerung an das, was wir, was unser armes Kind gelitten, riß mich fort, Sie müssen dem alten Manne schon verzeihen."

„Ich nehme den innigsten Antheil an Eurem Unglück, mein lieber Herr Huppertz," sagte Daniel, tief ergriffen

dem Alten die Hand drückend. „Es hat eine solche Theilnahme in mir erweckt, mein Herz mit einem solchen schmerzlichen Weh erfüllt, als ob auch ich davon betroffen worden wäre. Mitleid mit der Todten, die dort vor uns schlummert, empfand ich schon unwillkürlich beim Anblick ihres Grabes, und nun, da ich das traurige Schicksal der Armen kennen gelernt, meine ich — ich müßte sie verehren und lieben!"

„Dank Ihnen, mein lieber Daniel, für diese Worte!" rief Huppertz, der sich kaum noch halten konnte, mit Thränen in den Augen, und die Hand des jungen Mannes, die er noch immer hielt, mit krampfhaftem Zittern pressend. „Wie sie meinem armen Herzen wohlthun, vermag ich nicht zu sagen, denn — ich kann mir nicht helfen, muß es mir vom Herzen sprechen — ich war Ihnen schon gut vom allerersten Augenblick an, da ich Sie gesehen. Doch, sappermost," rief er plötzlich mit einem grimmen Unwillen gegen sich selbst, „wir kommen immer weiter von unserm Wege ab und die Zeit vergeht, mein armes Nettchen wird gar zu sehr nach uns verlangen. Hören Sie deshalb, was ich Ihnen noch auf Ihre Frage zu sagen habe. Und es ist wichtig! Nur dürfen Sie mir nicht in Aufregung darüber gerathen." Ein tiefes Aufathmen folgte, dann fuhr er in seiner frühern schlichten Redeweise fort:

„Mein Schwiegersohn, der Leonard, besaß einen Bruder, den er seit seinen Knabenjahren nicht mehr gesehen hatte. Auf einer Reise war er ihm in London begegnet, und etwa ein halbes Jahr nach dem Tode unseres armen Röschens zog dieser Bruder mit seiner Frau als

Gast meines Schwiegersohnes auf dem Klosterhof ein. Doch derselbe führte nicht mehr den deutschen Familiennamen Urban — er war ein großer Virtuose geworden und nannte sich — Orbani."

„Mein Vater?!" schrie Daniel auf, dabei in größter Aufregung von seinem Sitz emporspringend. „Mein Vater ist der Bruder des Mannes, der Ihre Tochter so tief unglücklich gemacht, ihren Tod verschuldet hat, dem er selbst das Unglück seines ganzen Lebens verdankt, den Sie weiter noch als Sünder an seinem Wohlthäter Herrn van Embden bezeichnet haben? Reden Sie, wiederholen Sie mir noch einmal, was mich so verwirrt, daß ich es noch nicht zu fassen vermag."

„Wie ich gesagt, so verhält es sich," entgegnete Huppertz mit größter Ruhe dem Aufgeregten. „Peter Urban — oder Pietro Orbani — oder Pietro, wie er sich jetzt nennt, ist der Bruder Leonard Urbans, des unwürdigen Gatten meines armen todten Kindes!"

„O, nun begreife ich manches, was mir ein Räthsel dünken mußte!" rief Daniel leise, mit der Hand die Stirn pressend und die Augen bedeckend. „Hier sah er sie — die ich meine Mutter nennen muß — und folgte ihr dann nach Florenz, um sie — entsetzlich! Und hier muß ich neue, schwere Schuld des Mannes vernehmen, der uns, Euch und noch Andere so tief unglücklich gemacht hat!"

„Hier sah er sie und folgte ihr dann nach Florenz," wiederholte Huppertz leise und wie zu sich selbst die Worte Daniels.

„Nun weiß ich auch, weshalb mein Vater es vermied, von dem Orte hier zu reden — weshalb er auch gestern mich mit Unmuth ziehen ließ. Hier mußte ich erfahren, was er mir verschweigen wollte.“

„Und wenn ich Ihnen einen Freundesrath geben soll,“ sagte Huppertz, der sich nun auch erhoben hatte und dem Erregten die Hand besänftigend auf die Schulter legte, „so reden Sie daheim nicht von dem, was Sie hier an diesem Grabe gehört haben. Es ist besser so — es ist sogar eine Nothwendigkeit. Doch nun wollen wir gehen, es wäre eine Sünde, mein armes Weib noch länger vergebens warten zu lassen.“

Daniel folgte der Aufforderung nicht; ohne sich von der Stelle zu bewegen, wandte er sich wieder an Huppertz mit den Worten:

„Eines haben Sie vergessen mir mitzutheilen. Von einem Sohne der Todten sprachen Sie, was ist aus ihm geworden?“

„Für uns — ist er todt!“ entgegnete Huppertz tonlos und mit tiefer Bewegung.

„Armer Mann!“ rief Daniel erschüttert, einen langen Blick auf den Alten werfend, der mit gesenktem Haupte, nassen Augen vor ihm stand. Dann näherte er sich dem Grabe Röschens und niederknieend sagte er, den Blick auf Huppertz gerichtet, in schlichter Weise: „Für ihn, der sich an uns Allen so schwer versündigt hat, will ich beten, die Todte anflehen, daß sie ihm vergeben und ihr reiner Geist mit uns Allen sein möge.“

„Amen!“ hauchte Huppertz vor sich hin. Und wie der Sohn am Grabe der Mutter, so betete auch er inbrünstig zu dem Herrn der Welt, der ihm hier am Grabe seines Kindes, in seinem Leid, dennoch eine solche reine Freude beschert hatte.

Als Daniel sich erhob, hielt der arme Huppertz sich nicht mehr. Die Arme breitete er aus und umarmte Daniel, der ohne Zaudern und in herzlicher Liebe den Kuß des alten Mannes erwiderte, zu dem er sich in einer so mächtigen, geheimnißvollen Weise hingezogen fühlte.

Dann verließen Beide den stillen Friedhof und schlugen den nächsten Weg ein, der nach der Höhe und dem Klosterhofe zurückführte.

Was hatte Frau Nettchen während dieser langen Zeit begonnen?“

Ach, nur ein einziger Gedanke beschäftigte sie, nur das Kind ihres Röschens sah sie vor sich in seiner stattlichen, jugendfrischen Gestalt, das sie endlich wiedergefunden und doch nicht ihr eigen nennen durfte. Doch schon das Glück, ihn gesehen, seine Stimme vernommen zu haben, mit ihm reden zu dürfen, dünkte der guten Frau in ihrer Herzensdemuth als eine große Gnade des Himmels, für die sie ihrem lieben Gott nicht genug danken könne, alles Andere seiner Weisheit und Güte vertrauensvoll überlassend. „Wenn er mir nur Kraft genug giebt, mein Wort zu halten und mich nicht zu verrathen!“ seufzte sie. „Ich liebe ihn jetzt schon zu sehr und weiß nicht, wie es möglich sein wird,

ihm dies, besonders wenn er Abschied von mir nehmen will, zu verheimlichen."

Nachdem die beiden Männer von ihr gegangen, die Gestalt Daniels ihrem Auge entschwunden war, hatte sie sich auf ihren gewohnten Sitz am Tisch und dem Bilde Röschens gegenüber niedergelassen. Unbeweglich saß sie den ganzen Nachmittag da, den Blick auf das kleine Portrait gerichtet, bald ihm entgegenlachend, bald Freudenthränen weinend. Nicht achtete sie der geliebten Kaffeekanne, welche die Magd zur gewohnten Stunde mit allem Zubehör auf den Tisch gestellt; die gute Alte mußte daran erinnert werden, und als sie das gefüllte Schälchen zum Munde führe, war der Inhalt eiskalt geworden. Doch was hatte das zu sagen? Ihr Herz schlug dafür um so wärmer, und der braune Trank kühlte diesmal die fremde Gluth, welche wieder seit langen Jahren ihr Inneres durchzog. Auch den kalten Kaffee schlürfend, wandte sie ihr Auge nicht von dem Bilde Röschens ab, und dies ungewohnte Thun, dies Lachen und Reden allein für sich mußte der Magd nicht wenig auffallen, welche kopfschüttelnd das Geschirr hinaustrug, um dafür den Tisch für den schon seit gestern angeordneten Nachtimbiß herzurichten.

So fanden Hupperz und Daniel Frau Nettchen, als sie endlich fast bei scheidender Sonne wieder in die Stube des Klosterhofes traten. Der Willkomm von Seiten der alten Frau war in seiner demüthigen Einfachheit dennoch ein überaus herzgewinnender, und Daniel, der jetzt das Leid kannte, welches ihr Mutterherz hatte erdulden müssen,

empfand dabei eine Rührung, die er weder bemeistern noch sich recht erklären konnte. Er drückte Frau Nettchen lange und herzlich die Hand, während Huppertz in schlichter, offener Weise erzählte, daß sie auf dem Friedhofe gewesen seien und wie ihr junger Gast die Erzählung ihrer traurigen Schicksale aufgenommen und für ihr Röschen so fromm gebetet habe. Da deutete die Alte unter merklichem Zwinkern der Aeuglein auf das bescheidene Bild an der Wand und sagte:

„Sie, die jetzt im Himmel ist, wird Ihnen diese Liebe lohnen, Herr — Daniel!"

Dann wandte sie sich ab, ihre Thränen zu verbergen.

Daniel war rasch auf das Bildchen zugetreten, das er behutsam von der Wand nahm und dem Fenster näher brachte, um es genauer ansehen zu können. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hatten den ganzen Horizont mit einer rothen Gluth übergossen, ihr Widerschein fiel durch die Scheiben grade auf das Bild und ihr milder, rothgoldener Glanz hauchte die Züge rosig an, er schien ihnen ein wirkliches Leben verleihen zu wollen.

„Welch liebliches Antlitz!" sagte Daniel sinnend vor sich hin. Dann vertiefte er sich in den Anblick der Züge und es war, als ob er immer ernster werde und schärfer schaue.

Huppertz hatte sich ihm leise genährt, und überrascht von der wunderbaren Wirkung, welche die Beleuchtung auf das Bild ausübte, die er bis jetzt noch nicht hatte beobachten können, winkte er sein Nettchen behutsam heran.

Als diese neben ihm stand, sich auf den Zehen emporstreckte, um besser sehen zu können, raunte er ihr zu:

„Sieh nur, es ist als ob sie lebte!"

„Sonderbar!" sprach in diesem Augenblick Daniel mit tiefem Ernst vor sich hin. „Wie der Anblick des Bildes mich seltsam ergreift, mein Herz höher schlagen macht. Ist es mir doch, als ob die Züge mir nicht fremd wären — als ob ich dieses Lächeln, diese Wangengrübchen schon geschaut — als ob dieser freundliche Blick schon auf mir geruht hätte! Sonderbar! Es muß so sein, und dennoch — dennoch entsinne ich mich nicht, wo."

Verwirrt von diesen Gedanken erhob er den Blick, um fragend um sich zu schauen, von den beiden alten Leuten, die ihn mit einer so ganz besondern Herzlichkeit aufgenommen, eine Erklärung dieses Räthsels zu verlangen.

Da stutzte er aufs Neue, denn Huppertz war mit den Daniel unhörbaren Worten: „Das ertrage ein Anderer, ich vermag es nicht!" auf die Bank gesunken, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, und vor ihm stand die alte Frau, ihn zwischen Lachen und Weinen anschauend, mit Worten kämpfend, die ihr auf den Lippen liegen mußten und die sie dennoch nicht die Kraft oder den Muth hatte, auszusprechen. „Dieser Blick ist der Deinige," hätte sie ihm zurufen mögen, „dieses Lächeln, diese Wangengrübchen gehören Dir an wie dem Bilde, denn es ist das — Deiner Mutter!" Doch sie vermochte es nicht. Dafür streckte sie Daniel endlich die Arme entgegen, und nun war es, als ob auch die zitternden Laute zu Worten werden wollten

— da ertönte eine fremde Stimme vom Eingang der Stube her, die langsam, mit kaltem Tone sprach:

„So geben Sie ihr doch das Bild, Herr Daniel, Sie sehen ja, wie sehr Frau Huppertz danach verlangt.“

Unter der Stubenthür stand Frau Siebold, mit ernstem Blick auf die beiden alten Leute schauend. Der Bann war gelöst, das Unheil noch im allerletzten Augenblick abgewandt worden, und Daniel, wie aus einem Traume erwachend, wandte sich an Frau Nettchen, welche die Arme mit einem bangen Seufzer wieder hatte sinken lassen. Ihr das Bild darreichend, sagte er mit weichem Tone:

„Verzeiht, liebe Frau Huppertz, daß ich es so lange für mich in Anspruch nahm, die reinen Züge übten einen unbeschreiblichen Zauber auf mich aus. Doch müßt Ihr mir das Portrait später auf einige Tage anvertrauen, denn ich will es kopiren und in Farben wiedergeben, wie es mein Herz mich schauen ließ. Nehmt!“

Doch Frau Nettchen griff nicht zu. Der unerwartete Schlag hatte zu hart gewirkt und an Körper und Geist fühlte sie sich gelähmt. Da stand schon Huppertz an ihrer Seite und empfing anstatt ihrer das Bild. „Ihr sollt es haben, heute noch!“ murmelte er zu Daniel gewandt und legte dann das kleine Bild beiseite, wohl absichtlich an einen entlegenen Platz, um es später unbemerkt mit sich hinwegnehmen zu können.

Ohne des Geschehenen weiter zu erwähnen, mahnte Frau Siebold in ihrer ruhigen Weise zum Aufbruche. Die Angelegenheit, welche sie hiehergeführt, sei abgethan, sagte

sie, und das Schiff dürfe nicht versäumt werden. Still setzte man sich zu Tisch, doch das Mahl war kein freudiges wie am Mittag, denn die Trennung stand bevor und ein Jeder war mit seinen eigenen Gedanken allzu beschäftigt. Da nahm Daniel Abschied. Frau Nettchen sprach kaum, die Gegenwart der bleichen Frau Siebold schloß ihr die Lippen, und mit jedem Worte fürchtete sie sich zu verrathen. Nur schüchtern wagte sie von einem Wiederkommen zu reden, was Daniel, ihr lange die Hand drückend, mit herzlichen Worten versprach. Nun wandte er sich zum Gehen. Huppertz hatte die Absicht ausgesprochen, die Beiden bis zum Schiffe zu begleiten, doch schon unter der Thür schien er sich eines Andern zu besinnen.

„Es geht nicht!" sprach er mit Anstrengung. „Besser ist's, ich bleibe hier und bei meiner Alten. Wir haben noch mancherlei zusammen zu reden."

Dann steckte er Daniel heimlich ein kleines Röllchen in Papier gehüllt zu und flüsterte dabei:

„Nehmt, es ist ihr Bild! Haltet's in Ehren und wahret es mir gut."

Hierauf kehrt er sich um und verschwand im Dunkel der Wohnung.

Schweigend schritten die Beiden die Höhen hinab. Frau Siebold störte den Gedankengang ihres jungen Gefährten durch kein Wort und auch auf dem Schiffe blieb sie einsilbig. Jeder Frage schien sie ausweichen zu wollen, wie sie auch keine an Daniel richtete. Müdigkeit vorschützend, zog sie sich in den, den Frauen reservirten Nebenraum zurück

und Daniel fand nun volle Gelegenheit, über all das Seltsame und Ergreifende, das ihm der heutige Tag gebracht, nachzudenken und ungehindert das kleine Bild zu betrachten, das ihm einen so übermächtigen Eindruck gemacht hatte.

Auf dem Klosterhofe sagte Huppertz zu seinem Nettchen: „Beruhige und freue Dich, Alte! Der Junge hat nicht allein die Züge, sondern auch das gute Herz seiner Mutter. Er liebt unser Röschen jetzt schon, als wüßte er, was die Todte ihm gewesen. Wir dürfen zufrieden sein und in Ruhe der Zukunft entgegensehen. Es giebt eine Macht, die stärker ist als des Menschen Wille, und ihr müssen wir Alle uns beugen; ihr wollen wir vertrauen und in Geduld abwarten, wie und wohin sie uns führen wird."

„Wenn es nur nicht gar zu lange dauert," antwortete Frau Nettchen mit einem wehmüthigen Seufzer, „und ich es bis dahin werde aushalten können!"

Achtes Kapitel.

Im Atelier.

Drei Wochen waren vergangen seit dem kurzen Ausflug nach dem Klosterhofe. In ernster Stimmung war damals Daniel heimgekehrt und diese heute noch nicht von ihm gewichen; sie hatte sogar eine Steigerung erfahren, die ihn veranlaßte, so viel als möglich die Einsamkeit seines Ateliers aufzusuchen, wo er dann rastlos sich der Arbeit hingab, um bald wieder in ein brütendes Sinnen zu verfallen. Nur wenn Andrea an seiner Seite weilte, allein bei ihm, oder aus der Ferne von Frau Siebold überwacht, dann öffnete sich des jungen Mannes Herz, dann blickte sein Auge wieder hell und lebensfroh auf und Worte fand sein Mund, die wie Himmelsbotschaft in das Herz des Mädchens einzogen, eine Liebe entflammten, die beide der Erde und deren Sorgen entrückte, ihnen den stillen Raum zu einem Paradiese wandeln wollte. Auch Andrea bedurfte solcher beseligenden Augenblicke, denn auch sie war nur zu oft mit Gedanken beschäftigt, die sie peinigen mußten. Das Geheimniß ihrer Liebe bedrückte sie mehr und

mehr und zugleich verwirrte es sie nicht wenig, daß der Vater wie die Großmutter zu billigen schienen, was ihnen nicht unbekannt hatte bleiben können, und dennoch einem Geständniß ihres Kindes auswichen. Ach, und immer mehr empfand das arme Mädchen die Sehnsucht, den Eltern zu sagen, was in ihrem Herzen vorging und ohne deren Segen ihr endlich eine Sünde dünken wollte. Weit ernstern Grund zu grübeln und zu sinnen glaubte Daniel zu haben. Als er mit Frau Siebold von dem Klosterhofe heimgekehrt, war seine erste Frage nach dem Vater gewesen und er hatte diesen krank und zu Bette liegend gefunden. Erschrocken und mit lautem Ausruf: Vater, Vater! in welchem sich seine ganze Liebe zu dem alten Manne kundgegeben, war er auf ihn zugestürzt und der Geiger hatte beim Klange dieses Namens ihm das Antlitz zugewandt, die Hände entgegen gestreckt und unter Thränen ihn angelächelt, so auffallend erregt und herzlich ihn begrüßt, als ob dies Wiedersehen nach kurzer Trennung einem Kinde gegolten, das der Vater bereits verloren geglaubt und nun wiedergefunden hätte. Die Krankheit schien verschwunden zu sein, und bald saßen beide in einer Fensternische, und Daniel mußte seine Erlebnisse erzählen. „Du böser, lieber Vater," hatte er gesagt, „Du hast Geheimnisse vor mir, die auf die Dauer mir doch nicht verborgen bleiben konnten. Auf dem Klosterhofe bist Du bekannt und warst schon einmal dort bei Deinem Bruder, der mit den Seinigen dort wohnte und — Deinen Familiennamen führte. Besser wäre es gewesen,

Du hättest mir dies Alles selbst mitgetheilt, als daß ich es nun durch Fremde habe erfahren müssen."

„Weiter, weiter, mein lieber Sohn!" hatte die Antwort des Alten gelautet, von dem dabei mit sichtlicher Freude der Name „Sohn" betont und durch einen langen Druck seiner Hand bekräftigt worden war. „Jetzt kann ich Alles hören und Nichts darfst Du mir verschweigen."

Und Daniel hatte ihm erzählt, was er am Grabe Röschens über Urban erfahren, dann den Vater gefragt, weshalb er ihm dies verschwiegen, und nach kurzer Pause Sinnens hatte der alte Geiger mit einem auffallenden Ernste geantwortet:

„Eine große, schwere Sünde hat mein unwürdiger Bruder an seinem Wohlthäter, unserm edlen Hausherrn, begangen, die dieser wohl nie wird vergeben können. Und deshalb, mein Sohn, schwieg ich von allen dem, was Du nun erfahren hast. Es ist vielleicht gut, das es so gekommen ist, denn einmal mußte es Dir doch kund werden, und ich kann nur dem Himmel danken, daß damit die Enthüllungen für Dich zu Ende gewesen sind. Forsche nicht weiter und berge das, was Du weißt, wie ein gefährliches Geheimniß in Deiner Brust, soll es nicht Dein und unser aller Unglück werden."

Damit hatte die Unterredung ihr Ende gefunden, und mit den verwirrenden Gedanken an ein neues Räthsel war Daniel an seine gewohnte tägliche Arbeit gegangen. Das Bild des todten Röschens hatte er begonnen; an versteckter Stelle, hinter Möbelstücken und halb fertigen Gemälden,

doch einem der Fenster nahe, stand eine Staffelei, und hier saß er nun an jedem frühen Morgen, zu jeder Stunde des Tages, wo er sich allein und unbeobachtet wußte, denn Niemand, selbst Andrea nicht, sollte von dem Bilde Etwas erfahren. Einen bestimmten Grund, weshalb er sein Thun so geheim hielt, vermochte er nicht anzugeben, nur eine bange ahnungsvolle Scheu trieb ihn dazu, und diese übte ihre Herrschaft immer zwingender über ihn aus, je mehr das Portrait seiner Vollendung entgegenging. Saß er in stiller Stunde vor dem Bilde, dann geschah es oft, daß er Pinsel und Palette hinlegte und sich in den Anblick der lieblichen Züge vertiefte, die ihm immer bekannter vorkommen wollten, so daß er wähnte, ihrem Urbilbe wirklich näher gestanden zu haben. Er erschrak endlich vor dem Bilde, denn nun meinte er sogar, daß es ihn mit seinen eigenen Blicken anschaue, mit seinem eigenen Lächeln grüße, und die seltsamsten Gedanken stiegen dabei in ihm auf, die ihn beunruhigten, verwirrten und ihm das Blut nach den Schläfen trieben. Dann zog er den schweren Vorhang vor das Bild, es zu bergen, sprang auf, um ins Freie zu eilen, dort nach erlösender Ruhe zu ringen.

Wie kam es nur, daß Daniel in solchen Augenblicken ungewöhnlicher, fast fieberhafter Erregung den glühenden Blick unwillkürlich in die Höhe richtete, nach der Decke seines Ateliers, als ob er diese hätte durchdringen wollen, während der Versucher in seinem Innern ihm zuraunte: „Dort oben, hinter den geschlossenen Fenstern, in den öden

geheimnißvollen Räumen liegt die Lösung aller Räthsel, die Dich umgeben und quälen."

Dieser Gedanke hielt ihn mit einer fast dämonischen Macht gefangen, und durchirrte er dann den kleinen Garten so hemmte er seine Schritte nur, um durch das Blättergrün der Bäume und Gesträuche nach dem düstern Drei-Königen-Hause und seinen vielen geschlossenen Fenstern zu spähen.

Bei solchen Anlässen konnte es nicht fehlen, daß Daniel von dem Wächter des Hofes und Thores, dem alten Willem, bemerkt wurde, dem das seltsame Thun des Malers auffallen mußte. Kopfschüttelnd beobachtete der Alte ihn aus der Ferne, doch eines Morgens trat er keck an Daniel heran und fragte den erschrocken Zusammenfahrenden, ob er wohl glaube, mit seinem Blick durch die geschlossenen Fenster in das Innere des Hauses dringen zu können? Doch dies, meinte er mit schlauem Lächeln, sei nicht wohl möglich, da die Bohlenläden zu dick und zu fest gefügt wären. Die Gelegenheit war günstig, Daniel konnte der Versuchung nicht wiederstehen, sie zu benutzen, um von dem Alten Näheres zu erfahren, obgleich er sich sagen mußte, daß dies heimliche Forschen ein an Herrn van Embden begangenes Unrecht sei. Dennoch drängte es ihn unwiderstehlich dazu, und er begann mit dem Manne ein Gespräch. Hierbei erfuhr er nun, was ihm das früher von Andrea Gehörte erklärte, daß Frau van Embden in der ersten Etage gestorben und diese von Stunde an geschlossen worden sei, wie sie es auch schon lange — lange Jahre vorher gewesen wäre. Weshalb es geschehen, könne außer

Herrn Winand wohl nur noch Einer sagen, setzte Willem noch mit geheimnißvoller Miene hinzu; er habe dies bei seinem Eintritt in das Haus vor etwa zwanzig Jahren aus ganz sicherm Munde vernommen. Und als Daniel zögernd nach diesem Einen zu fragen wagte, hörte er einen Namen, den er wie einen Dolchstich zu spüren meinte, denn er lautete: „Leonard Urban."

Mit diesem Namen, der, hier genannt, ihm die räthselhaften Reden des alten Huppertz und seines Vaters ergänzen mußte, war es, als ob ein neues und tiefernstes Geheimniß ihm näher rücken wolle, um ihn zu betäuben, darnieder zu werfen, und aufgeregter als er das Haus verlassen hatte, mußte er wieder dorthin zurückkehren.

Also, in einer stets wiederkehrenden Aufregung waren etwa drei Wochen vergangen, nnd vollendet stand, trotz heimlichem Grübeln und Ringen, das Bild Röschens zum Einpacken fertig auf der Staffelei. Andrea, die meistens die Nachmittage zeichnend und plaudernd hier zubrachte, hatte noch immer keine Ahnung von dem Bilde, ebensowenig wie Frau Siebold. Diese nahte gewöhnlich gegen Abend unbemerkt den Beiden und ließ sich in ihrer Nähe arbeitend nieder, bis die Stunde des Nachtessens gekommen war und Daniel Abschied nahm, um zu seinem Vater zu gehen, oder Alle in die obere Etage hinaufstiegen, den Abend in traulichem Kreise bei Herrn Winand oder der alten Frau Andrea zuzubringen. Die Stunden, wo Andrea bei Daniel weilte, dünkten diesem solche der Erlösung. Was ihn bedrückte, schwand und er war wieder der heitere, lebensfrohe

Jüngling, der begeisterte Künstler. Das reichbelebte musikgeschichtliche Bild war längst beendet und prangte in dem Zimmer des alten Geigers, wo es fast eine ganze Wand einnahm. Doch sonderbar! Der Alte schien nicht mehr so begeistert für das hübsche und noch interessantere Motiv zu sein als früher! seit sein Instrument wieder zu tönen begonnen, seit unter seinen geübten Fingern die Meisterwerke seiner Kunst lebendig wurden, sein innerstes Fühlen sich in Töne verkörperte, schien die Vergangenheit seiner Kunst, ein Musiktreiben im Geiste, nicht mehr den frühern Reiz für ihn zu haben. Dafür spielte er jetzt desto mehr, und oftmals gesellte er sich am Abend mit seiner Geige zu den Dreien, die Arbeiten Daniels schauend und prüfend, wobei er zugleich das, was er sah und was ihn erfreute, in freiem Phantasiren und nach seinem künstlerischen Empfinden zu schildern oder zu begleiten versuchte. Es war ein heiteres, erhebendes Thun, dessen wohlthätige Wirkung sich Allen mittheilte. Und Arbeiten, begonnene und halbvollendete, waren genug vorhanden, dem phantasievollen Geiger Motive zu seinen tönenden Ergehungen zu liefern. Stimmungsvolle Landschaften hatte Daniel begonnen, wie er sie in dem neuen Vaterlande geschaut, auch ein großes Familienbild, das in wohlgewählter Gruppe die Portraits Aller enthielt, die im Augenblicke das Drei-Königen-Haus bewohnten, den riesigen Cäsar nicht ausgenommen, und dessen Mittelpunkt die hohe ehrwürdige Matronengestalt der Frau Andrea bildete. Dann stand noch an bevorzugter Stelle das „Volkslied", das „Mädchen aus der Fremde",

singend seine Lieblingsgaben jung und alt, hoch und niedrig spendend. Es trug die heitern und doch auch wieder so sinnigen Züge Andrea's, und wohl deshalb wollte es nicht fertig werden. Mußte Daniel doch beim Malen die Liebliche immerfort anschauen, und von dieser stillen Seligkeit konnte er nicht lassen. Stand Pietro mit seiner Geige vor diesem Bilde, dessen richtige Auffassung und vollendete Wiedergabe er mit der Begeisterung eines echten Künstlers freudig anerkannte, dann begann ein Singen des Instruments, bald schwermüthig und klagend, bald wieder heiter und immer in den einfachsten Weisen, daß es die Zuhörer zu Thränen zwingen, bald zu fröhlichem Jubel fortreißen wollte. Mit Vorliebe spielte der Alte dabei das Lied vom „Blau — blau — Blümelein", das er in seiner Jugend gehört, wie er leise sagte, dessen einfache und doch so originelle, zum Herzen sprechende Melodie ihn förmlich in ihren Bann gethan habe, dem er heute noch und gern sich füge. Dann setzte Andrea leise und schüchtern ein, denn auch ihr war das Lied wohlbekannt und lieb, und durch das weite Atelier klang es, von den Tonranken der Geige leise umspielt, in der schwermüthig hübschen Weise:

Verstohlen geht der Mond auf —
Blau, blau Blümelein!

Und Alle horchten gerührt, als ob ihre eigene Jugend in den einfachen Tönen und Worten des Liedes wieder erstehe. Es war eine schöne Gabe des Mädchens aus der Fremde — es war der stillbeglückende Zauber des Volksliedes. —

Wieder sitzt Daniel am Nachmittage vor der versteckten

Staffelei, auf der das Bild Röschens steht, von dessen berückendem Anblick er sich nicht trennen kann, zu seinen Füßen liegt der große schwarze Hund, die treuen, klugen Augen auf ihn gerichtet, als ob er dem Sinnenden hätte sagen wollen: „Genug geschaut! Berge Deinen Schatz, denn die Stunde des Alleinseins ist vorüber!" Doch Daniel denkt nicht der Zeit, das Bild, welches ihn mit seinen eigenen Augen anschaut und ihm zulächelt, hält seine Seele, sein ganzes Sein mächtig gefangen. Ihm ist es kein fremdes Antlitz, dies fühlt — dies glaubt er zu wissen. Doch wann und wo hat das Urbild ihm näher gestanden, was ist es ihm gewesen?

Da öffnete sich die Thür des Ateliers und Andrea wurde sichtbar, von einem frohen Knurren des sich empor-richtenden Hundes bewillkommt. Daniel fand nur noch Zeit, den schweren Vorhang über das Bild zu breiten, dann trat er lebhaft erröthend hinter den aufgestellten Gemälden vor, Andrea zu begrüßen.

Diese blickte erstaunt zu ihm auf. Daniels Verwirrung war unverkennbar, und nicht gelang es ihm, im ersten Augenblick sie zu verbergen. Sich allein mit der Geliebten glaubend, umschlang er deren Taille, doch Andrea entzog sich schmollend ihm und verlangte mit neckischem Drohen zu wissen, was er Heimliches in der Ecke getrieben. Zugleich schlüpfte sie an ihm vorüber und spähte recht neugierig hinter die Möbelstücke und Gemälde, wo ihr Auge denn auch nur zu bald die mit einem grünen faltigen Vorhang bedeckte Staffelei entdeckte. Andrea hatte dieselbe

wohl schon einige Mal bemerkt, doch nie beachtet, heute mußte sie durch das verwirrte Gebahren Daniels darauf aufmerksam geworden sein. „Was birgt der Vorhang?“ rief das Mädchen, und antwortete auch sofort: „Ein Gemälde, das ich nicht kenne und nun sehen will.“ Dabei wollte sie auf die Staffelei zu, doch Daniel hielt sie mit bittendem Blick und Wort zurück. Zwischen den Liebenden entstand ein Streiten, das wohl unter heiterm Necken geführt wurde, im Grunde doch recht ernst gemeint war. Denn je erregter die Neugierde Andrea's sich gestaltete, je ängstlicher wurde Daniel. Der scheinbar unbedeutende Zwischenfall hätte sicher ein unerwartetes und ernstes Ende genommen, wenn nicht plötzlich dem Mädchen eine Hülfe geworden wäre, an die Keiner der Streitenden auch nur entfernt hatte denken können.

Cäsar hatte seine junge Herrin eine Weile umgangen, dann aber, nachdem er wohl gefunden, daß diese sich gar nicht um ihn kümmere, war er stehen geblieben, den Kopf bald auf die Streitenden, bald auf das Streitobjekt, die verdeckte Staffelei gerichtet. Das kluge Thier mußte ahnen, um was es sich zwischen den jungen Leuten handelte, denn plötzlich machte es Kehrt und verschwand unbemerkt zwischen den Möbeln und Geräthschaften. Jetzt stand Cäsar bei der Staffelei, und noch bevor Daniel es mit einem lauten Aufschrei hatte hindern können, fiel die schwere grüne Hülle, von den Zähnen des Hundes erfaßt und gezerrt, zu Boden, und das Bild Röschens zeigte sich in voller Beleuchtung den Blicken des erstaunten Mädchens.

Daniel hatte mit einem tiefen Aufathmen sich abgekehrt, als ob er nicht schauen wolle, was jetzt geschehen werde, und Andrea stand da, Anfangs sprachlos vor Staunen, die Hände gefaltet, das ihr fremde und so überaus schöne Antlitz anstarrend. Plötzlich zog sich ihr armes Herz peinvoll zusammen, es war, als ob es den ersten Liebesschmerz empfinde — oder mit Gewalt empfinden wolle, und die Augen füllten sich schon mit Thränen. Dann sprach sie leise mit tiefschmerzlichem Ausdruck vor sich hin:

„Also dies ist sein Geheimniß, das ich nicht erfahren durfte? Das Bild eines jungen Mädchens — das nur ein Porträt sein kann!"

„Still, Andrea," unterbrach Daniel sie mit sanftem Vorwurf. „Frevle nicht in Gedanken an mir und an ihr, deren Züge ich mit einer Liebe, die mir selbst ein Räthsel dünken will, wiederzugeben versucht habe."

„O, Du brauchst es mir nicht erst zu sagen!" klang es immer erregter als Antwort. „Ich weiß es — empfinde es, daß nur das Herz im Stande ist, ein solches Bild zu schaffen! Doch ich will wissen, wer sie ist!" fuhr sie mit mädchenhaftem Trotz fort. „Du mußt mir sie nennen, die da zwischen uns getreten ist — oder ich verlasse das Atelier, kehre nie mehr zu Dir zurück und klage Alles dem Vater — vorerst meiner guten Siebold. Wer ist sie?"

„Sprich doch nicht so thöricht und erlaß mir eine Erklärung," bat Daniel.

„Nein, ich vermag's nicht!" rief Andrea, durch den Widerstand Daniels gereizt und sich immer hartnäckiger

zwingend, an das zu glauben, was sie quälte. „Du mußt mir sagen, wer sie ist, oder ich glaube, daß Du mich hintergehst, mich nie geliebt hast!“ Und nun begann sie wirklich und heftig zu weinen.

Nur einen Augenblick zögerte Daniel, dann sagte er mit ernster Stimme:

„Du willst es, und ich sehe ein, daß ich Deinem Verlangen nachkommen muß, obgleich es mir im Augenblick schwer fällt und wehe thut. Es ist das Bild — einer Todten.“

„Einer Todten?“ hauchte Andrea, erschrocken und mit thränengefüllten Augen fragend zu Daniel aufschauend.

Dieser hatte hinter dem fertigen Oelgemälde die kleine Farbenskizze Röschens hervorgeholt. Diese dem Mädchen reichend, sagte er langsam: „Es ist das Bild Röschen Urbans, der Tochter jener wackern alten Leute vom Klosterhofe. Hier das kleine Porträt, das ich von dort mitnahm und mir als Vorlage zu meiner Arbeit diente. Du wirst es kennen, mußt es bei den Hupperts gesehen haben.“

„Röschen Urban?“ sagte Andrea gedankenvoll, das kleine Bildniß nehmend und bald dieses, bald das lebensgroße Porträt anschauend. „Wohl habe ich das kleine Bild mehrfach auf dem Klosterhofe gesehen, doch Deine Arbeit konnte im ersten Augenblick mich nicht daran erinnern, denn Dein Bild lebt! Der sprechende Ausdruck der Züge, der seelenvolle Blick, das herzgewinnende Lächeln! Hier auf dem kleinen Bilde ist dies nicht einmal angedeutet, und nur Du hast es hineingelegt!“

„Ich sagte Dir ja, Andrea," sprach nun Daniel, sanft die Geliebte umschlingend, „daß ich das Bild mit meinem Herzen gemalt. Ich schaute die Todte mit meines Geistes Auge, empfand ihren Blick, ihr Lächeln, und gab Alles wieder, wie mein Herz es fühlte. Die Lebende muß meinem Bilde ähnlich gewesen sein."

„Sonderbar!" flüsterte Andrea, nur im Anschauen des Oelbildes vertieft, leise vor sich hin. „Je mehr ich hinblicke, je bekannter wollen die Züge mir erscheinen. Jetzt hab ich's!" jauchzte sie plötzlich auf, den strahlenden Blick Daniel zugekehrt. „Es ist der Ausdruck Deines Auges, Dein Lächeln, es sind die Grübchen Deiner Wangen, die ich in dem Bilde wiederfinde. O, nun glaube ich auch zu wissen, weshalb Du mit einer solchen ungewöhnlichen Liebe an dem Bilde maltest — Du Schlimmer! — Dein eigenes Antlitz fesselte Dich. Gestehe es nur!"

„Du irrst," entgegnete Daniel mit mildem Ernst. „Wohl hat auch mir eine solche Aehnlichkeit sich aufdrängen wollen, doch ich wehrte mich dagegen — denn woher sollte sie kommen? Anderes, Ernsteres fesselte mich an das Bild."

„Du mußt es mir sagen, Daniel — ich bitte Dich, mich gänzlich zu beruhigen!"

„Ein anderes Mal, wenn wir sicherer vor Störung sind. Frau Siebold kann jeden Augenblick kommen. Laß mich das Bild wieder verdecken."

„Nein nein! Eine ruhigere Stunde als diese werden wir so bald nicht wiederfinden können: Frau Siebold ist oben bei dem Vater und der Großmutter und auch Dein

Vater ist hinaufgeholt worden. In ernstem Gespräch sind die Vier begriffen — um was es sich handelt? Ich kann es nicht verstehen, nur glaube ich zu wissen, daß sie so bald sich nicht trennen werden. Also rede, befriedige meine gewiß zu entschuldigende Neugierde."

„Du sollst Alles erfahren, setze Dich zu mir," sagte jetzt Daniel, das Mädchen an seine Seite auf einen Sitz niederziehend, von dem aus ihre Blicke voll auf dem Bilde ruhen konnten. „Es wurde mir zwar anbefohlen, davon zu schweigen, doch vor Dir darf ich keine Geheimnisse haben, offen und klar muß mein Herz, mein Denken und Fühlen Dir jederzeit sein. Stände es anders, so wäre dies ein Verrath an unserer Liebe. Merk' auf, mit wenigen Worten ist's gesagt! Die Tochter der Huppertz trug bei Lebzeiten noch einen andern Namen als Röschen —"

„Du hast ihn schon genannt, es war der ihres Gatten Urban."

„Nun, der Name Urban ist auch — der meinige."

„Der Deinige?!" schrie Andrea auf. „Du erschreckst mich, weiß dies mein Vater?"

„Dein Vater weiß es."

„O, sage mir Alles!" fuhr das Mädchen in ungewöhnlicher Aufregung fort. „Du kannst nicht ahnen, wie sehr Deine unerwartete Mittheilung mich ergriffen und geängstigt hat."

„Mein Vater wandelte den Namen Urban in Orbani um, legte dann letztern ab und nannte sich nur Pietro.

Ihm lebte im Heimatlande ein Bruder, der führte den Familiennamen Urban und war — der Gatte Röschens."

„Ah! Und weiß auch dies mein Vater?" rief Andrea noch dringender als vorher, die Hände geballt und sichtlich zitternd.

„Auch das weiß Dein Vater!" klang es gleich ruhig wie früher als Antwort der Erregten zu. „Der meinige sagte es ihm — und noch mehr, als wir in Florenz uns gefunden. Dann zogen wir mit ihm hierher."

Andrea athmete tief auf und die angsterfüllten Mienen klärten sich wieder, sie lächelte sogar. Da fragte Daniel, den die ungewöhnliche Aufregung des Mädchens hatte befremden müssen:

„Und weshalb zittertest Du so bei dem Namen Urban — in welcher Beziehung steht er zu Deinem Vater? Schon zweimal an andern Orten hörte, erlebte ich gleich Räthselhaftes, doch durfte und konnte ich nicht weiter forschen Aber hier, Dir gegenüber, steht mir wohl ein Recht zu fragen zu, denn wie ich kein Geheimniß vor Dir haben darf noch will, so muß auch Dein Herz mir Nichts zu verbergen suchen."

Da schmiegte Andrea sich eng an den Geliebten an, die Arme um seinen Hals geschlungen, barg sie ihr erröthetes Antlitz an seiner Brust und sagte leise:

„Was zwischen meinem Vater und — jenem Leonard Urban vorgefallen ist — ich weiß es nicht — möchte es auch um alle Schätze der Erde nicht wissen. So viel habe ich nur aus einzelnen Worten erfahren, daß er meinen

Vater schwer — tödtlich beleidigt haben muß. Als Hauptgrund seiner Abneigung habe ich immer die entsetzliche Schuld angenommen, die jener Urban gegen seine Frau, das arme Röschen vom Klosterhofe, und gegen deren Eltern begangen hat."

„So weißt Du also, was er an der Armen, deren Bild dort vor uns steht, verbrochen? Ich habe es zu meiner Qual von den alten guten Leuten vernehmen müssen."

„Er muß ein böser, gewaltthätiger Mensch — noch Schlimmeres gewesen sein," sagte Andrea in früherer Weise, sich noch enger an Daniel schmiegend, als ob sie an seinem Herzen Schutz vor einer unbekannten Gefahr hätte suchen wollen. „Nicht allein, daß seine Herzlosigkeit den Tod des armen Röschens verschuldet haben soll, raubte er auch noch den Eltern das Einzige, was ihnen auf Erden Liebes und Theures geblieben: das Kind ihrer todten Tochter, den kleinen Johannes."

„Was sagst Du da?" schrie Daniel mit so lautem Ton auf, daß Andrea jäh ihre Arme losließ und den Geliebten anstarrte. Nun erbleichte sie, denn Daniel war emporgeschnellt, sein Aussehen ein so erregtes, beunruhigendes geworden, daß Andrea's plötzliche Ueberraschung in Schrecken übergehen wollte. „Der Leonard Urban raubte das Kind, den Knaben der Todten dort, und dieser hieß Johannes?"

So rief er noch, mit entsetzten Blicken Andrea anschauend, dann ihren Arm krampfhaft fassend, und das Mädchen entgegnete hastig, als ob dies allein die Möglich-

keit gewähre, sich aus einer großen, drohenden Gefahr zu befreien:

„Ich weiß es bestimmt. Schon als kleines Kind hörte ich davon, und wie oft habe ich darüber geweint, daß die gute Siebold mich kaum zu beruhigen vermochte; wie oft habe ich den armen kleinen Johannes beklagt, der nur ein oder zwei Jahre älter als ich gewesen und von dem man nie — nie mehr etwas gehört hat, ebensowenig wie von seinem schrecklichen Vater!"

Jetzt ließ Daniel den Arm Andrea's los und sank auf seinen Sitz zurück, die Hände vor das Antlitz geschlagen. Dabei murmelte er abgerissen, für Andrea unverständlich:

„Und die alte Frau nannte mich — Johannes! Die ungewöhnliche Herzlichkeit der alten Leute — ihre sichtliche Verwirrung, ihr Thun, das mir jetzt nicht mehr räthselhaft vorkommen will — und dann — diese Aehnlichkeit! O Du mein Gott, wer giebt mir Licht in diesem Dunkel meines Lebens?"

Daniel rang lautlos mit seinen Gedanken, und wieder legten sich nach einer kleinen Pause zwei Mädchenarme sanft um seinen Hals und eine Stimme so lieb und gut, so bittend und theilnahmvoll sprach zu ihm:

„Ich verstehe nicht, was Dich so bewegt und bedrückt, mein einzig Geliebter. Oeffne mir Dein Herz und Alles wird klar um uns und wieder gut werden. Denn wie wir Beide, durch Liebe für das Leben verbunden, keine Geheimnisse voreinander haben dürfen, so muß auch jedes

Weh und Leid gemeinsam von uns getragen werden. Habe Vertrauen zu mir und meiner Liebe und sprich!"

„O, Du bist der Engel, den ich in diesem Augenblick des Zweifels und des Wehs vom Himmel erfleht," rief Daniel, hingerissen von den liebevollen, tröstenden Worten Andrea's, an ihrer Brust sein weinendes Auge bergend. „Ich will zu Dir reden von Allem, was mich bewegt; es sind Gefühle, wie sie mächtiger, folternd und beglückend in keines Kindes Herzen erstehen können! Noch kannst Du die Bedeutung Deiner Worte nicht ahnen: sie wollen von mir eine Frau für immer entfernen, eine Sünderin, deren ich nie — niemals mit kindlicher Liebe habe gedenken können, um mir dafür eine Heilige als Mutter zu geben; doch rauben sie mir dadurch auch wieder einen Vater, den ich liebe und achte, um einen — Verworfenen an seine Stelle zu setzen."

Andrea schaute mit ängstlichen Blicken auf Daniel, der da Worte gesprochen hatte, deren Sinn sie nicht zu fassen vermochte, die sie für eine Aeußerung einer ungewöhnlich erregten Phantasie halten mußte. Doch wieder horchte sie auf, denn mit gesenktem Blick, als ob er sich vor dem Lautwerden seiner Worte scheue, sprach Daniel weiter:

„Höre nur, dann urtheile selbst, entscheide! Doch hilf mir auch zu klarem Denken — zu einem Entschluß. Vor etwa zwanzig Jahren, zur selben Zeit, als nach Deiner Aussage der Knabe der todten Frau dort von dem eigenen Vater geraubt wurde, kam jener Leonard Urban mit einem

Kinde nach Florenz zu seinem Bruder. Ich bin dieser Knabe und jene dort — war meine Mutter! Es ist nicht anders möglich. Alles, was ich in den letzten Wochen erlebte, sagt es mir — und vor Allem sagt es mir mein Herz. Nur sie, die mich umgeben, die es wissen müssen — nur sie wollen es leugnen. Weshalb? Ich weiß es nicht."

Da hörte er einen bangen Seufzer, und wie er aufschaute, sah er Andrea, die erbleichend die Hände vor die Augen geschlagen hatte und wider die Lehne ihres Sitzes gesunken war. In seine Arme faßte er sie, von ängstlicher Sorge erfüllt, und unter Küssen hauchte er ihr Worte heißer, unwandelbarer Liebe zu, was auch da kommen möge. Nur müsse sie ihm beistehen, solle er nicht verzweifeln und vergehen.

Andrea beantwortete die erregten Reden Daniels anfangs nur durch ein festes Umschlingen des Geliebten, endlich sagte sie abgerissen unter tiefem, bangem Athemholen:

„Was Du mir mittheiltest, hat mich fast betäubt — und ich sah dadurch im ersten Augenblick unser ganzes Glück vernichtet. Doch schon hoffe ich wieder und gedenke nur des Frohen, das Dir dadurch geworden."

„So rathe — sage, was ich beginnen soll, denn mein Sinn ist verwirrt. Ich fürchte den Eindrücken zu erliegen, die so plötzlich auf mich eingestürmt."

So klagte Daniel dringender. Andrea, die sich rasch wieder erholt haben mußte, entgegnete mit einer auffallenden

Festigkeit, die sich im Verlaufe des Gesprächs zu einer Energie steigerte, die keine Furcht mehr zu kennen schien:

„Was auch daraus entstehen möge, Du mußt hin zu ihnen, die Armen, Guten zu beruhigen, und heute noch. Es ist Deine erste, heilige Pflicht."

„Du redest mir aus der Seele, Geliebte!" rief Daniel mit einem frohen Aufathmen. „Wohl sagte auch ich mir Dies, und doch fehlte der Muth, es laut werden zu lassen. Ja, ich will hin, noch ist es Zeit dazu. Doch wie wird man hier über meine Entfernung urtheilen?"

„Nur an die Deinigen darfst Du denken; alles Andere wollen wir dem guten Genius überlassen, der uns bis jetzt beschützte und auch ferner mit uns sein wird, denn unsere Liebe ist, wie unser Wollen, rein und heilig. Mein Vater ist gut, er liebt mich zu sehr, als daß er das Glück seines Kindes — seinem Hasse opfern könnte."

„Daran habe ich noch nicht zu denken gewagt, und nun, da Du es ausgesprochen, will mein Muth wieder schwinden. Ich ahne, daß ich ein großes Unrecht gegen Deinen Vater zu begehen im Begriffe bin."

„Ein noch größeres Unrecht, wohl eine schwere Sünde würdest Du an den Deinigen, den guten, alten Leuten begehen, die so lange und so schwer um Dich gelitten haben, wanktest, zaudertest Du nur noch einen Augenblick."

„Du hast Recht, mein guter Engel spricht aus Dir!" sagte Daniel mit einem heiligen Eifer, denn die Worte, die Energie Andrea's hatten ihn beruhigt und ihm seine ganze Thatkraft zurückgegeben. „Das Bild packe ich ein

und uehme es mit," fuhr er fort, „es dürfte überhaupt nicht hier bleiben. Doch fehlt mir eine Hülse, denn ungesehen, wie ich mich entfernen werde, muß ich auch wieder heimkehren können."

„Der alte Willem!" rief in diesem Augenblick Andrea mit freudigem Ton, denn sie hatte den Thorwächter auf dem Hofe bemerkt. „Er wird uns beistehen. Ich rufe ihn herbei, denn schnell muß es geschehen, damit wir nicht überrascht werden."

Schon war Daniel an der Arbeit. Mit fieberhafter Hast zog er an versteckter Stelle einen leichten, flachen Holzkasten hervor und begann das Bild Röschens einem schwarzpolirten Holzrahmen, den nur eine feine Goldlinie zierte, einzufügen und dann das Ganze sicher in den Kasten zu befestigen. Während dieser Zeit hatte Andrea den Alten herbeigewinkt, und als dieser ins Atelier getreten, eilte sie auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sprach in fliegender Eile:

„Ihr müßt ihm — und mir helfen, Willem, und nimmer, nimmer werden wir es Euch vergessen. Daniel muß heimlich fort — heimlich, hört Ihr! Niemand darf es erfahren und in der folgenden Nacht muß er in gleicher Weise heimkehren. Wollt Ihr uns dazu beistehen?"

„Ich will es, Fräulein," entgegnete der Alte mit leuchtenden Augen, „und treu will ich Euch sein — wie der Hund dort. Der alte Willem gelobt es Euch."

„Gut denn und Dank Euch!" entgegnete das Mädchen freudig. „So handelt, wie Daniel Euch es heißen wird,

ich muß fort, Jeden zurückzuhalten, der Euch hier überraschen könnte." Nun wandte sie sich zu Daniel, und ohne die geringste Scheu vor dem alten Manne umarmte sie ihn stürmisch und raunte ihm zu: „Ich gehe, leb wohl! Der Himmel sei mit Dir! Und in Deinem neuen Glück vergiß meiner nicht, ich will gern Dein Herz und Deine Liebe mit den Deinigen theilen. Leb wohl!"

Nur durch einen Kuß vermochte Daniel diesen Abschiedsgruß zu beantworten, dann war sie verschwunden.

„Nehmt," sagte er zu Willem, auf den Kasten deutend, „und erwartet mich in Eurer Stube. In wenigen Minuten bin ich bei Euch."

Ohne ein Wort zu erwidern, hob Willem den Holzkasten auf seine Schulter und verließ das Atelier, während Daniel vorsichtig, hochklopfenden Herzens in sein Zimmer zurücktrat, sich zu der kurzen Fahrt fertig zu machen.

Bald darauf eilte er durch den Hof, von Cäsar in weiten Sätzen umsprungen, und auf die kleine Behausung Willems zu. Dieser hieß vorsichtig den Erregten eintreten, den Hund wolle er erst in seinen Zwinger sperren, damit derselbe sie in ihrem heimlichen Vorhaben nicht störe. In der Ecke des Hofes, zwischen der Stube Willems und dem großen Kellereingang, befand sich der Stall Cäsars, von einem weiten Zwinger, durch leichtes Lattenwerk gebildet, umgeben. Der Hund folgte willig und einige schmeichelnde Worte Daniels beruhigten ihn vollends. Er streckte sich lang auf den Boden aus, die klugen und treuen Augen auf Daniel gerichtet, mit seiner starken Ruthe ihm gleich-

sam einen Abschiedsgruß zuwedelnd. Daniel war zu Willem eingetreten und sagte diesem nochmals, daß er mit dem Dampfboot, wohin Willem ihm die Kiste tragen müsse, abfahren und in der folgenden Nacht wiederkehren werde, weshalb der Alte ihn heimlich einlassen müsse.

„Das wollen wir besser besorgen," meinte Willem mit einem gutmüthig schlauen Lächeln und begann zwei Schlüssel aus einem Ringe loszunesteln. „Die werden's thun! Kommt!" Dann nahm er den Kasten auf die Schulter und trat wieder auf den Hof hinaus, wohin Daniel ihm folgte.

Mit dem einen der Schlüssel schloß er den Eingang der ehemaligen Wohnung Huppertz' und Textors auf und erklärte Dies zugleich dem jungen Manne. Der zweite Schlüssel schloß die Straßenthür, zu der man durch die Stube und den Hausgang gelangte. Als Beide sich auf der Straße befanden, das Haus wieder geschlossen war, händigte Willem Daniel die beiden Schlüssel ein und sagte treuherzig:

„Behaltet sie, ich habe noch ein anderes Paar, dann könnt Ihr zu allen Zeiten und zu jeder Stunde aus- und eingehen. Niemand braucht es zu erfahren und unserm Fräulein wird es schon recht sein. Auch braucht Ihr keine Furcht zu haben, wenn Ihr nächstens kommen solltet, denn der alte Willem kennt Euch, wie auch der Cäsar, schon an Eurem Schritt."

Daniel nahm die Schlüssel und steckte sie ein, dann folgte er dem Alten, der mit seinem Holzkasten auf der Schulter rüstig die stille Gasse hinabschritt, der Landungsstelle des Dampfbootes zu, das in kurzer Zeit seine Fahrt stromaufwärts beginnen sollte.

Neuntes Kapitel.

Freudentage und wie sie enden.

Mit beginnendem Tagesgrauen war Daniel am Orte seiner Bestimmung angelangt. Die Straßen des kleinen Städtchens waren noch menschenleer und alle Fenster geschlossen; nur mit Mühe gelang es Jemand aufzutreiben, der ihm den Holzkasten mit dem Bilde bis zum Klosterhof trug. Rastlos schritt Daniel dann weiter, und je näher der Stätte, wo er geboren, wo seine Mutter den ewigen Schlaf schlummerte und seine wackern Großeltern weilten, je heftiger schlug ihm das Herz in der Brust, je erregter wurde sein Blick. Es wollte ihm ein gutes Zeichen dünken, daß auf diesem Wege die Sonne, urplötzlich aus Nebelwolken hervortretend, ihn mit ihren reinsten goldenen Strahlen grüßte, sie erleuchteten ihm gleichsam das neue Leben. Während der Bursche mit dem Kasten den Weg dahin, dann die Höhe hinankeuchte, pflückte Daniel emsig, was er an jungen Blüthen, frischem rankendem Blättergrün am Wege fand, und so langten denn Beide beladen oben an. Die Bewohner des Klosterhofes ruhten

noch, nur eine Magd trat hinaus ins Freie. Mit ihr besprach sich Daniel flüsternd, und vorsichtig ließ die Magd ihn in das Haus ein, wo sie ihm die große Wohnstube öffnete.

Mit einer Freude im Herzen, wie er eine reinere, heiligere nie empfunden zu haben wähnte, und mit einem Eifer, der, anstatt aufzuregen, ihn nur beglückte, ging Daniel ans Werk. Er hatte indessen volle Zeit, mit seinen Vorbereitungen fertig zu werden, denn Huppertz und seine Alte schliefen noch ruhig in der Nebenkammer. Vorerst befestigte er das kleine Bildchen Röschens wieder in seinen Rahmen, der leer unter dem Spiegel hing, dann öffnete er die Kiste, nahm das Bild heraus und stellte es so auf dem Tische auf, daß das frische, sonnendurchglänzte Morgenlicht es vortheilhaft beleuchtete und der Blick der aus dem Nebenzimmer Eintretenden sofort darauf fallen mußte. Nun nahm er seine Ranken und Blüthen und begann einen buschigen Kranz zu winden; die Magd, welche mit einer neugierigen Freude erkannte, daß es sich um eine angenehme Ueberraschung der beiden alten Leute handelte, schleppte unaufgefordert allerlei blühende Topfgewächse, endlich sogar mächtige Kübelpflanzen herbei, die Daniel freudig empfing und passend verwendete. Kranz, Blumen und Pflanzen faßten das Bild wie in ein frischgrünes, blüthengeschmücktes Blättergehege ein, aus dem Röschens liebliches Antlitz, diesmal wirklich wie lebend, hervorschaute. Nun nahm der junge Mann ein Stückchen Carton und den Stift zur Hand,

und in kräftigen Strichen, von allerlei Blumenschnörkeleien umrankt, schrieb er darauf:

„Ein Gruß der todten Mutter, den herzlieben Großeltern von ihrem kleinen Johannes."

Diesen Zettel barg er zwischen das Blättergrün vor dem Bilde, dann flüsterte er leise vor sich hin:

„Nun will ich sehen, was sie thun und sagen werden. Dürfen sie sich mir gegenüber nicht verrathen — aus welchem Grunde, bleibt mir unerfindlich —, so werden sie sich doch keinen Zwang anlegen, wissen sie sich allein." Rasch verließ er das Zimmer, sich draußen in der Nähe eines Fensters bergend, durch das er Alles hören und auch erspähen konnte, was in der Stube vorging.

Hatte ein Geräusch im Nebenraume dem emsig Hantirenden auch schon gesagt, daß die beiden Alten ihre Lagerstätte verlassen, so dauerte es doch noch eine ganze Weile, bis sie mit ihrem Ankleiden fertig waren und endlich in die Stube traten, ahnungslos dessen, was ihrer hier harrte. Huppertz war der erste, welcher in der Seitenthür erschien. Seine kurzen, sehnigen Arme reckend, gleichsam die ungeschwächte Kraft ihrer Muskeln zu erproben, sich mit derselben Bewegung das Hausmützchen von der kahlen Glatze tief auf das eine Ohr niederschiebend, wollte er weiter vorschreiten, als er plötzlich mit einer zuckenden Bewegung, an der die ganze Gestalt theilnahm, innehielt. Die Arme mit den geballten Fäusten flogen jäh weit auseinander, als ob sie Jemand hätten erfassen, umarmen oder auch niederschlagen wollen, und der Mund blieb wie zu einem Auf-

schrei, der den Lippen sich nicht entringen wollte, geöffnet. Dafür starrte das weitaufgerissene Auge mit einem sprechenden Ausdruck von Furcht und Freude auf das Bild, und nun begann auch die breite Brust des Küfers sich immer mächtiger und hastiger zu heben. Ein Keuchen ward hörbar, das nach anstrengendem Ringen zu Lauten, zu einzelnen Aufschreien, dann zu Worten wurde, und ohne daß die Blicke von dem Antlitz Röschens sich abzuwenden, die Glieder nur eine Bewegung zu machen vermochten, stieß der Alte endlich, wohl nicht mehr Herr seiner Sinne, in starken Tönen, welche die Scheiben erzittern machten, die abgerissenen Sätze hervor:

„Mutter! Mutter, schnell herbei! Unser Kind — unser Röschen ist wieder da! Es lebt, es lebt — oder ich will des Teuf —. Sappermost, so komm doch, damit ich in diesem feierlichen Augenblick nicht zu fluchen brauche!"

Schon war Frau Nettchen an seiner Seite. Ihr ganzes Gebahren drückte die größte Angst um ihren Hanno aus, denn nur auf ihn hatte sie im Augenblick geachtet. Jetzt sah sie das Bild. Mit einem jähen Aufschrei zusammenfahrend, vermochte sie nur den Namen „Röschen" leise und zitternd zu stammeln, doch eilte sie auch schon mit gefalteten Händen auf das Bild ihres Kindes zu. Als ob sie vor demselben hätte niederknieen wollen, legte sie die verschränkten Hände auf das Blättergrün, da stieß sie auf den Zettel. Ihn nehmend, reichte sie ihn hinter sich Hanno und sagte dabei zitternd zu diesem:

„Es steht Etwas darauf geschrieben — lies Du —

ich vermag's nicht. Meine Augen sind zu naß, und dann kann ich sie nicht von unserm Röschen abwenden."

„Er hat's gemacht und für uns hierher gestellt. O, ich hab's wohl gewußt!" sagte Huppertz, der wieder zu sich gekommen war und nun die Schriftzüge überflog. „Und was meinst Du wohl, Alte, was weiter hier zu lesen steht?" schrie er plötzlich mit so lauten jubelnden Tönen auf, daß Frau Nettchen mit einem Satz emporschnellte und auf ihn zueilte. „Höre nur, hier steht: — von ihrem, nämlich von unserm, kleinen Johannes! Freue Dich, Alte, singe, juble, tanze und springe, wenn Du es kannst! Er weiß Alles und wir haben es ihm nicht verrathen. Jetzt mag geschehen was da will, wie es der Himmel beschlossen hat, wir können es nicht mehr ändern und brauchen unser Glück nicht mehr so fest und eng zu verbergen, daß es sich in sündiges Elend und Weh verkehrt. Doch wo ist er? Wo ist unser Hans? Er muß in der Nähe sein, denn hergeflogen ist unser Röschen nicht, obgleich es schon längst Engelsflügel haben muß!"

„Hier — hier ist er!" rief Frau Nettchen, die umhergespäht und nun Daniel, der sich in seinem Versteck nicht mehr hatte halten können, unter der Eingangsthür der Stube erblickte.

Unter dem Aufschrei, der sich seinem glückerfüllten vor Freude zitternden Herzen entrang: „Mein gutes — liebes Großmütterlein!" flog Daniel an den Hals der alten Frau, sie umarmend, küssend und seine Thränen mit den ihrigen vereinend. Nun kam Huppertz an die Reihe, der sich erst

Augen und Wangen sorgfältig abgetrocknet und dann seinen „Jungen,“ seinen „Hans“ mit einem derben „Sappermost!“ förmlich aus den Armen Nettchens gerissen hatte.

„Das Bild hat mir Alles verrathen, es konnte nur meine Mutter sein, denn mit meinen Blicken, mit meinem Lächeln grüßte es mich immer und immerfort.“ So sagte Daniel, indem er vom Großvater zu dem Großmütterchen zurückkehrte, um dann von jenem wieder erfaßt und festgehalten zu werden. Ich hätte die Ungewißheit, die bangen Zweifel nicht länger mehr ertragen können,“ erzählte er weiter, „da vernahm ich durch Andrea, was alle Welt wissen konnte, daß das Kind der Todten dort, meiner lieben, schönen Mutter, Eurer Obhut geraubt wurde — von ihm, der dann nach Florenz zu seinem Bruder floh, um von dort sich wiederum mit einem Raube heimlich zu entfernen und mich, sein hülfloses Kind, zurückzulassen. Nun wurde mir Alles klar und ich zweifelte nicht mehr. Eure Worte, die ihr, Euch unbeachtet glaubend, so eben gesprochen, bestätigen mir Alles. So nehmt mich denn wieder auf in Euer Haus und Euer Herz, und da die Mutter mir gestorben ist, so laßt mich Euer Kind sein, Euch als Mutter und Vater grüßen, lieben und ehren.“

„Du herzlieber, guter Junge,“ stöhnte Frau Nettchen tiefgerührt, unter herzbrechendem Weinen Daniel umarmend, und Huppertz sagte: „Es mußte so kommen — ich wußte es! Da half kein Bergen und Sichverstellen! Es giebt eine Macht, die stärker ist als des Menschen Wille.“

„Hier hat Dein Bettchen gestanden, mein lieber Hans!“

rief die alte Frau, welche Daniel bei der Hand genommen und in ein Nebengemach gezogen hatte. „Hier steht es heute noch als das einzige Andenken an Dich,“ sagte sie auf ein Kinderbettchen deutend, das in einer Ecke der Stube sichtbar war. Und nun begann sie von dem ersten Jahre seiner Kindheit zu erzählen, von der Mutter Röschen, wie sehr diese ihren kleinen Johannes geliebt und was sie Alles mit ihm getrieben. Und vergaß sie eines Vorfalls oder mußte sie erschöpft, um Athem zu holen, inne halten, dann fuhr Huppertz fort, der ein solches Erzählen fast eben so gut zu Wege brachte wie sein recht mundfertiges Nettchen.

So sah denn Daniel, der schweigend und mit einer stillen seligen Lust zuhörte, sein Kinderdasein an sich vorüberziehen, von der Geburt an bis zum Tode der Mutter und bis er, noch nicht ein und ein halb Jahr alt, von seinem Vater in einer Nacht heimlich aus dem Bettchen dort geholt und von diesem nach Florenz gebracht worden war, wo langsam sein Denkvermögen erwachte. Nun setzte er die Erzählungen der Großeltern fort und diese hörten ihm noch gespannter zu, als er vorher ihnen. Immer mehr geriethen dabei die drei durch Fragen und Antworten in die Familienverhältnisse Pietro's hinein, und hier war es Huppertz, der dann stets ablenkte und die guten Eigenschaften des Geigers hervorhob, der ja an ihrem Hans wie ein Vater, weit besser als der rechte, gehandelt hatte.

„Und als Vater werde ich ihn bis an das Ende meines Lebens betrachten, als solchen ihn lieben!“ rief Daniel mit Wärme. „Ihn aber, den ihr selbst mir als einen Unwürdigen

geschildert, dessen schwere Sünden, an den Seinigen begangen, ich leider schon kenne und verabscheuen lernte, ehe ich wußte, was er mir war, ihn werde ich nimmer meinen Vater nennen können."

„Ich würde Dir es auch verbieten!" warf Huppertz mit einem grimmen Blick ein. „Er soll uns jetzt nur kommen, sappermost!"

„Dem Himmel will ich danken, wenn er ihn nie mehr meinen Lebensweg kreuzen, mich nie sein Antlitz schauen läßt," setzte Daniel gedankenvoll hinzu.

Eine kleine Pause wollte entstehen, doch schon begann Frau Nettchen wieder zu reden, dabei mit ihrem freudestrahlenden runden Angesicht so gerührt und so glücklich zu ihrem kleinen, nun so groß gewordenen Hans aufschauend, ihm so herzlich die Hände schüttelnd, daß der junge Mann das Ende einer langen Jubelrede nicht abwarten konnte, sondern sein liebes rundes Großmütterchen wiederum umarmte und ihr die letzten Worte vom Munde wegküßte. Da ließ sich vom Eingang der Stube her die Stimme der Magd hören, die in kläglicher flehender Weise nur die zwei Worte sagte: „Der Kaffee!"

„Laßt ihn nur kalt werden, Billchen!" rief Huppertz der Person recht lustig zu. „Er wird uns auch so gut thun, denn wir sind bereits warm genug geworden — neue Hitze könnte nur schaden."

Doch Frau Nettchen war vernünftiger als ihr aufgeräumter Hanno. Ihren kleinen lieben Hans faßte sie unter den Arm und zog ihn nach dem Wohnzimmer, wo

Billchen, eine recht derbe, doch gutmüthig dreinschauende Bauerndirne, den Kaffee mit allem Zubehör aufgestellt hatte.

Kaum hatte Huppertz die Anordnung gesehen, als er förmlich drauf losschoß oder vielmehr kugelte. Mit ein paar Handgriffen hatte er Tassen und Kannen umgestellt, und zwar so schnell, daß ein entrüstetes Wort seines Nettchens über solche Unordnung an diesem Festtage zu einem Jubelruf wurde, denn sie hatte begriffen: Röschen sollte in ihrem Bilde dieses Wiederfinden, vorerst in dem geliebten braunen Trank, mitfeiern, später würde schon Besseres, Würdigeres an die Reihe kommen. So fanden sich denn die Tassen, um das bekränzte Bild gruppirt und keiner der drei führte sie oder einen Bissen des kräftigen Brotes zum Munde, ohne den Blick auf dem lieblichen Antlitz ruhen zu lassen, ihm zuzunicken. Und es war, als ob das Bild diese Grüße erwiderte, es lächelte die Eltern, den glücklich wieder daheim eingezogenen Sohn so lieb und freundlich an, genau wie Daniel oder Hans die guten Großeltern, besonders aber sein liebes Großmütterchen. In dem Sohne war die Mutter zugegen und die beiden alten Leute meinten wirklich, ihr Kind nie verloren oder es wiedererhalten zu haben, glücklicher und glückbringender als es jemals ihnen gegenwärtig gewesen.

Noch nie hatte der Kaffee auf dem Klosterhofe so lange gedauert, noch nie war dabei so viel, mit einer solch herzlichen, glücklichen Heiterkeit geredet worden, wie heute, doch wie Alles zu Ende geht, so erreichte auch diese Lust mit dem letzten Tropfen aus der silberblinkenden Kanne ihr

Ende. Huppertz wurde plötzlich recht ernst und verstummte, um dann eben so jäh und mit einem rauhen Tone zu rufen:

„Aber — was nun?"

Jetzt verstummte auch zusammenfahrend Frau Nettchen, und selbst Daniel blickte besorgt auf den alten Mann, denn er fühlte, daß nach den reinen Freuden des Wiederfindens der Ernst in sein Recht treten müsse. Was geschehen, konnte nicht ohne schwere Folgen für alle Betheiligten bleiben, und dies mußte jetzt beredet werden. Solches kündeten auch schon die Worte, welche Huppertz weiter sprach:

„Genug gefreut und nun überlegt," fuhr er in seiner graden Weise fort. „Der Junge muß Alles wissen, was geschehen und was wir bereits über ihn in Erfahrung gebracht haben. Jetzt giebt es keine Geheimnißthuerei mehr zwischen uns, denn nur ein offenes Aussprechen, ein schlicht und recht gefaßter bestimmter Entschluß kann verhüten, daß das Glück, welches uns heute geworden, sich in Weh und Unheil für uns Alle verkehrt."

„Hab' Dich verstanden, Hanno," entgegnete Frau Nettchen kleinlaut. „Sage ihm Alles — es muß ja sein."

Und Huppertz berichtete dem still horchenden Daniel, was in letzterer Zeit in Bezug auf den Wiedergefundenen geschehen war, von dem Eingang des Briefes aus Amerika an bis heute. Nichts verschwieg er; er hob sogar seine geheime Unterredung mit Frau Siebold so scharf als möglich hervor und schilderte zugleich in rührender Weise, was er und seine gute Alte gelitten, als Daniel dann zum ersten

Male auf dem Klosterhof erschienen sei und sie ihrem Herzen Schweigen hatten auferlegen müssen. Nachdem hierbei alle Drei sich ausgesprochen, sagte Daniel endlich:

„Was kann denn Herr van Embden eigentlich gegen den Mann, welchen ich Vater nennen soll, haben? Dessen Schuld muß eine ganz ungewöhnliche sein, da Frau Siebold, welche mir doch so wohl will, eine solche Verleugnung Eures Kindes von Euch verlangte?"

„Forsche darüber nicht nach," entgegnete Huppertz mit größtem Ernst. „Denke ich daran und an das, was jetzt geschehen wird, so überkommt mich eine entsetzliche Angst und ich möchte fast wünschen, das uns heute widerfahrene Glück wäre noch ein Weilchen ausgeblieben. . . ."

„Frevle nicht, Hanno!" unterbrach Frau Nettchen vorwurfsvoll ihren Alten. Doch dieser ließ sich nicht irre machen und fuhr fort:

„— bis Deine Heirath mit Andrea Thatsache geworden wäre, der jetzt mindestens ein großes, wenn nicht gar ein unbesiegbares Hinderniß entstanden sein dürfte."

„Das wäre entsetzlich! Ich könnte ohne Andrea nicht mehr leben!" sagte Daniel sinnend und leicht zusammenschauernd vor sich hin. „Was wäre denn da zu thun?"

„Das Beste und Einfachste dürfte sein — Herrn Winand zu verschweigen, was geschehen ist, ihn in dem Glauben zu lassen, daß Du —"

Der Alte stockte, da rief Frau Nettchen jammernd:

„Nein, nein! Ich könnte es nicht übers Herz bringen, unsern Hans, nachdem wir ihn einmal wiedergefunden,

Herr Daniel zu nennen und ihn wie einen Fremden zu behandeln."

„Tröste Dich, Großmütterchen," sagte Daniel, seinen Arm der alten Frau um die Schulter legend und in einem Kuß ihre Wange berührend. „Das soll, das darf nimmer geschehen. Die Verleugnung meiner todten Mutter wäre schwere Sünde an ihr, und auch gegen Herrn van Embden würde ich mich vergehen, wollte ich nur einen Augenblick verheimlichen, was Frohes mir heute widerfahren ist. Pflicht und Gewissen gebieten dies gerade ihm gegenüber, der auf dem Punkte steht, mir das Theuerste zu geben, was er auf Erden besitzt. Sobald ich daheim sein werde, soll mein Erstes sein, ihm Alles zu sagen, und ich — wir Alle müssen uns seinem Entschlusse beugen — wenn auch das Herz darüber brechen sollte. Doch so weit, hoffe ich zu Gott, wird es nicht kommen."

„Du hast Recht, bist ein wackerer Junge!" sagte Huppertz, Daniel die Hand drückend, indeß Frau Nettchen sich mit der Schürze nach den Augen fuhr. „Handle, wie Dein Herz, Dein Ehr- und Pflichtgefühl es Dir eingiebt, und getrost wollen wir abwarten, was die Zukunft uns bringen wird. Bis jetzt hat sie es nicht allzu schlimm mit uns gemeint und deshalb dürfen wir so leicht die Hoffnung nicht verlieren. Und nun kein Wort mehr davon! Die Stunden bis zu Deiner Heimkehr sind leider gezählt, nun wollen wir sie in Freuden genießen, haben lange genug, über zwanzig Jahre, darauf warten müssen! —"

Während solches auf dem Klosterhofe vorging, hatte

sich in dem Drei-Königen-Hause auch Eigenthümliches ereignet. Dem ungewöhnlich langen Beisammensein der vier ältern Personen in dem Zimmer der Frau Andrea, das Daniel gestattet hatte, sich unbemerkt zu entfernen, war durch Andrea ein Ende gemacht worden. Das Mädchen war plötzlich in strahlender Heiterkeit in dem Kreise erschienen und stutzte nun nicht wenig über die feierliche Freundlichkeit, womit die Anwesenden es zu grüßen schienen. Pietro erhob sich und verließ nach einem sprechenden Blick auf Herrn van Embden mit einem stummen Gruß unbemerkt das Zimmer und Frau Siebold setzte sich still beiseite, wie sie dies immer zu thun pflegte. Nachdem Andrea die Hand der Großmutter geküßt und die alte Dame die Stirn des Mädchens mit ihren schmalen Lippen als Gegengruß berührt hatte, eilte die Heitere zu dem Vater, um diesem wie gewöhnlich die Wange als Willkomm zu küssen. Dieser faßte sie in seine Arme, blickte ihr mit einer solchen rührenden Liebe ins Auge, daß Andrea in ihrem fröhlichen Plaudern plötzlich verstummte und recht ergriffen und fragend zu dem Vater aufschaute. Er schien den Blick zu verstehen, denn ohne sie aus seinen Armen zu lassen, ohne das Auge von ihr abzuwenden, sprach er mit seiner sanften Stimme:

„Von Dir haben wir hier geredet, mein theures Kind, von Deiner Zukunft, Deinem Glücke. Dein Vater, die Großmutter, wir Alle wissen, was in Deinem Herzen vorgegangen ist, und da wir es geschehen ließen, durftest Du unserer Billigung gewiß sein. Doch jetzt ist der Augen-

blick gekommen, auch darüber zu reden; sie, die ich als meine Mutter, als das Haupt unserer Familie liebe und ehre, hat darein gewilligt, und nun soll Dir kund werden, was wir beschlossen. Der junge Mann, den Dein Herz sich erwählt, wir halten ihn Deiner Liebe wie der unsrigen würdig und die Mutter sowohl wie ich, wir werden ihn freudig als Sohn willkommen heißen."

„O Vater — Vater! Dieses Glück! Dank — Dank Dir dafür!" Nur diese abgerissenen Worte vermochte Andrea zu stammeln, dann fiel sie dem Vater um den Hals, für einen Augenblick ihr Antlitz an seiner Brust zu bergen und ihm dann wieder unter Liebkosungen die süßesten Schmeichelnamen zuzuflüstern. Je mehr ihre natürliche Heiterkeit wiederkehrte und ihrer Herzensfreude zu Hülfe kam, je jubelnder wurde der Ausdruck ihres Dankgefühls und der beglückenden Lust, die sie erfüllte. Winand vermochte sie nicht aus seinen zitternden Armen zu lassen; sein Herz ging ihm auf in einer reinen, seligen Freude, und Thränen der Rührung, eines innigen Dankgefühls traten in seine Augen; das war die Liebe, nach welcher er sich gesehnt und die ihm endlich — endlich durch sein Kind — durch Andrea geworden.

Auch Frau Andrea schien gerührt und erfreut, sie lächelte. Da wandte sich ihr Blick langsam von dem Paare ab und Frau Siebold zu, die, in dämmernde Schatten gehüllt, unbeweglich in einer fernen Ecke der Stube saß, und wieder ernst wurde das hagere Antlitz der Greisin.

Was mochte in diesem Augenblick in dem Herzen der

armen bleichen Frau vorgehen! Die Hände mußte sie auf ihr Herz pressen, um dessen Schlagen, das sie wie Schwertstiche zu empfinden meinte, zu bezwingen. Da hörte sie plötzlich Worte, die ihr neue Schrecken anderer Art einjagen wollten. Aus den Armen des Vaters war Andrea endlich in die der Großmutter geflogen und nach den ersten Küssen und schmeichelnden Dankesworten hatte die alte Dame gesagt:

„Und nun, mein Kind, hole ihn, Deinen Daniel, damit wir ihn auch als Sohn, als den künftigen Gatten unserer Andrea begrüßen und in unsere Arme schließen können.“

Andrea war bleich geworden und hatte nur den Namen „Daniel?“ fragend hervorstottern können. Entsetzliche Lage! Daniel war nicht hier, gerade in diesem hochwichtigen, entscheidenden Augenblick nicht, und sie hatte dies verschuldet, denn sie selbst war es ja gewesen, die ihn zu der Fahrt angetrieben. Was sollte sie thun, was sagen?

In dieser peinlichen Verwirrung und Seelenangst suchte das Auge Andrea's die Frau, bei der sie jetzt noch immer Hülfe gefunden, deren sie in ihrer Freude bis jetzt noch nicht gedacht hatte. Diese erhob sich schon und schritt langsam auf die Bedrängte zu. Einer wirksamen Hülfe sicher, beantwortete Andrea jetzt der Großmutter mit erzwungener Ruhe, doch dabei zitternd, deren Frage:

„Er ist nicht im Hause und dürfte auch so bald nicht heimkehren.“

„Herr Daniel hatte keine Ahnung von all dem Frohen, das ihn hier erwartete, sonst würde er das Haus gewiß nicht verlassen haben" — so klang es als Ergänzung der Rede des Mädchens in der ruhigen, bestimmten Sprechweise der bleichen Frau, und ohne eine Besorgniß oder gar Unmuth zu verrathen, sprach Herr Winand mit gütigem Tone:

„Sein Ausgang wird wohl eine Nothwendigkeit gewesen sein und somit werden wir heute schon auf Daniel verzichten müssen, obgleich es mir weh thut, ihn gerade jetzt in meiner Herzensfreude nicht um mich zu haben."

Andrea, welche Dank der bestätigenden Worte der Frau Siebold das erste Unheil glücklich abgewandt sah, ging nun auf diese zu, ihr die Hand zu drücken und den leise, mit zitternder Stimme ihr dargebrachten Glückwunsch entgegenzunehmen. Dann betheiligte das Mädchen sich eifrigst an der Besorgung des Abendessens, dem auch Pietro beiwohnen sollte. Der alte Geiger ließ sich indessen entschuldigen; er sei zu angegriffen und habe sich niederlegen müssen und werde erst morgen im Stande sein, sein liebes zukünftiges Töchterlein gebührend zu grüßen. So berichtete Frau Siebold, die hinabgegangen war, nach ihm zu sehen und ihn zu holen.

Trotzdem zwei Hauptpersonen fehlten, verlief der Abend in einer ruhigen, beglückenden Heiterkeit, Dank dem frohen Gemüth Andrea's, ihrer Liebe zu dem Vater und der Großmutter; Dank dem hohen Glück, das ihr endlich geworden und das jedes ihrer Worte zu verklären schien.

Zugleich wußte sie es recht gewandt und erfolgreich dahin zu bringen, daß Daniels Abwesenheit nur vorübergehend gedacht wurde. Mit einem liebenswürdigen Uebermuth, den der beglückte Vater ihr nur zu gern verzieh, verlangte sie nach einer festlichen Verlobungsfeier, wenn auch nur in ihrem kleinen Kreise, zu der es heute doch zu spät sei, und Herr Winand bewilligte Alles, was ihr Mündchen plaudernd sich nur wünschte. Selbst Frau Andrea nickte zustimmend mit dem ehrwürdigen Haupte und schien sich in gleicher Weise wie ihr Sohn der Heitern zu freuen. Nur Frau Siebold blickte mit ihren großen Augen immer schärfer nach Andrea hin und wurde dabei immer ernster und verschlossener. Es war, als ob keine Macht der Erde ein Wort über ihre Lippen hätte bringen können, stumm saß sie den letzten Theil des Abends da und mit stummem Gruß verließ sie endlich Herrn Winand und dessen Mutter, um mit Andrea ihr Schlafzimmer aufzusuchen.

In diesem ihrem eigensten Bereich mit dem Mädchen angelangt, öffneten sich endlich die Lippen der bleichen Frau. Hastig, zuckend faßte sie Andrea am Arm und mit einem Tone, in dem Alles sich kundgeben wollte, was sie am Abend hatte unterdrücken müssen, fragte sie:

„Wo ist Daniel?“

Nun hielt sich auch Andrea nicht mehr. Die Heiterkeit, welche sie den ganzen Abend gezeigt, war nur zu oft eine gewaltsam erzwungene gewesen. Bange Sorge, peinigendes Weh hatten das arme Herzchen erfüllt, Thränen den Augen nahe gestanden, während sie fröhlich plaudern

und lachen mußte. Jetzt durfte jeder Zwang aufhören und wußte Andrea zugleich auch, wo sie Rath und Trost finden konnte. Hier trat die mütterliche Freundin in ihre Rechte, und an Frau Siebolds Hals flog sie, ihren Thränen freien Lauf lassend. Doch in dieser war die Angst lebendiger als die Liebe zu Andrea, die gefoltert sich schon seit Stunden gewaltsam zurückgedrängt fühlte, und rauher, hastiger noch als früher wiederholte sie ihre Frage:

„Wo ist Daniel? Was ist geschehen? Ich muß Alles wissen."

Nun erzählte Andrea, und das arme Mädchen, das sich so stark gewähnt, geglaubt hatte, gegen Jeden schweigen zu können, sagte Frau Siebold Alles: wohin Daniel gegangen, was er bezweckte und wie dies Alles gekommen war. Sie verhehlte nicht, daß sie selbst es gewesen sei, die durch ihre Mittheilung die Entdeckung von Daniels eigentlicher Herkunft herbeigeführt habe, doch ermannte sie sich schließlich wieder und betonte mit ungewöhnlicher Festigkeit, daß Daniel nicht anders hätte handeln können und dürfen, selbst auf die Gefahr hin, den Vater zu erzürnen.

„Ihr Unglückseligen, was habt Ihr gethan? Ihr könnt es nicht ermessen noch die Folgen ahnen, welche Eure Handlungsweise haben wird. Und doch — es mußte so kommen! Wie konnte ich nur so thöricht sein, zu wähnen, es verhindern zu können? Weh Euch und uns, daß es sein mußte!"

Also jammerte Frau Siebold in einer Aufregung, wie Andrea sie nie an der stillen, bleichen Frau gesehen hatte,

die sie erschreckte und ihr doch auch wieder zu übertrieben dünken wollte. Deshalb wandte sie sich an die Erregte mit den tröstenden Worten:

„Der Vater kann auf die Dauer nicht mißbilligen, was Daniel gethan hat, und wenn es auch im Augenblick ihn schwer treffen sollte — weshalb? — ich weiß es nicht, mag nicht darüber nachsinnen. Eines nur lebt als unumstößliche Wahrheit in mir," rief sie mit leuchtenden Augen, „er liebt mich zu sehr, als daß er über das Geschehene das Lebensglück seines Kindes preisgeben sollte."

Frau Siebold saß da unbeweglich, wie in tiefem Sinnen versunken oder einen schweren Kampf mit sich kämpfend; die Worte Andrea's hatte sie wohl gehört, doch nicht beachtet, denn keine Gegenrede erfolgte. Dafür preßte sie mit beiden Händen ihr erdfahl gewordenes Angesicht, als ob sie die Lösung, welche sie suchen mußte, gewaltsam hätte erzwingen wollen. Andrea fühlte bei diesem Schweigen ihren Muth nur zu rasch wieder schwinden und eine peinigende Unruhe kam über sie. Endlich murmelte Frau Siebold kaum hörbar vor sich hin:

„Es giebt nur noch einen einzigen Ausweg; das Letzte werde ich wagen — und wohl auch zu Ende führen müssen." Nun erhob sie sich, und als ob ihre Ruhe, ihre Energie nie von ihr gewichen wäre, fragte sie kurz und bestimmt das Mädchen:

„Sage mir eins: ist Deine Liebe zu Daniel wirklich so stark, daß Du ihr ein großes — wohl das schwerste Opfer bringen würdest, welches von Dir und Deinem Herzen verlangt werden könnte?"

„Ich liebe ihn mehr als mein Leben!" antwortete Andrea mit einer feierlichen Demuth, die Hände auf ihr Herz gepreßt und den strahlenden Blick in die Ferne gerichtet. „Ohne ihn könnte ich das Dasein nicht mehr ertragen und Alles — Alles würde ich thun, freudig opfern, um ihn mir für das Leben zu gewinnen oder, soll dies nicht sein, mit ihm unterzugehen."

„Ich werde Dich beim Worte halten," sagte Frau Siebold mit einem fast finstern Tone, die Hand des Mädchens mit starkem Druck pressend. „Doch bedenke es wohl, die Probe dürfte Dir nicht erspart bleiben und eine schwere, eine entsetzliche wird es sein."

„Meine Liebe macht mich stark zu jedem Kampfe, zu jedem Opfer, gelten sie meinem Glück und seinem Besitz. Ich fühle es hier in meinem Herzen und Du darfst mir fest vertrauen, gute Siebold. Doch jetzt erkläre Dich deutlicher, sage, was ich zu thun habe. Die Ungewißheit wirkt beängstigender als der Kampf."

„Gut denn, so mag es sein!" entgegnete Frau Siebold ausweichend. Was Du zu thun haben wirst, wird sich von selbst ergeben. Für jetzt beantworte mir noch einige Fragen. Hat der Vater Daniels, Pietro, das Bild gesehen, ahnt er nur die Fahrt Daniels nach dem Klosterhofe?"

„Nein. Doch von ihm wird Daniel nie lassen, jener wird ihm immer das sein, was er bis heute gewesen: der Vater, den er liebt und ehrt."

„So muß es bleiben. Es wäre Undank, Sünde, wollte Daniel sich von diesem edlen Herzen reißen, um

dafür — nein, nein, nie dürfte dies geschehen! Der Aermste! Heute Abend empfand er schwer das Unsichere seiner Lage, kaum daß er zu antworten wagte. Er ahnt die Lösung, welche bevorsteht, welche erfolgen muß, und wird sie gewiß als eine endliche Befreiung von einer Schuld — einer nur zu verzeihlichen Lüge froh begrüßen. Doch wann wird Daniel heimkehren?"

„In der folgenden Nacht. Alles ist mit Willem verabredet, damit er unbemerkt ins Haus kann."

„Gut! Ich werde ihn schon früh am Tage sehen. Für das, was morgen zu geschehen hat, laß mich sorgen. Durch mich soll Herr Winand und Frau Andrea erfahren, wohin Daniel gegangen ist — es mag als Vorbereitung dienen, dann habe alles Uebrige seinen natürlichen Lauf. Und nun — gute Nacht, mein liebes, gutes Kind! Bete zum Himmel, daß er Dir Kraft gebe, zu ertragen, was nicht mehr abzuwenden sein wird. Gute Nacht!"

Mit einer plötzlichen ungewöhnlichen Weichheit hatte sie die letzten Worte gesprochen und Andrea dabei umarmt. Dann war die seltsame Frau verschwunden, als ob sie die Bewegung, welche sie erfaßt haben mußte, um jeden Preis vor Andrea hätte verbergen wollen.

Nun suchte auch Andrea ihr Lager, doch der Schlaf wollte sich noch lange nicht bei ihr einstellen. Das Mädchen hatte auch an dem heutigen Tage, und gerade jetzt, so vielerlei erlebt, das wohl genügte, den Geist zu ernstem, anhaltendem Nachsinnen zu zwingen.

Zehntes Kapitel.

Die Entscheidung.

Wie Daniel die Heimkehr mit Andrea verabredet hatte, war sie erfolgt. Der Abschied von dem glücklichen Großmütterchen war ein recht schwerer gewesen und nur die bestimmteste Betheuerung, daß die Zukunft sich gut gestalten werde, hatte die gute Alte einigermaßen beruhigen können. Dann folgte noch ein weit ernsterer Abschied, zugleich ein Gruß, von dem Grabe der Mutter, wohin Huppertz mit dem Wiedergewonnenen gegangen, ohne daß zwischen beiden nur ein Wort darüber geredet worden war. Hierauf geleitete der Alte Daniel nach der Landungsstelle des Dampfbootes, und so lange er vermochte, blickte er dem Schiffe, das nur zu bald in der Abenddämmerung verschwand, nach: „Er wird schon wiederkommen!“ sagte Huppertz sich endlich, und wohlgemuth, die kurzen dicken Beine sogar recht lustig schlenkernd, kehrte er zu seinem Nettchen nach dem Klosterhofe zurück.

Mitternacht war längst vorüber, als Daniel daheim anlangte. Die beiden ihm von Willem gegebenen Schlüssel

öffneten ihm die Straßenthür der kleinen ehemaligen Wohnung seiner Großeltern — seiner Mutter, wie er sie gemalt — und dann den innern Ausgang nach dem Hofe. Nichts regte sich; nur als Daniel an dem Hundezwinger vorüberging, knurrte Cäsar. Doch ein Laut des jungen Mannes beschwichtigte das wachsame Thier, und ungehindert langte er in seinem Zimmer an. Die vielen frohen Erlebnisse des vergangenen Tages, die herzerhebenden Eindrücke, die ihm geworden, überlieferten ihn bald einem ruhigen Schlaf, den liebliche Bilder eines stillen, schönen Familienglücks verklärten.

Doch lange überließ Daniel sich nicht einer solchen erquickenden Ruhe, bald nach Tagesanbruch war er auf den Beinen, kleidete sich an und eilte in das Schlafzimmer seines Vaters. Zu ihm drängte es ihn zuerst.

„Vater — mein Vater!" klang es wiederum dem jäh Erwachenden entgegen, doch diesmal mit einem schmerzdurchzitterten Freudenlaut. „Ich habe Dich verloren, um neu und unlösbar Dich wiederzugewinnen. O Dank, tausend Dank für Alles, was Du an mir gethan hast, für Deine Liebe, die Du mir gewiß erhalten wirst, wie ich Dich nimmer lassen, Dich immer und noch inniger, dankbarer lieben werde als bisher!"

Dabei warf er sich über den Alten, ihn heftig umschlingend, das Antlitz, das weinende Auge an seiner Brust zu bergen. Dieser hatte erbleichend, unter tiefem Aufathmen die erregten Worte Daniels gehört, nun sagte er weich, die Umarmung des jungen Mannes erwidernd:

„Es mußte so kommen, und Sünde war es von mir, es verhindern zu wollen. Vergieb mir, Daniel, daß ich Dir die Deinigen so lange verheimlichte. Doch ich bedurfte der Liebe, um leben zu können, und nahm sie ihm — der mir die meinige geraubt.“

„Kein Wort von ihm!“ rief Daniel mit edlem Zorn. „Ich habe ihn nie gekannt, will ihn nicht kennen. Du warst mir Vater und wirst es bleiben.“

„Und wenn er dennoch wiederkehren sollte, Dich von mir zu fordern?“

„Ich bin todt für ihn und Du — Du würdest mich vor ihm zu schützen wissen.“

„Der Elende,“ rief der alte Geiger jetzt wie in Fieberhitze, „mein Weib habe ich von ihm zu fordern! Sei ruhig, Daniel, bevor er Dir nur nahen, sein Auge nur zu Dir erheben kann, wird er mir, dem tödtlich beleidigten Bruder — seinem Richter Rechenschaft zu geben haben. Sei ruhig, mein Kind, er soll — Dir Nichts — Nichts anhaben können.“

Und erschöpft von der Aufregung sank Pietro auf sein Lager zurück.

Doch bald erholte er sich wieder und ruhiger begann eine neue Zwiesprache.

Daniel erzählte wie Alles gekommen und was er erlebt, und Pietro theilte ihm seine Unterredung des vorvergangenen Tages mit Herrn van Embden und Frau Andrea mit, in der die Verlobung Daniels mit der Tochter des Hauses besprochen und festgesetzt worden war. „Da

wurde das Unrecht — die Sünde, welche ich an Dir begangen, erst in ihrer ganzen Schwere mir bewußt," so endete der Alte seine Mittheilung. „Mehr denn einmal war ich auf dem Punkte zu sagen: ich habe kein Recht an ihm, denn er ist nicht mein Sohn — er ist das Kind des Andern, dessen Namen ich nicht aussprechen mag. Ich bezwang mich, denn meine Rede wäre Dein Urtheil gewesen, doch mußte ich mich entfernen, hätte es nicht länger mehr ertragen können. Und nun — was willst Du thun? Wirst Du schweigen wollen — schweigen können?"

Daniel, welcher hier zum ersten Mal vernahm, wie Herr Winand über ihn und seine Verhältnisse zu Andrea dachte, der zugleich die Bestätigung seiner Liebe, seines Glückes empfing, hatte schweigend mit tiefer Erregung den Worten gehorcht. Doch nach der letzten Frage erhob er den Kopf und mit festem Blick und Ton erwiderte er:

„Ich darf nicht und werde nicht schweigen. Von dieser Stelle aus gehe ich zu Herrn Winand und sage ihm Alles."

„Es wird Dein und unser Unglück sein," entgegnete der Alte tief traurig, „und dennoch muß es geschehen — und je eher je besser. Doch laß mich dabei an Deiner Seite sein, Du wirst der Hülfe bedürfen. Tritt in Dein Zimmer zurück, in wenigen Minuten bin ich bei Dir."

In seinem Zimmer fand Daniel Frau Siebold. Bleich war ihr Antlitz, doch unheimlich glühte das Auge. Kalt und ruhig wie immer schien sie zu sein, nur klang ihr Reden hastiger, energischer, als sie Daniel, anstatt ihm

Fragen zu stellen, mit wenigen Worten Alles sagte, was geschehen. Sie erklärte dabei offen, daß sie die Wahrheit längst gewußt, schon damals nach ihrer ersten Begegnung in Florenz geahnt habe, und weshalb sie geschwiegen, auch Huppertz gezwungen habe zu schweigen. „Daß Sie zu Herrn van Embden reden werden — reden müssen, fühle ich,“ so endigte sie ihre Mittheilung, „und ich frage Sie nur, ob Sie die Folgen hinnehmen werden, wie sich diese auch gestalten mögen — beachten Sie dies wohl, wie sich diese auch gestalten mögen — wenn Ihnen nur Andrea bleibt.“

„Wenn mir nur Andrea bleibt!“ rief Daniel mit einem begeisterten Aufjauchzen. „Was könnte ich alsdann mehr verlangen! Alles will ich ertragen — Allem entsagen, wenn nur sie mir bleibt!“

„Gut denn, so kommen Sie!“ sagte Frau Siebold, die dargereichte Hand Daniels drückend. „Herr Winand und Andrea sind längst wach und beisammen. Wir dürfen keinen Augenblick säumen, die Entscheidung herbeizuführen, es ist Pflicht gegen Herrn van Embden — gegen uns, Kommen Sie!“

„Mein Vater wollte mich begleiten,“ meinte Daniel zögernd.

„Lassen Sie ihn noch hier, wir allein müssen zuerst reden und handeln, dann mag er hinzutreten und des Sieges sich freuen — wie er sich auch gestaltet haben wird. Es gilt einen schweren Kampf um Euer Glück, ich bin

bereit dazu und werde Alles, das Höchste wagen — und unerbittlich sein. Kommen Sie!"

Mächtig ergriffen von den räthselhaften und doch auch wieder beruhigend wirkenden Worten der seltsamen Frau folgte Daniel, und schweigend stiegen beide die große Treppe zu den Wohnräumen Herrn van Embdens hinan. —

Herr Winand hatte den vergangenen Tag in peinlicher Unruhe verbracht. Frau Siebold berichtete ihm in ihrer leidenschaftslosen Weise, daß Daniel eine Fahrt nach dem Klosterhofe unternommen habe und erst am andern frühen Morgen heimgekehrt sein würde. Winand unterließ jede weitere Frage, sogar als er in den Mienen Andrea's zu lesen glaubte, daß diese mehr über die plötzliche Reise wisse. Ein unbestimmtes, banges Ahnen hielt ihn zurück; er meinte Schlimmes hören zu müssen und schwieg. So verging der Tag für Vater und Tochter in einer befangenen Stimmung, die um so peinlicher wirkte, als beide von ihm, als dem eigentlichen Verlobungstage, nur Frohes und Beglückendes hätten erwarten dürfen. Frau Andrea äußerte sich nicht, ruhig und ernst, ohne irgend eine Bemerkung hatte sie die Mittheilung der Siebold angehört und also blieb sie. Nur für Andrea, wenn diese sich ihr näherte, fand ihr Antlitz ein freundliches Lächeln, das das Mädchen jedoch mehr zu beunruhigen als zu erfreuen schien.

Am heutigen Morgen fanden Herr Winand und Andrea sich zu auffallend früher Zeit in der Wohnstube beisammen; es war, als ob beide, besonders das Mädchen, gewußt hätten, daß eine wichtige Entscheidung schon in

den ersten Stunden des Tages erfolgen würde, und rührend war die ängstliche, bittende Sorgfalt, mit welcher Andrea sich um den Vater bemühte. Da ertönte die Klingel der Vorplatzthür, und Andrea erbleichte, indeß Winand gespannt dem Eintretenden, den er ahnte, entgegenschaute.

Frau Siebold und Daniel erschienen in der Wohnstube, und unwillkürlich heiterten sich die Mienen Winands auf. Nur die Liebe, welche er zu dem jungen Manne schon seit so langer Zeit in seinem Herzen hegte, machte sich bei dessen Anblick geltend, und ohne zu ahnen, was dieser ihm mitzutheilen vorhatte, trat er ihm einige Schritte entgegen. Mit freundlichem Lächeln reichte er dem Sohne Pietro's beide Hände hin, und noch bevor dieser ein Wort des Grußes hatte hervorbringeu können, sprach er mit einer Herzlichkeit, die den armen Daniel bis zu Thränen rühren wollte:

„Wie haben wir Sie ersehnt, mein lieber Daniel, und wie lange zauderten Sie — einen Schatz entgegenzunehmen, dessen wir Sie schon längst für würdig hielten und den wir nun mit dem Segen der Eltern für immer Ihrem Schutze anvertrauen wollen."

„O, halten Sie ein, Herr van Embden!" rief Daniel von diesem gütigen, väterlichen Empfang überwältigt. „Ich hätte Sie nicht ausreden lassen dürfen, denn vorher mußten Sie hören, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Doch ich vermochte es nicht; das Glück, welches mit Ihren Worten in meinem Herzen einzog, war zu schön, ich hatte nicht

die Kraft, es von mir zu weisen — wie es hätte geschehen müssen. Deshalb verzeihen Sie mir!"

„Was können Sie mir zu sagen haben, das solche Worte, solche Voraussetzungen zu rechtfertigen vermöchte?" entgegnete Herr Winand, unwillkürlich einen Schritt zurückfahrend und merklich erbleichend. „Schrecklich, wenn es Wahrheit wäre. Reden Sie!"

„Aus einer gewiß verzeihlichen Liebe zu mir," begann Daniel mit gedrücktem Ton und das Haupt gesenkt haltend, „ließ man Sie im Unklaren über meine eigentliche Herkunft —"

Herr van Embden stieß einen jähen Schrei aus und hielt sich wankend an der Lehne des Sophas fest. Andrea, in tödtlicher Angst, war schon an seiner Seite, doch er beachtete sie diesmal nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Daniel an, als ob er eine fremde, entsetzliche Erscheinung vor sich sähe. Dieser fuhr in früherer Weise fort:

„Der Mann, der mir bis heute Vater gewesen — den ich immer und ewig als solchen betrachten und lieben werde, er nahm sich nur eines verlassenen, hülflosen Kindes an. Sein Bruder war — mein Vater — ich komme vom Klosterhofe, vom Grabe meiner Mutter."

Diese Mittheilung wirkte auf den gebrechlichen Mann wie ein Donnerschlag; die Sprache wie alle Kraft schien sie ihm geraubt zu haben, denn nur ein matter, röchelnder Seufzer entrang sich seinen Lippen, und die Hände vor das Antlitz geschlagen, sank er auf das Sopha nieder.

„Mein Vater — er stirbt! O, Du hast ihn getödtet!" jammerte Andrea mit herzzerreißenden Lauten, sich über Herrn Winand werfend, ihm die weißen schmalen Finger von den Augen zu lösen, ihn durch Küsse, zärtliche Worte, wie nur die innigste Kindesliebe sie hervorbringen konnte, wieder ins Leben zurückzurufen.

Daniel stand wie vernichtet da, eine solche Wirkung seiner Rede hatte er nimmer erwartet. Er fühlte all sein Glück in Nichts zergehen, und eine dumpfe Verzweiflung wollte ihn überkommen. Nur Frau Siebold blieb unbeweglich, keine Fiber ihres bleichen Angesichts zuckte, marmorstarr und kalt blieben die Züge wie der Blick, der nur auf Andrea gerichtet war. Dafür glühte und rang es um so furchtbarer in ihrem Innern; sie wähnte den Augenblick gekommen, dessen Nahen sie zwanzig Jahre lang gefürchtet — vielleicht erhofft hatte.

Doch sie täuschte sich! Hier waltete eine stärkere Macht, die ihr Eingreifen unnöthig machte.

Weder Frau Siebold noch die übrigen Anwesenden hatten bemerkt, daß die Matronengestalt der Frau Andrea auf der Schwelle erschienen war.

Das Weinen und Wehklagen Andrea's verstummte, denn Herr Winand hatte seine Besinnung nicht verloren, nur für einen Augenblick sich von dem Gehörten wie betäubt gefühlt, um dann, ein ganz Anderer, sich wieder zu erheben. Alles entsetzliche Weh, alle Schande, die er durch Leonard erduldet, der ganze Haß, der je ihn gegen den Elenden erfüllt hatte, flammte plötzlich in greller Lohe in

ihm auf, blendete ihn und bannte gewaltsam jedes andere Gefühl. Ohne sich zu erheben, das Auge aufzuschlagen, machte er mit der zusammengeballten Hand eine heftig zuckende, abwehrende Bewegung und sagte mit scharfer, keuchender Stimme:

„Hinweg — hinweg von mir! Nie kann das Kind des Elenden mein Sohn werden! Hinweg!"

„Nimm das Wort zurück, Vater!" schrie Andrea auf, von einem namenlosen Entsetzen erfaßt und sich vor dem Erregten niederwerfend. „Du sprichst damit das Todesurtheil Deines Kindes aus."

„Ich kann nicht anders!" tönte es ihr mit derselben scharfen, unerbittlichen Stimme entgegen. „Ich kann nie — niemals Sohn ihn nennen! Hinweg von mir!"

Wie der Spruch eines unerbittlichen Richters klangen die Worte an das Ohr der Armen, und mit einem leisen, wehen Seufzer sank sie vollends zu Boden.

Daniel wollte Andrea zu Hülfe kommen, doch schon kniete Frau Siebold neben ihr. Wie eine zum Sprung bereite Löwin, ihr Junges zu vertheidigen, hatte sie dagestanden, das Auge von einem unheimlichen Feuer belebt, keuchend senkte und hob sich ihre Brust, bis nach den letzten Worten Winands ein Ruf sich ihren Lippen entrang, der mehr einem Freuden- als einem Schreckenslaut glich. Im folgenden Augenblick war sie an der Seite Andrea's.

Nur auf die bleiche ringende Frau, war das Auge der Mutter Winands gerichtet gewesen: nur deren Thun

verfolgte sie mit einem sichtlich bangen Ernst. Noch hatte Niemand ihre Anwesenheit bemerkt.

Frau Siebold hob den Kopf Andrea's empor, lehnte ihn wider ihre Brust, und mit Tönen, wie man sie nie von ihr vernommen, wie sie nur einem übervollen Mutterherzen entströmen können, rief sie, wohl Alles um sich vergessend, mit rührendem Flehen:

„Beruhige Dich, mein liebes, theures Kind, komme zu Dir, denn Alles wird wieder gut werden! Herr Winand wird sein Wort zurücknehmen — vergessen und vergeben! Er wird, er muß es thun, wenn ich — ich, die Siebold, ihn darum — bitte!"

„Laßt mich — laßt mich Alle!" keuchte Winand sich jäh erhebend, und mit abgewandtem Antlitz, verzweifelnd abwehrenden Geberden bewegte er sich auf einen der Ausgänge des Zimmers zu.

„Bleiben Sie, Herr van Embden," herrschte Frau Siebold jetzt den Wankenden mit einem so energischen Ton an, daß dieser zusammenfahrend wirklich innehielt und nun erst auf die bleiche Frau aufmerksam zu werden schien. Diese hatte von Andrea abgelassen, sich hoch emporgerichtet, und während Daniel sich nun mit dem wieder aufathmenden Mädchen beschäftigte, heftete sie ihr großes, glühendes Auge auf Winand und fuhr in leidenschaftlicher Weise fort:

„Nehmen Sie Ihr hartes Wort zurück, Herr van Embden, im Namen der Mutter Andrea's verlange ich es von Ihnen — oder —"

Winands Antlitz war bei diesen Worten todtenbleich

geworden; endlich wußte er, was die Frau von ihm wollte, und Nacht drohte es in und um ihn zu werden. Nur eines Gedankens mächtig: nun ist sie Dir verloren, die Dein Alles — Deine Liebe, Dein Leben war — hätte er weinen, die Arme nach Andrea ausstrecken mögen, doch er fühlte sich unfähig dazu; wie gelähmt an Körper und Geist fand er sich. Da tönte plötzlich eine andere Stimme, die bis jetzt noch nicht laut geworden war, an sein Ohr, Worte vernahm er, die wie ein jäher Schmerz ihn durchzuckten, um ihn dann fast gegen seinen Willen tief und erleichtert aufathmen zu lassen. Es war Frau Andrea, die, noch bevor Winand einen Laut, nur eine Geberde als Antwort hatte finden können, mit ihrer gemessenen Ruhe gesagt:

„Nehmt Euch doch Andrea's an, Frau Siebold, das Mädchen bedarf Eurer Hülfe, und vertraut auf meines Sohnes gutes Herz, auf seine Liebe zu allen Menschen Was er in der ersten Aufwallung gesagt, wird er verwerfen, sobald ihm nur die Ruhe seines Geistes wiederkehrt; der Worte wird er gedenken, die er in ernster Stunde gegen seine Mutter aussprach: ‚Ich will und kann nicht glauben, daß die Sünden der Väter auf die Kinder zurückfallen und diese dafür büßen müssen!‘“

„O, Mutter!“ rief Winand in diesem Augenblick mit einem schmerzlich bittenden Ton, als ob er eine Besiegung seines Widerstrebens fürchtete, während Frau Siebold einen zitternden Freudenruf ausstieß, der wie eine Erlösung aus dem schweren Kampfe, in den sie sich gewagt hatte, klang. Zugleich sank ihr hocherhobener Arm nieder, und einen

Schritt bewegte sie sich auf die ehrwürdige Matrone zu, durch welche sie jetzt schon die ersehnte Entscheidung herbeigeführt sah. Mit erhobener Stimme fuhr Frau Andrea fort:

„So sprachst Du einstens aus voller Ueberzeugung zu mir, die ich anders dachte, und heute ruft Deine Mutter Dir Deine eigenen Worte zu: nach ihnen handle! Doch sage ich Dir auch in meinem Sinne: Dein Schicksal — das Schicksal unseres Hauses will Deine Unterwerfung. Durch ihn, der Dir und Deinem Herzen das herbste Leid angethan, soll Dir das reinste und schönste Glück Deines Lebens werden. Er, den Du als Deinen bittersten Feind hast erkennen müssen, muß dafür in seinem eigenen Kinde den treuesten Freund — den Sohn Dir geben: das soll seine Strafe sein! Erkenne hieraus das Walten eines gerechten, unerbittlichen Fatums an — oder leugne es — beugen aber mußt Du Dich ihm!"

Wie eine Erscheinung aus einer andern Welt stand die Gestalt der Greisin hochaufgerichtet da. Das große graue Auge glühte, und von der weitvorgestreckten Rechten mit den schmalen weißen Fingern schien eine magische Kraft auszugehen, welche die Starrheit Winands bannte, den Haß in seinem Herzen zerstörte und ihn gewaltsam näher zog. Wie ihm geschah, er wußte es nicht, nur Eines fühlte er, die Wahrheit der Worte, welche an sein Ohr gedrungen, mußte er anerkennen, ihrer Macht sich beugen, doch wollte ihm zugleich auch die Gewißheit werden, daß das Glück, welches er schon verloren gewähnt, wieder bei ihm einzog. Einen Schritt sich vorbewegend, breitete

er seine Arme weit aus, und mit thränenerstickter, zitternder Stimme rief er nur:

„Meine Kinder!“

Und mit einem Jubelruf flogen Andrea nnd Daniel auf ihn zu. Das Mädchen umarmte schluchzend und lachend den Vater, indeß Daniel zu Winands Füßen niedersinken wollte, der ihn jedoch daran zu hindern vermochte, ihn an seine Brust zog und dann beide an sich preßte und küßte.

Frau Siebold hatte sich rasch der Mutter Winands genähert, welche der bleichen Frau mit einem verständnißvollen Blick und innigster Theilnahme die Rechte reichte, während sie die andere Hand Pietro entgegenstreckte, der schon längst eingetreten und in banger Erwartung am Eingang des Zimmers stehengeblieben war. Sie blickten zu Frau Andrea mit dankender Freude auf, welcher der Geiger Worte leihen wollte. Da veränderten sich plötzlich die Züge der Greisin wieder, weit öffneten sich die großen Augen, und ins Leere starrend, flüsterte sie den Beiden mit dem Tone einer Prophetin zu:

„Stille — frevelt nicht! Noch ist es zu früh zu danken und sich zu freuen. Noch ist das Schicksal nicht versöhnt, und die schwerste Prüfung steht uns Allen noch bevor. Ich ahne sie — ich erlebe sie im Geiste! Gebe der Himmel, daß wir auch sie siegreich bestehen!“

Vierte Abtheilung.

Elftes Kapitel.

Das Fest auf dem Klosterhofe; ein vermißter und ein ungebetener Gast.

Majestätisch, unbehindert, keines Widerstandes achtend, durchfurchte das Dampfboot stromaufwärts die Fluten, eine stärkere Kraft denn sie: eine zwingende Gewalt. Hart, in zorniger Hast schlugen die Schaufelräder die wiederstrebenden Wellen, daß sie hochauf sich thürmten und in ohnmächtigem Ringen zischend in Atome zerstoben. Tief keuchend arbeitete der Riesenleib in einer beängstigenden Schnelle, ein Pusten und Schnaufen ließ er hören, als wenn drohender Grimm ihn erfüllte ob der Kühnheit des nutzlosen Thuns seines Widersachers. Bei jedem Zuge entsandte er seinen Athem als weiße Dampfwolken in die Lüfte, die sich erweiterten und von den Strahlen der Morgensonne durchdrungen, wie ein schimmernder Nebelschleier dem Schiffe nachzogen. Schon

zwei Tage und zwei Nächte hatte die Fahrt gedauert, denn von der Mündung des Stromes kam das Dampfboot her, mehr mit Waaren als mit Reisenden befrachtet, und an vielen Orten rechts und links der Ufer hatte es anlegen müssen, um Güter auszuladen, Passagiere zu entlassen und andere wieder aufzunehmen. Es war der dritte Morgen und noch bis zum neuen Tage sollte die Fahrt dauern, so weit als die Gewalt des Dampfes die Macht des Stromwassers besiegt und sich unterworfen hatte.

Befanden sich auf dem Verdeck auch viele Reisende, so war unter ihnen doch nur ein einziger, der die ganze Fahrt bis heute mitgemacht hatte. Die andern waren gekommen zu jeder Stunde des Tages, der Nacht, und nach kürzerm oder längerm Aufenthalt wieder gegangen, nur er allein war geblieben, eine auffallende und zugleich abstoßende Persönlichkeit in ihrem Aeußern, ihrem Gebahren. Als Passagier der Vorkajüte bis zur Endstation des Schiffes hatte er sich gleich in den ersten Stunden mit einer ungewöhnlichen Dreistigkeit unter die Reisenden des Salons gewagt, hier in seiner kecken, zudringlichen Annäherung kalt und entschieden abgewiesen, zog er sich wieder unter den Haufen Leute geringerer Klasse und die Matrosen zurück, welche die Vorkajüte bevölkerten. Doch oftmals wiederholte er den Versuch, sich in die bessere Gesellschaft einzudrängen, bis ihm endlich vom Führer des Bootes ein solches Gebahren in so ernster Weise untersagt wurde, daß er sich fügen mußte. Nun hatte er sich auf dem zweiten Platze so breit als möglich gemacht und durch ein

lautes schwadronirendes Erzählen von allerlei unglaublichen Abenteuern, die er auf seinen Reisen durch die alte und neue Welt erlebt haben wollte, auch bald eine gewisse Gewalt über seine Umgebung erlangt. Man lachte über seine Lügen, denen er noch durch Einflicken von Worten und Redensarten in englischer, französischer und italienischer Sprache eine gewisse Lokalfarbe zu geben suchte, doch hörte man ihm zu und sein Kreis wurde zusehends größer. Seines Publikums so weit sicher, ging der Fremde nun von Worten zu Thaten über; aus der Tasche seines zwar modernen, doch sehr strapazirten Rockes, den er bis an den Hals zugeknöpft trug, zog er ein schmutziges, weil gewiß viel gebrauchtes Spiel Karten hervor und begann mit der Suada eines richtigen Taschenspielers eine Reihe von Kunststücken zu produziren, die seine Zuschauer noch mehr verblüfften und erheiterten, als seine außergewöhnlichen Erlebnisse. Bis der Abend herangekommen, hatte diese Unterhaltung wieder eine andere Form angenommen; die Kunststücke waren unmerklich zu einem Spielchen geworden, das aus einem erlaubten sich schließlich und wieder auf scheinbar natürliche Weise in ein Hazardspiel verwandelte. Nun aber war es nur eine kleine und oft wechselnde Gesellschaft, die solcher gefährlichen Unterhaltung sich hingab, die verlierend, immer aufs neue ihr Glück versuchte. Was hätte man auch während der Nacht Besseres beginnen können? Und gewann auch nur der glückliche Unternehmer, so hielt das Spiel doch wach und half die Zeit bis zum Aussteigen verkürzen. So wechselte das Publikum des

fremden Spielers während der ganzen Nacht, denn wer da kam, wollte klüger sein als der Abziehende, und ein jeder ließ, wenn das Schiff ihn an das Ufer setzte, ein gut Stück Geld zurück, das in den Taschen des zugeknöpften Rockes verschwunden war und nicht mehr zum Vorschein kommen wollte, dafür immer neue klingende und klappernde Gesellschaft erhielt. Als endlich der Morgen nahte, die Reihe der Wagenden sich mehr und mehr lichtete, da klappte der Bankhalter sein wunderbares Kartenspiel zusammen und schob es in den Versteck seines Rockes. Auf morgen — good by! sagte er gähnend, mit weit aufgerissenem Munde, und sich um seine gerupfte Gesellschaft nicht im mindesten mehr kümmernd, streckte er sich in ganzer Länge auf der Holzbank der Kajüte so behaglich zum Schlafen aus, als ob er in dem weichsten Bette liege oder ein solches hartes Lager nur zu gewohnt gewesen wäre. Die Hand in der Tasche, wo sie das gewonnene Geld umkrallte und mit den Fingerspitzen zu zählen suchte, brummte er vor dem Einschlafen: „Bis zu den Alpen wird's reichen, und fänd' ich auch keine anderen Gimpel, als das dumme Pack, das ich zu meiner Schande Landsleute nennen muß. Hol sie der Teufel!"

Am andern Tage wurde dem gefährlichen Gesellen auch dieses unsaubere Handwerk gelegt, indem der Kapitän des Schiffes ihm mit ernstem Blick und Wort erklärte, daß, wenn man noch einmal die Karten zu einem Hazardspiel in seiner Hand erblickte, er bei der nächsten Station kurzer Hand ans Land gesetzt werden würde. Mit grimmig ge-

murmelten Flüchen mußte der Fremde sich abermals fügen, und da damit seine Unterhaltungsmittel wohl erschöpft sein mochten, so streckte er sich heute schon am hellen Tage auf einen Haufen Taue zu bequemer Ruhe aus, vorerst um seinen Gedanken nachzuhängen und dann zur Abwechselung wieder zu schlafen.

Es war ein Mann, der viel älter aussah, als er in der That sein mochte; bei näherm Verkehr hätte man trotz der verwitterten Züge sein Alter errathen können und ihm etwa fünfzig Jahre gegeben. Die breitschultrige und knochige Gestalt ließ die Hagerkeit seines scharf geschnittenen Gesichts noch mehr hervortreten. Wirres, graumelirtes Haar, das einstens schön gewesen sein mochte, umgab es in spärlichen natürlichen Ringeln, und ein sichtlich schwarz gefärbter Schnurrbart erschien wie ein Hohn auf die fahlen, von Leidenschaften durchfurchten Züge. Dieser unangenehme Eindruck wurde noch verstärkt durch das unstäte Umherblicken der großen Augen, die jedoch einen scharfen, stechenden Glanz erhielten, befand er sich unter Leuten, denen er glaubte trauen zu dürfen. Er mußte einstens ein sogenannter schöner Mann und seines Sieges bei den Frauen gewiß gewesen sein. Dies trug er heute noch zur Schau und deshalb suchte er auch seine abgenutzte Kleidung so stolz und weltmännisch als möglich zu tragen, um sich dann wieder ungescheut dem Herumlungern auf jeder Sitzgelegenheit, die sich ihm bot, und war sie auch von einer noch so fragwürdigen Reinlichkeit, zu überlassen. Ein abgegriffener Seidenhut, den er jedoch sorgsam in

Ehren hielt, oftmals mit Hand und Aermel glättete und ein recht eleganter Spazierstock, der gewiß nicht von ihm gekauft worden war, vollendeten die schäbige Eleganz, welche er trotz mangelnder Wäsche zur Schau zu tragen sich bemühte. Beide bildeten zugleich die einzigen Gegenstände, welche er hätte ablegen und als sein Passagiergepäck bezeichnen können.

Je weiter die Fahrt auf dem Strome ging, je stiller und einsilbiger war der sonst so redselige Patron geworden. Die drohenden Einschüchterungen des Kapitäns konnten dies nicht bewirkt haben, denn in der zweiten Nacht hatte sich in der stillen Kajüte das frühere Treiben wiederholt. Die Karten regierten, und lachend, seine Opfer noch höhnend, sackte der Fremde die listig gewonnenen Silber- und Kupfermünzen ein, um mit beginnendem Tage sein Brüten und Sinnen wieder aufzunehmen. Sein früheres Plätzchen bei den Schiffstauen hatte er schon am frühen Morgen aufgesucht und durch ein Stück Segeltuch so bequem und wohnlich als möglich herzurichten gewußt. Hier lag er nun, den Kopf auf einem höhern Ring Taue gebettet, über sich das Stück steifgetheerten Segeltuches, das ihn vor den Strahlen der Morgensonne schützte, und starrte gedankenvoll einer großen Stadt entgegen, die langsam näher und näher zu kommen schien. Anfangs ein dunkler Nebelfleck, von einzelnen zackigen Spitzen überragt, breitete sich bald eine graue Häusermasse unabsehbar in weitem Bogen am Ufer aus. Zahllose Thürme, vielgestaltig, ragten aus den Schieferdächern hervor, die, wo die Sonne sie traf, in

einem matt glänzenden Bleigrau schimmerten. Die in scharfen Linien sich von dem klaren Horizont abhebenden Kirchen und Thürme erhielten Farbe und Form und die Häuserreihe des Ufers zeigte sich endlich mit ihren Fenstern, in deren Scheiben der blendende Glanz der Morgensonne in deutlichen Umrissen sich spiegelte. Die Schiffe mit ihren Masten, ihrem Tauwerk, die auf der grünen Fluth des Stromes sich wiegten, der gleichsam im Vorüberziehen die Füße der gewaltigen Stadt küßte, waren sichtbar geworden wie die Menschenmenge, die schon am frühen Morgen das Ufer geschäftig belebte. Es war ein stolzes, schönes Bild, das Jeden, der auf den Fluten, aus der Ferne kommend, sich ihm näherte, erfreuen, ergreifen mußte.

Auch dem fremden herabgekommenen Passagier des Dampfbootes mußte es also ergehen. Auf seinem Tau-lager hingestreckt, starrte er mit glühendem Auge der gleich-sam ihm näher rückenden Stadt entgegen, während die breite Brust sich immer mächtiger senkte und hob. Je näher den Thürmen und Thoren, dem Ufer mit seinen Schiffen und Lastwagen, je größer wurde sein Staunen. Halb richtete er sich empor, und auf den Ellenbogen ge-stützt, schien er das, was er sah, was er kennen mußte und doch nicht wiedererkannte, mit den Blicken zu ver-schlingen, mit halb offenem Munde anzustaunen. Endlich keuchte er fast grimmig in sich hinein:

„Was ist mit dem alten Neste vorgegangen in den armseligen zwanzig Jahren, seit ich es nicht gesehen? Ich erkenne es nicht mehr wieder! Das krabbelt ja am Ufer

herum von Menschen und Karren, als ob es die größte Handelsstadt geworden wäre. Zu meiner Zeit hätte man die halbe Bevölkerung mit all ihren Gäulen und Karren zusammen- und hinaustreiben müssen, um ein solches Leben hervorzurufen. Und wie mag es erst drinnen aussehen? Ich muß es wissen! Das Schiff wird wohl so lange mit Aus- und Einladen zu thun haben, um mir einen kurzen Gang in die Gassen — bis zu seinem Hause zu gestatten."

Das Dampfboot war mittlerweile an seinem Landungsplatz angelangt und ohne Aufenthalt begann das Fortschaffen der Waaren in Fässern, Ballen und Kisten. Der Fremde hatte sich mit seinen letzten Worten erhoben und näherte sich dem Kapitän, der den regen Verkehr auf der schmalen Landungsbrücke überwachte.

„Wie lange wird das Schiff wohl halten, Kapitän?" fragte er, seinen eleganten Spazierstock recht unternehmungslustig schlenkernd.

Der Kapitän sah ihn einen Augenblick von der Seite an, dann entgegnete er gleichgültig:

„Es ist gleich Sieben, seid Ihr in zwei Stunden nicht zurück, mögt Ihr sehen, wie Ihr weiterkommt."

„Well!" rief der Fremde und schon im folgenden Augenblick war er im Gedränge verschwunden. —

Gegen neun Uhr liegt der Mann wieder auf dem Verdeck und seinem Taulager ausgestreckt. Sein gefurchtes Gesicht zeigt ein grinsendes Lachen und wieder wühlt die Hand in der Rocktasche, doch diesmal in zahlreichen dicken Silberstücken. Während die Maschine stöhnend zu arbeiten be-

ginnt, den Dampf in dicken Wolken pustend ausstößt und das Boot in weitem Bogen die ausgefahrene Schiffbrücke durchschneidet, seine Fahrt zu Berg fortzusetzen, hält er murmelnd, sich nicht im geringsten mehr um Stadt und Ufer kümmernd, folgendes Selbstgespräch:

„Das heiße ich Glück! Wenn es so fortgeht, kann ich mit Extrapost über den Gotthard und nach Florenz kutschiren. Die Heimat und meine Vaterstadt, die ich so oft verwünscht habe, empfangen mich gut, und dies verspricht mir besten Erfolg meines Unternehmens. Des Krüppels Haus hab ich gefunden — wie ich es verlassen — haha! — oder vielmehr früher gekannt, denn die Läden der ersten Etage sind wieder geschlossen — seit dem Tode seiner Frau — meiner schönen schwarzen Julia! wie man mir auf mein wiederholtes Fragen endlich sagte. Weshalb? Das wußte man nicht und ich hatte keine Zeit, weiter danach zu forschen — werd's schon später erfahren! Die hübsche Weinkneipe am Ufer zog mich mächtiger an. Und hab's beim Teufel nicht zu bereuen gehabt. Ein herrliches Publikum! Schiffer, die das Geld für ihre Ladung im Sack hatten und am frühen Morgen schon halb betrunken waren. Meine Karten und Kniffe haben Wunder gewirkt und mir in einer halben Stunde mehr eingebracht, als ein paar Dutzend Nächte wie die hier in dem schwimmenden Bretterkasten. Doch es war Zeit aufzubrechen, die angeschmierten Theerjacken begannen unangenehm zu werden — nun suchen sie mich, Revanche wollen sie haben, werden mich aber so bald nicht finden. Für jetzt ist das Ver-

gnügen zu Ende, der Kapitän schaut mir zu sehr auf die Finger, und für mich ist hier nichts anderes mehr zu suchen, als höchstens nur noch ein gutes Frühstück — für mein gutes Geld."

Am Nachmittag gegen fünf Uhr legte das Dampfboot wiederum an einer Landebrücke bei einem alten Städtchen an, aus dessen ruinenhaften Häusern einige neue moderne Bauwerke scharf hervortraten. Grüne Höhen, felsiges Gestein, von den Trümmern einer Burg gekrönt, säumten die Ufer ein und boten dem Beschauer ein durchaus anderes, schöneres Bild als die Niederungen, durch welche der Strom an den vergangenen Tagen geführt hatte. Der Fremde war schon früher zu dem Kondukteur des Schiffes getreten, diesem sein Verlassen des Bootes anzumelden mit dem Bemerken, daß er morgen die Reise fortsetzen würde. Dann schritt er, sich reckend und dehnend, den Kopf mit dem Seidenhute hoch emporgerichtet und seinen Spazierstock lustig schwingend über die Landungsbrücke dem Ufer zu.

„Ein deutsch-amerikanischer Shabby, wenn nicht gar noch Schlimmeres," brummte der Kapitän, ihm verächtlich nachblickend. „Bin froh, den Kerl losgeworden zu sein."

Der also Gezeichnete schritt stromaufwärts am Ufer fort, so sichern Schrittes, als ob er die Gegend genau kenne. Wohl warf er einen gierigen Blick auf das stattliche Wirthshaus, das an seinem Wege lag, durch dessen offene Fenster modern gekleidete Reisende zu sehen waren, doch er ging vorüber.

„Darf mich nicht aufhalten," sagte er, seine Enthaltsamkeit gleichsam entschuldigend, „muß heute noch den Klosterhof inspiciren, erfahren, wie es dort steht. Das ist wichtiger als ein Spielchen, wobei vielleicht gar nichts herausschaut."

Und weiter schritt er, das Städtchen bald hinter sich lassend.

Ein Stündchen noch und eine Ortschaft ward erreicht, die der Wanderer mit einem frohen Aufathmen grüßte, doch bald mit Staunen musterte.

„Endlich bin ich wieder in dem elenden Neste," brummte er „und dort führt der Weg auf die Höhe, wo mein Palast steht, wo meine Weinberge grünen und blühen. Haha! Mein, dem Leonard Urban, sind sie oder müssen es werden, darauf dürft Ihr Euch verlassen, die Ihr vielleicht jetzt dort oben haust. Habe ich mich nur erst meines Jungen, des Italieners, versichert, dann — oder der Satan müßte ihn wie die Alten geholt haben! Doch dann wäre ich ja erst recht der Herr dort droben. Alle Teufel — was ist das?" rief er plötzlich innehaltend und vor einem neuen ziemlich großen Hause stehen bleibend. „Hier stand früher das Wirthshaus — und hier steht es noch, doch so verändert, daß ich es nicht mehr wiedererkenne. Aus der alten Post- und Fuhrmannsherberge ist ein modernes Hotel geworden, und was für eins, Donnerwetter! Auch sehe ich im Hofe Pferde und Wagen und in der Gasse geputzte Bauern. Das ganze Nest hat mir überhaupt einen modernen, sogar

festlichen Anstrich. Hinein, muß wissen, was es hier giebt und wie es zur Zeit dort oben steht."

Bald saß der heimgekehrte Leonard Urban in der Gaststube vor einer Flasche Wein und schaute eben so neugierig sich an dem Orte um, wie auf den Wirth, einen Mann in mittlern Jahren. Alles war anders, ihm fremd geworden, wie er selbst von Niemand hätte wiedererkannt werden können. Endlich, nach einem tüchtigen Zuge rief er ohne Umstände den Wirth herbei und begann mit ihm ein Gespräch.

„Hab Eure Herberge gekannt vor vielen Jahren," sagte er, „als noch die Post hier einkehrte. Damals war es ein Loch, heute ist's ein Hotel. Gratulire zu der Veränderung!"

Der Wirth, der sich durch die Worte geschmeichelt fühlte, entgegnete zuvorkommend.

„Die Post geht noch immer, doch nicht mehr so oft als früher; seit die Dampfschiffe den Fluß befahren, haben diese allen Verkehr an sich gezogen, und der hat sich dadurch in den zehn Jahren derart vermehrt, daß ich mich genöthigt gesehen, das Haus umzubauen. Wie ich es von meinem Vorgänger übernahm, genügte es nicht mehr."

„Ihr habt Fremde, wie ich an den Wagen im Hofe gesehen? Es scheint mir überhaupt hier etwas los zu sein — es riecht ordentlich nach Fest und Festbraten!"

„Da habt Ihr eine gute Nase," sagte der Wirth lachend. „Oben auf dem Klosterhofe geht's hoch her und das ganze Dorf hat Theil daran. Auch Ihr dürft hinauf,

wenn Ihr wollt, und Euch dort mit den Andern gütlich thun. Es giebt freien Trunk und köstliches Essen dazu. Doch müßt Ihr Euch beeilen, denn mit dem Abend hat die Herrlichkeit ein Ende, die Herrschaften fahren noch vor Nacht heim. Deshalb stehen die beiden Wagen schon im Hofe bereit."

Leonard hatte während dieser Mittheilung die Farbe gewechselt. Kaum hielt er sich, doch ließ er den Wirth ausreden. Dann fragte er in größter Spannung:

„Und wer feiert denn dort oben ein Fest?"

„Wer sonst als der Eigenthümer, der alte Huppertz."

„Der alte Huppertz lebt also noch?" rief Leonard mit wachsendem Staunen.

„Ihr habt ihn wohl früher gekannt?" fragte nun seinerseits recht neugierig der Wirth, der jetzt aufmerksamer auf seinen Gast zu werden anfing.

„Kam vor Jahren oft in die Gegend," antwortete Leonard ausweichend. „Der Alte feiert am Ende gar seine goldene Hochzeit? Oder ist seine Frau — sein Nettchen etwa mittlerweile gestorben?"

„Gefehlt! Sein Nettchen lebt heute noch und beide sind munter wie seit Jahren nicht. Auch feiern sie keine Hochzeit, sondern vorerst nur eine Verlobung. Die Hochzeit soll in acht oder höchstens vierzehn Tagen erfolgen."

„Aber wen zum Teufel kann der alte Huppertz denn verloben? So viel ich weiß, hatte er keine direkten Nachkommen."

„Wieder gefehlt! Der Bräutigam ist sein Enkel, der

Sohn seiner verstorbenen Tochter Röschen Urban. — Doch was ist Euch?" rief der Mann recht besorgt, denn er hatte gesehen, wie sein Zuhörer plötzlich erdfahl geworden war und wie besinnungslos in sich zusammensank.

„Nichts — nichts!" keuchte Leonard, sich gewaltsam fassend und dann nach dem Glase greifend, das er in einem Zuge sich schüttelnd leerte. Nochmals schenkte er sich ein und trank dann das Glas langsam leer, wohl nur, um Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln. Dann fragte er mit abgekehrtem Gesicht und so gleichgültig als möglich:

„Und wer ist denn die Verlobte des — jungen Menschen?"

„Er ist ein wahres Glückskind," antwortete der Wirth mit einem wichtigen Eifer, „macht die reichste Partie, weit und breit, die Braut ist mehr als eine Million schwer!"

„So nennt mir doch endlich ihren Namen! Wer ist's?"

„Die einzige Tochter des reichen Herrn Winand van Embden."

Ein jäher Aufschrei, den Leonard hatte ausstoßen wollen, war ihm in der Kehle stecken geblieben. Dafür starrte er den Wirth mit weit aufgerissenen Augen an, doch nicht mit staunender Ueberraschung, nein, mit einem Grinsen, das etwas so überaus Freches hatte, daß der Mann erschrocken zurückfuhr. Nun brach der Andere in ein grelles und so lustiges Lachen aus, als ob man ihm das tollste Zeug mitgetheilt hätte, und rief dazwischen:

„Es ist zum Teufelholen! Der Junge, der kleine Johannes, heirathet die — haha! — die Tochter der

Julia, seine —. Nein — ich kann das Wort nicht aussprechen, es ist zu toll! Ein Glück, daß ich gekommen, solch Unglück zu verhüten! Bin also doch noch zu etwas gut auf der Welt — hätt's nimmer gedacht, haha! Wiederholt es mir noch einmal, damit ich's fassen, glauben kann: der Johannes Huppertz — nein, nein! Urban, heirathet die Tochter des kleinen Winand van Embden?"

„Wüßte nicht, daß ich Euch seinen Namen genannt?" sagte der Wirth halb ärgerlich, halb verblüfft über die tolle Lustigkeit des Fremden. „Uebrigens führt er nicht den Namen, den ihr da hergesagt; er nennt sich, so viel ich weiß, Daniel und Huppertz, wie die Alten."

„Gleichviel, wenn nur das Sonstige wahr ist," entgegnete Leonard, der langsam wieder zu sich kam. „Werde mich übrigens selbst davon überzeugen. Ihr sagt, daß das ganze Dorf zum Feste geladen ist?"

„Wer kommen will, ist willkommen, der Huppertz liefert den Wein — in Tonnen, und Herr van Embden hat einen ganzen Wagen voll Eßwaaren sammt dem Geschirr hergeschickt. Ihr könnt ihn unten im Hofe sehen — natürlich geleert."

„Was kostet meine Flasche? Muß hinauf!"

So rief Leonard, zugleich ein Geldstück auf den Tisch werfend, das der Wirth nahm und dafür einige kleine Münzen dem Andern hinlegte. Dieser stürzte sein letztes Glas hinunter, steckte das Geld ein und verließ ohne weitere Worte Wirth und Wirthshaus. Seinen Spazierstock schwingend, schritt er in einer Hast dem Wege nach

der Höhe des Klosterhofes zu, als ob es gelte, diesen schon in den nächsten Minuten zu erreichen. Kopfschüttelnd schaute der Wirth ihm nach, dann murmelte er vor sich hin:

„Ein seltsamer Gast und ganz gewiß auch ein ungebetener. Wer es nur sein mag? Die ganze Familie scheint er zu kennen und von lange her. Nun, werde es ja heute Abend erfahren, was er droben aus- oder gar angerichtet hat.“

Nicht allzu lange behielt Leonard seinen Sturmschritt bei, denn in der freien Luft kühlte sich rasch die Gluth, welche so plötzlich in ihm aufgelodert war, und damit kehrte ihm auch die Besinnung zurück. Vielfach im Leben umhergeworfen und gehetzt, hatte Noth ihn gezwungen zu überlegen, bevor er handelte, und dies that er jetzt, während er langsamern Schrittes die Höhe erstieg, von der ihm schon aus der Ferne ein heller Jubel von Menschenstimmen entgegenschallte. —

Auf dem Klosterhofe fand in der That ein Fest statt, wie es der Ort wohl seit langen Jahren oder vielleicht in dieser Weise noch nie erlebt hatte: die Huppertz'schen Eheleute feierten die Verlobung ihrer Kinder.

Noch an jenem entscheidenden Abend im Drei-Königen-Hause war der Entschluß zu dieser Form gefaßt worden. Nachdem Herr Winand einmal den alten Haß überwunden hatte, herrschte die Liebe unumschränkt in seinem Herzen, und nun war er es, der die Vereinigung des jungen Paares mit einem Eifer betrieb, der dessen so schwer erkämpftes Glück erst recht vollkommen machte. Und mit

welcher Liebe, welch innigem Dank lohnten Andrea und Daniel ihm dies! Jetzt erst sah der gebrechliche Mann mit dem guten, nach Liebe sich sehnenden Herzen, wie wohl er gethan, nachzugeben und den Worten der Mutter sich zu beugen, zugleich welch ein edles Herz und reiches Gemüth er sich in dem erkorenen Sohne gewonnen hatte. Denn jetzt erst vermochte Daniel, durch nichts mehr gehindert, sich zu geben wie er war, und an Fröhlichkeit wetteiferte er mit seiner jungen, schönen Braut, deren seltene Herzensgaben durch das errungene Glück zur vollen Geltung gelangten. Das große, stille Haus empfand dies mit der Familie, es herrschte keine Oede mehr darinnen, denn überall wähnte man den Hauch der Liebe, Eintracht und Zufriedenheit zu spüren, der nun in seinen Räumen eingezogen war. Daniel hatte natürlich alles erzählt, was er bisheran auf dem Klosterhofe erlebt und getrieben, und sofort war von Winand der Gedanke ausgesprochen worden, gleich an einem der folgenden Tage dorthin zu fahren und bei dieser Gelegenheit die Verlobung fröhlich zu feiern, an welchem Feste die dortige ganze Gegend, die sich ja stets so theilnahmvoll gegen die Huppertz'sche Familie und deren Schicksal erwiesen, ihren Antheil haben sollte. Der Plan, von den jungen Leuten jubelnd aufgenommen, von Frau Andrea mit zufriedenem Lächeln gebilligt, wurde gleich am folgenden Tage ins Werk gesetzt. Briefe gingen von allen Seiten an Huppertz und sein Nettchen ab und die alten lustigen Leute geriethen über diese vollständig unerwarteten und so hoch beglückenden Mittheilungen ordentlich aus

Rand und Band. Hanno lud das ganze Dorf zu Gaste und Pfarrer und Bürgermeister, der Schullehrer sammt seinen Kindern sagteu freudig und dankbar zu und legten zugleich kräftig Hand mit an, den Ort so viel als möglich des Festes würdig auszustatten.

Am bestimmten Tage hatte der Klosterhof und besonders der große freie Platz vor demselben ein ungewöhnlich hübsches und festliches Aussehen erlangt, über das selbst die Alten freudig erstaunten. Das lange Gebäude bis zu dem Thurm hinauf fand sich mit grünen Laubgewinden aufs Anmuthigste geschmückt und auf der Terrasse standen ganze Reihen mit schneeweißem Linnen gedeckte Tafeln, auf denen als Zierde riesige Sträuße von Feld- und andern Blumen und Gräsern prangten. Topf- und Kübelpflanzen, aus allen Häusern des Dorfes herbeigeschleppt, bildeten einen grünen blühenden Hag um den Festplatz und umkränzten, überwölbten besonders ein Balkengerüst, auf das von Huppertz ganz besondere Sorgfalt verwendet worden war. In seiner Herzensfreude hatte der wackere Mann seinen Keller in ganzer Weite geöffnet und riesige Tonnen von den allerbesten Lagen und Jahrgängen mit Hülfe seiner Leute aus der unterirdischen Schatzkammer des Klosterhofes hinauf an das helle Sonnenlicht schaffen lassen. Dichtes Grün beschattete die hölzernen Rüstungen des Königs Wein, Laubgewinde bekränzten sie und erprobte Krahnen lagen daneben, um sie in dem bevorstehenden Zechturnier zu sprengen, ihnen die richtige Wunde beizubringen, was sie sich übrigens gern gefallen ließen. War

doch für sie ein Verbluten der Anfang eines neuen frischen Lebens, einer neuen jugendlichen Gährung zur Klärung und endlicher vollwichtiger Währung.

Am frühen Morgen des Festtages langte ein großer geschlossener, kastenartiger Wagen, den zwei starke Gäule mit einem Vorspannpferde kaum die Höhe hinaufschleppen konnten, vor dem Klosterhofe an. Es war der von Herrn van Embden versprochene und vorausgesandte Proviant, und nun ging es ans Auspacken. Hülfreiche Hände fehlten nicht, hier draußen ebensowenig wie in der großen Küche, die seit den Klosterzeiten nicht mehr in Gebrauch gewesen war. Während auf der Terrasse die Tische unter der Last der köstlichen Würste, Schinken, Pasteten sich beugen wollten, brodelten und brieten in der Küche riesige Kessel mit würzig duftender Suppe, ganze Ochsen- und Hammelviertel; galt es doch gewiß an hundert Personen zu speisen, soviel als ihrer nur kommen wollten. Hätten Huppertz und besonders Frau Nettchen nur ein paar Dutzend Arme, Hände und Beine dazu gehabt, um überall dabei zu sein, überall mithelfen zu können! Doch ach! sie durften die eigenen kaum gebrauchen, denn im Sonntagsstaat mußten sie die Gäste — ihre Kinder empfangen. Dafür hatten die Freunde des Orts, von der Frau Bürgermeisterin und der Frau Schulmeisterin an, sich des Mahles angenommen und junge, hübschgeputzte und flinke Bauernmädchen sich freudig für die Bedienung zur Verfügung gestellt. Huppertz hatte sich die anstelligsten Burschen als Schenken ausgesucht und eigens aus der Stadt neue blanke Lederschurzfelle für sie angeschafft.

Schon diese Vorbereitungen des Morgens führten ein gleich reges wie lustiges Leben herbei, das von Viertelstunde zu Viertelstunde sich immer bewegter gestaltete, denn die einfachen, doch frohgestimmten Gäste fanden nach und nach sich ein. Gegen Mittag und nicht mit dem Dampfschiff, sondern in eigenem Wagen sollte die Ankunft des Herrn van Embden mit den Seinigen — mit dem Enkel Huppertz', dem Sohne seines Röschens, wie der alte, wahrhaft selige Küfer immerfort laut ausrief — erfolgen und nach den verschiedenen gegenseitigen Begrüßungen das allgemeine Festmahl beginnen.

Von seinen Schulkindern gefolgt und hellauf singend zog der Schulmeister auf dem Festplatz der Terrasse ein, die Fiedel unter dem Kinn und den Bogen mit einem Eifer handhabend, als gälte es, der ganzen lauten Gesellschaft zum Tanze aufzuspielen. Mädchen und Buben trugen ihre Festtagskleider mit bunten Schleifen und Kränze auf den Köpfen, Sträuße an Jacken und Mieder, gerade als ob es der Fronleichnamsprocession gegolten hätte und nicht ein Wochen- und Festtag irgend eines simplen Heiligen gewesen wäre. Dann kamen die Honoratioren des Orts, den Herrn Pfarrer an der Spitze, eine behäbige Gestalt mit schneeweißem Haar und freundlichen Zügen, dessen Aeuglein heute ganz besonders heiter aus dem gerötheten Antlitz blickten. Die „däftigen Halfen" mit ihren Frauen folgten und an diese schlossen sich bescheiden, doch nicht minder froh und herzlich von den beiden Huppertz bewillkommt, die kleinen Bauern des Orts an. Bursche und Mädchen, mit Maien

geschmückt, zogen paarweise heran, im Tanzschritt sogar und singend. Andere Burschen waren als Wachtposten unten geblieben.

Die hundert Personen, für welche Vorsorge getroffen worden war, mochten wohl beisammen sein, und das Leben auf der Terrasse war ein ebenso buntes als froh bewegtes geworden. Die Glückwünsche, welche Huppertz und sein Nettchen von allen Seiten in allen Tonarten entgegenzunehmen und zu erwidern hatten, wollten kein Ende finden. Plötzlich knallten am Fuße der Höhe mehrere Schüsse als Zeichen, daß der Wagen des Herrn van Embden mit den Hauptgästen im Dorfe angelangt war, und bald begannen auch die beiden an versteckter Stelle aufgepflanzten kleinen Böller ihre Grüße den Ankommenden entgegenzusenden. Donnernd hallten die Schüsse über den Strom, die Echos der jenseitigen Höhen weckend, daß die ganze Gegend von ihnen widertönte. Das laute Reden, Lachen und Jauchzen, das in wirrem Brausen die Terrasse erfüllt hatte, verstummte nach und nach und die bunte Menge suchte sich nach Rang und Würden zu ordnen. Der Herr Pfarrer nahm bei den Huppertz'schen Eheleuten Stellung, denn das Wort des Herrn sollte das wiedergefundene und zugleich so glücklich gewordene Kind des Hauses und seine junge Braut zuerst begrüßen. Also hatten es die alten Großeltern gewünscht, während der Gesang der Kinder das junge Paar und Herrn van Embden schon aus der Ferne bei ihrem Erscheinen zu empfangen hatte.

Noch eine ganze Weile verging in gespannter Er-

wartung, und immer rascher folgten sich die Böllerschüsse, deren ununterbrochenes donnerndes Echo die Nahenden auf ihrem Wege zur Höhe begleitete und wohl im Stande war, ihre freudige Stimmung in eine feierliche zu wandeln. Endlich wurden sie sichtbar, der letzte Donner verhallte, und aus seinem ersterbenden Rollen stieg unter lautloser Stille der Gesang der Kinderstimmen in feierlicher Fröhlichkeit empor.

Herr van Embden, der auf den Arm Daniels gestützt die Höhe erstieg, indeß Andrea sich fest an ihn geklammert hielt, mußte bei den ersten Tönen mächtig ergriffen innehalten. Sein Herz war zu voll, nur durch Thränen vermochte es sich Luft zu machen. Zugleich nahm er andachtsvoll den Hut ab, denn der Gesang der Kinder wollte ihm wie das schönste, reinste Gebet für die, welche sein Herz so unaussprechlich liebte, dünken. Auch Andrea und Daniel waren tief ergriffen, und was sie empfanden, sagten sie sich durch einen Blick, durch einen langen Druck ihrer Hände, die sie sich vor dem Vater hin reichten.

Nur Frau Siebold folgte ihnen. Obgleich sie einen Schritt hinter der Hauptgruppe zurückblieb, so drückte ihr bleiches Gesicht doch keinen Schmerz über dieses Fernsein aus. Sie hatte überwunden, und nur Freude empfand ihr Herz über das endlich errungene und so schöne Glück ihres Kindes.

Nun setzte Herr van Embden sich wieder in Gang. Der Gesang der Kinder nahte seinem Ende und der würdige alte Pfarrer schickte sich zu seiner feierlichen Begrüßungs-

rede an. Da hob Frau Nettchen ihre runde Gestalt so viel als möglich empor, näherte ihren Mund dem Ohr des geistlichen Herrn und flüsterte ihm zitternd vor Aufregung und kaum noch im Stande ihr Schluchzen zu bekämpfen, in rührender Einfalt die Bitte zu:

„Macht's kurz, Herr Pfarrer, um Gottes willen — ich halt's sonst nimmer aus!"

„Kannst ruhig sein, Alte!" raunte Huppertz ihr von der andern Seite mit zusammengebissenen Zähnen zu. „Unser Herrgott wird mir verzeihen, was ich thue, aber es geht nicht anders."

Wieder hielt Herr Winand inne, denn er war der Gruppe näher gekommen. Ohne eine Ahnung zu haben von dem Empfang, den man ihm bereitet hatte, schaute er mit einem ängstlichen Staunen den alten weißhaarigen Pfarrer an, der unter lautloser Stille ihm einen Schritt entgegengetreten war, doch jetzt sich an Daniel wandte.

„Im Namen des Herrn," sagte er feierlich, sein Käppchen abnehmend — und alle Anwesenden folgten seinem Beispiel, entblößten ihre Häupter — „dessen Gnade Dich so sichtlich beschützt, so wunderbar geführt hat wieder bis hieher, an den Ort, wo Du geboren wurdest, in die Arme der Deinigen, in seinem Namen begrüße ich Dich und Deine liebliche Braut, die Er auf Deinem Wege Dich finden ließ. Dankt ihm für solche Gnade und Güte durch Liebe zu den Eurigen, zu den alten Großeltern, die —

Und — „hoch! und abermals hoch!" schrie plötzlich der Schulmeister, seinen Hut schwenkend und die schöne

Rede des Pfarrers mitten entzwei schneidend. Und „hoch!" antworteten die Schulkinder, die Bauern, alle Anwesenden mit ihren stärksten, freudigsten Tönen, und — bum bum! donnerten die Böller drein — und „Großmütterchen!" rief Daniel, sich in die Arme der kleinen runden, mit dem ganzen Leibe zappelnden Frau Nettchen werfend, diese unter Freudenthränen umarmend und küssend.

Der Pfarrer hatte zwar bei diesem gewaltsamen Abschnitt seiner so wohlgemeinten und gleich gut präparirten Begrüßungspredigt ein recht verblüfftes Gesicht gemacht, doch hielt dieses Unbehagen nicht lange an; schon im folgenden Augenblick lachte sein ganzes gutmüthiges Gesicht, und den Finger drohend erhoben, wandte er sich an Huppertz, von dem dies alles ausgehen mußte, diesem jetzt eine kleine Strafpredigt zu halten. Doch auch dazu kam er nicht, denn der Alte, welcher in der That dem Schulmeister heimlich einen früher verabredeten Wink gegeben hatte, war nicht mehr zu haben. Da er seiner Herzensfreude auch durch Umarmungen Luft machen mußte und er seinen Daniel in festen Händen sah, hatte er ohne Umstände Andrea erfaßt und geküßt, hierauf Herrn Winand, der seine Umarmung in herzlicher Weise erwiderte, dann kam Frau Siebold an die Reihe, die nicht allein Alles mit sich geschehen ließ, sondern auch — ein wahres Wunder! — wirklich lachte. Nun stürzte der alte Küfer, der noch immer nicht genug der Küsse und Umarmungen haben mochte, mit offenen Armen auf die Frau Bürgermeisterin zu, um die stattliche, schon zum Kusse bereite Frau plötzlich verblüfft stehen zu

lassen und Daniel, der endlich frei geworden war, zu umfassen und halb todt zu drücken, während Frau Nettchen sich jetzt ihrer künftigen Enkel-Schwiegertochter zuwandte. Einen graziösen Knix machte die kleine runde Frau vor dem Mädchen, das ihr aber laut lachend um den Hals fiel und ihr das Wort des Grußes von den Lippen wegküßte.

Nun wurden Begrüßungen und Beglückwünschungen allgemein, und in so aufrichtiger, herzlicher Weise entwickelten sie sich, daß, hätte Huppertz nicht plötzlich mit seinen gellendsten Tönen gerufen: „Zu Tische, die Suppe wird kalt!" dieser fröhliche Willkomm wohl noch ein Stündchen gedauert haben würde.

Daniel reichte seinem Großmütterchen den Arm, Herr Winand führte Andrea, und Huppertz, nachdem er im Vorbeigehen dem Schulmeister zugeflüstert: „Habt's gut gemacht, Herr Götz!" erfaßte Frau Siebold. Zugleich fuhr er mit einer gewandten Wendung mit dem freien Arm unter den der Frau Bürgermeisterin, welcher er wegen des nicht applicirten Kusses eine Revanche schuldig zu sein glaubte. In drolligem Tanzschritt, die dicken Beine schlenkernd, daß die gewaltige Troddel seiner Sonntagsmütze wie eine Kirchenglocke ihm im Nacken hin und her baumelte, geleitete er seine beiden Damen zu der Hauptfesttafel — um sie hier wieder unbarmherzig im Stich zu lassen und zu wachen, daß ja keine Unordnung in der lange und wohlüberlegten Placirung der Ehrengäste vorkomme.

Die übrigen Tafeln waren in überraschend schneller

Weise besetzt worden, die bunteste Reihe hatte sich wie von selbst ergeben, und nun bewährte sich das Organisationstalent des eigentlichen Festgebers Huppertz auf das glänzendste, für die Küche zuerst und dann ganz besonders für den Keller. Wie die Tafeln nie leer von den köstlichen, duftenden Speisen wurden, so fanden sich Gläser und Humpen, Flaschen, Krüge und Kannen stets gefüllt. Da die Lust ungezwungen sich gehen lassen durfte, so sorgte der angeborene Humor der Weinländer für eine ununterbrochene fröhliche Unterhaltung, welche die ganze Terrasse mit einem gewaltigen Redebrausen, von Lachen und jauchzenden Tönen untermischt, erfüllte. Toaste, Lieder der Burschen und Mädchen unterbrachen in angenehmer Weise die allgemeine Unterhaltung, welche hierauf um so lauter wieder begann. Und Herr Winand machte dies Alles mit. Es war, als ob der Einsame sich in eine ganz andere Welt versetzt fühle, doch in eine frohe, deren er sich erfreuen durfte.

Im Laufe des Mahls hielt auch er eine kleine Rede, doch war diese nur an seine allernächste Umgebung gerichtet, wie sie auch nur dieser galt. Alles habe er schon so weit vorbereitet, sagte er mit einem glücklichen Lächeln dem freudig aufhorchenden jungen Paar — und Dies solle ihr Angebinde an dem heutigen Festtage sein — daß die Vermählung in der allerkürzesten Frist vor sich gehen könne. Doch ganz — ganz in der Stille würde sie daheim gefeiert werden. Dann aber dürften sie hinausziehen zu den Großeltern und hier einen ganzen Monat weilen, sich und ihrem jungen Glücke leben, so lange, bis daheim im Drei-Königen-Hause

ihre Wohnstätte, die eine sehr schöne sein würde, fertig wäre. Nun erhob sich an diesem Haupttische ein Jubel, der alles andere Reden und Lachen hell übertönte. Huppertz warf vor Freude sein Sonntagskäppchen hoch in die Luft, daß es mit seiner Seidentroddel bald in eine große Schüssel mit Salat gefüllt gefallen wäre, hätte Frau Nettchen das kostbare Stück nicht noch rechtzeitig vor solcher fettsauren Berührung gerettet. Die übrigen Theilhaber des Festes mußten aber hierdurch zu dem Glauben veranlaßt worden sein, daß dasselbe durch eine leider ungehörte Rede seinen Höhepunkt erreicht habe, denn plötzlich erhob sich von allen Seiten ein so jubelndes Hochrufen, die Böller, Flinten und Pistolen begannen ein so mörderisches Knallen, daß die Luft ringsum erdröhnte. Zugleich eilte man an den Tisch, anzustoßen, sich zuzutrinken — die Kinder jauchzten und sangen darein, sie fingen sogar an zu tanzen, wodurch der Herr Schulmeister gezwungen wurde, die Geige zu handhaben. Durch dies Alles entstand eine solche allgemeine Bewegung, daß Herr Winand und Huppertz es für das Beste hielten, die Tafel für eine Weile aufzuheben.

Es ging auch nicht Anders, etwas Bewegung mußte ein Jeder sich gönnen, und zu den tanzenden Kindern hatten sich schon Bursche und Mädchen gesellt, die zu den einfachen Weisen der Geige sich lustig im Tacte drehten. Das Brautpaar nnd die Alten durchschritten jetzt Arm in Arm die Reihen der Gäste, bei jeder Gruppe verweilend, ihrer Herzensfreude durch fröhliches Reden Ausdruck gebend. Ueberall herrschte ungehinderte Freude, ein Jeder fühlte sich

wahrhaft froh und glücklich wie selten im Leben; dies sagten Blicke und Worte, der Druck der Hände und jede Geberde.

Seltsam! Nur Einer fehlte diesem Freudenkreise: der Geiger Pietro. Und gerade er hätte doch eine der Hauptpersonen sein müssen an diesem Tage.

Mit dem Alten war nach der ergreifenden Scene, welche durch Frau Andrea ihren versöhnenden Abschluß erhalten hatte, eine auffallende Veränderung vorgegangen. Nachdem er am Abend sich mit Daniel allein in den untern Zimmern gefunden, hatte er nach einem längern Stillschweigen zu diesem gesagt:

„Und nun, mein Sohn, da Du die Deinigen und zugleich das Glück Deines Lebens gefunden, ist meine Mission bei Dir im Grunde zu Ende. Erst nach meinem Tode solltest Du Alles erfahren — ich konnte nicht ohne Dich, ohne Deine Liebe leben — doch es ist Anders gekommen, und ich beuge mich dem Geschehenen. Nun gilt es noch Dein Glück zu sichern, und dies soll meine Aufgabe sein. Sobald es nur angeht, am liebsten schon morgen, kehre ich nach Florenz zurück, denn von dorther wird das Unheil bei Dir einziehen wollen. Ich werde es abzuwenden und zugleich früher Geschehenes zu strafen wissen. Hab ich diese letzte Lebensaufgabe erfüllt, dann kehre ich zu Dir zurück, hier auch die letzte Lebensstunde zu erwarten und bis dahin mich Deiner Liebe zu erfreuen. Versuche nicht meinen Vorsatz wankend zu machen, es muß sein."

Vergebens hatte Daniel dem alten Geiger die heiligsten Betheurungen seiner unwandelbaren, innigen Kindesliebe

ausgesprochen, ihn angefleht, zu bleiben, doch dieser war bei seinem Entschluß geblieben, und nach langem harten Kampfe mußte Daniel sich fügen. So hatte Pietro auch der Ausfahrt nach dem Klosterhofe auszuweichen gewußt; er könne den Ort, dem das Unglück seines Lebens entkeimt, nicht wieder betreten, so lange die Schuld nicht gesühnt sei. Also sagte er Herrn Winand im Vertrauen, und dieser fügte sich und beruhigte seine Kinder. So kam es, daß man bei dem Feste den alten Mann wohl vermißte, doch nicht schmerzvoll seines Fernbleibens gedachte.

Zur Zeit, als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, ging Pietro in seinem Zimmer geigend auf und nieder. Nur klagende Töne und Weisen entlockte er dem Instrumente, die heute, wo das große alte Haus fast wie ausgestorben war, noch einmal so wehmüthig durch die hohen Räume erklangen. Endlich, nach langem Zaudern packte er die Geige sorgfältig in den Kasten, und diesen verschließend, sprach er mit unheimlich leuchtendem Blick vor sich hin:

„Nun ruhe wieder, Geliebte, die allein mir treu geblieben, schlafe, bis ich dich mit dem Siegessang erwecken kann: Der Verbrecher ist bestraft, die Schuld gesühnt!"

Dann begann er Vorbereitungen für seine Reise zu treffen, seine Koffer zu packen, und wieder sprach er halblaut zu sich:

„Sein erstes Ziel wird Florenz sein, den Knaben zu holen. Er muß ihn in seinen sündigen Händen halten, will er im Stande sein, die Drohungen, von denen jener

Brief aus New York sprach, wahr zu machen. Doch nur mich, seinen Richter, soll der Elende finden, der mir ihr Herz geraubt — um es in Schmutz und Schande vergehen — zertreten zu lassen!"

Bei solchen Gedanken schlug er die Fäuste vor die Augen und warf sich dann ermattet in einen Sessel. Also blieb er wohl stundenlang zusammengekauert und unbeweglich sitzen, sein Herz, das noch immer mit der jugendlichen Gluth des Künstlers schlug, das die Treulose noch im Bilde ihrer Frauenschöne liebte, mit Gewalt zur Ruhe zu bringen suchend. —

Mußte die frohe Gesellschaft auch in Pietro den lieben Gast ungern entbehren, so hatte sich dafür ein ungebetener eingefunden, dessen plötzliches Erscheinen wohl im Stande gewesen wäre, die fröhliche Lust in noch größern Schrecken zu wandeln.

In einer der kleinen Reblaubeck mitten in den Weinbergen, die Hupperts früher, in schönern Zeiten und auch heute wieder, zugleich als Luginsland und stillverschwiegene Zechstübchen benutzte, lag von den wuchernden Blättern der Trauben gedeckt Leonard Urban, mit glühenden Blicken nach der Terrasse hinstarrend. Er hatte die Weinberge in ihrer Eintheilung unverändert gefunden und war so im Stande gewesen, sich den geeignetsten Ort auszusuchen, um die Terrasse bequem überschauen zu können. Auf dem Haupttische haftete sein Blick, alle die dort weilten sah er, und nur ihnen galt sein Schauen und Denken — die übrige Menge war für ihn nicht vorhanden. Wie schlug sein

Herz vor Grimm und Gier, um sich dann wieder in höhnischer Freude zu blähen!

„Da sind sie alle — alle beisammen, das ganze Nest!“ murmelte er mit giftigem Keuchen, die Zähne aufeinandergepreßt. „Keiner fehlt — doch nein, nur Einer! — und gerade der, dem ich hier und überhaupt im Leben nicht mehr begegnen möchte: mein Bruder, der mir den Streich, welchen ich ihm — und zu meinem Schaden, gespielt, wohl heute noch nicht vergeben haben wird. Und danken müßte er mir dafür, daß ich ihn von dem Satan befreite, der mich Jahre lang in seiner Hölle gefangen hielt. Eine rasende Mänade, die mich anfangs mit ihrer wüsten Liebe, dann Jahre lang mit ihrer tollen Eifersucht und endlich wieder mit ihrer Liebe, die mir zum Greuel geworden, verfolgte, bis es gelang, ihr heimlich zu entfliehen und sie an dem Orte zurückzulassen, wohin sie eigentlich gehört. Doch weg damit! Ich bin frei und das Glück ist wieder mit mir — alles kommt auf halbem Wege — mit offenen Armen dem Leonard entgegen, haha! Vorerst bin ich der weiten Fahrt über die Alpen enthoben und brauche nicht zu fürchten, ihm zu begegnen — den allein ich glaube fürchten zu müssen. Sie haben den Jungen geholt, von ihm weggenommen, wohl gegen seinen Willen — vielleicht schon vor langen Jahren — denn sonst säße auch er hier, wo ich sie alle versammelt sehe, die zu der vermaledeiten Rasse gehören. Der braune Lockenkopf dort wird der Johannes sein — er ist's, denn er gleicht ja aufs Haar seinem Vater! Doch das Mädel — haha! — gleicht eben-

sowenig ihm wie der schwarzhaarigen Julia! Bah, sie muß trotz aller Sünde aus der Art geschlagen sein! Die beiden Alten haben sich in den zwanzig Jahren wenig verändert, sie sind nur noch unförmlicher geworden, wie der Winand sich noch etwas mehr erhöht hat — von rückwärts nämlich! Er fand sich wohl nicht schön genug mit seinem sonst doch recht anständigen Höcker, haha! Lustig scheinen die Alten noch immer zu sein, lustig wie früher, und den Winand müssen sie auch angesteckt haben, denn der Griesgram lacht wirklich — und hellauf, bei meiner armen Seel! Hol sie alle der Teufel! Werde ihnen das Lachen schon austreiben! Nur die Frau mit dem bleichen Gesicht kenne ich nicht, und doch gehört sie zu der Bande. Sollte es das Weib des Siebold sein, die als Amme bei dem Kinde blieb? Unmöglich! Na, werde es schon erfahren, denn jetzt heißt es: überlegen und dann an die Arbeit!"

„Doch hier ist meines Bleibens nicht," fuhr er nach einer weitern Pause höhnischen Schauens hastiger fort. „Schon erheben sie sich von den Tischen — natürlich um zu tanzen, oder paarweise stillere Orte aufzusuchen, und da wird der Boden für mich unsicher werden, denn Niemand darf mich jetzt sehen. Zuerst muß ich mit mir selber im Klaren sein, wie ich es anstellen werde, dann trete ich unter sie — haha! — wie ein Erzengel am jüngsten Tage, oder wie der Räuber Moor — oder meinetwegen auch wie der leibhaftige Satanas — Hinweg!"

So rief er plötzlich und sich vergessend, denn der Lärm und Jubel auf der Terrasse war mit einem Male zu einem

gewaltigen Tosen und Brausen angeschwollen, und von allen Tischen hatten die Schmausenden und Zechenden sich erhoben. Zugleich begann die Geige des Schulmeisters zu klingen, und erschrocken tauchte der Lauscher sich so tief als möglich unter das Blättergrün der Reblaube, um nicht entdeckt zu werden. Dann stieg er hastig, anfangs fast kriechend, den Weinberg an seiner steilsten Stelle hinab, um so rasch als möglich aus dem Bereich des Festes und des Klosterhofes zu kommen, ein sicheres Nachtquartier zu finden, wo er in Ruhe seinen Angriffsplan sich zurechtzulegen vermochte.

Zwölftes Kapitel.

Der Versucher an der Arbeit.

Auf der Chaussee angelangt, hatte Urban in lustiger Stimmung, als ob er einer der eifrigsten Theilnehmer des Festes auf dem Klosterhofe gewesen und des köstlichen Weines zu viel genossen, seinen Weg fortgesetzt. Halblaut mit sich redend, dann einzelne Worte grell ausstoßend, oder auflachend, dabei den Seidenhut verwegen auf ein Ohr gerückt und mit dem Stock die Luft durchfuchtelnd, wäre er von Begegnenden gewiß für betrunken oder närrisch gehalten worden. Doch dem war nicht so, er fühlte sich nur berauscht von seinem Erlebniß, das ihm ein sicheres Gelingen seiner Pläne in Aussicht stellen wollte. So achtete er denn auch der fragenden Blicke nicht, die man auf ihn warf, als er den Ort am Fuße des Klosterhofes durchwandelte, oder that er es dennoch, so geschah es mit einem frechen, höhnischen Lachen, das einen etwaigen Versuch, sich weiter mit ihm zu beschäftigen, einschüchterte und zurückwies. Ohne einzukehren zog er weiter, und erst vor dem schönen Gasthofe des Städtchens, wo das Dampf-

boot landete, mit dem er morgen abzureisen gedachte, machte er Halt. „Ein Zimmer erster Etage und vorne heraus!“ herrschte er dem schwarzbefrackten Kellner in einer Weise zu, daß dieser zusammenfahrend die Hausglocke handhabte, als ob ein Lord mit einem Wagen voll Gepäckstücken und einer Heerde Diener und nicht ein einzelner Reisender von sehr fragwürdiger Gestalt, dessen ganze Bagage in einem Spazierstock bestand, angelangt sei. Eine ganze Schaar dienstbarer Geister, Kellner und Hausknechte, der Wirth an der Spitze, erschien, und man führte den so anspruchsvoll und sicher auftretenden Gast in einen Salon der ersten Etage, den der Herr des Hauses ihm indessen nicht ohne zweifelnde Blicke erschlossen hatte.

„Licht — viele Lichter! Ein Souper, und daß der frische Salm nicht fehlt! Dazu alter Burgunder und Champagner — gleich zwei Flaschen, es wird reichen — Cliquot, trinke nie andern! Die Cigarren kann man gleich hinzufügen, will nicht mehr gestört sein — doch das feinste Kraut, bin Kenner, komme direkt aus der Havannah!“

So kommandirte und schwadronirte er weiter, und die Kellner stoben davon, nur der Wirth blieb. Der Mann mußte Unheil wittern; das herabgekommene Aeußere, das Gebahren des Fremden ohne Bagage konnte ihm, nachdem die erste verblüffende Ueberraschung vorüber war, kein Vertrauen einflößen, und recht herausfordernd schaute er jetzt ihn an. Leonard mußte wissen, was in dem Manne vorging, und den Blick mit einem frechen Lachen beantwortend, griff er in die bewußte Tasche seines Rockes und warf eine

Handvoll blanker Thaler und kleinerer Silbermünzen nach der andern, ungezähltes Geld, gleichgültig vor sich auf den Tisch. Nun veränderte sich plötzlich das Gesicht des Wirths, die geringschätzende, Kampf und wohl gar Hinauswerfen kündende Miene wurde eine äußerst devote. Mit süßlichem Lächeln, gekrümmten Rücken versicherte er, daß das Verlangen seines ehrenwerthen Gastes in allen Theilen pünktlich und sofort erfüllt werden würde, worauf auch der Herr, den Dienern nacheilend, das Zimmer verließ, von einer lauten spöttischen Lache des „ehrenwerthen" Gastes hinausbegleitet.

Das Souper dauerte eine lange Zeit, während welcher Leonard nur dem Genießen lebte. Die Nacht war mittlerweile gekommen, im Gasthofe und draußen auf der Gasse herrschte tiefe Stille. Da trat er mit dem Fuße den Tisch von sich, daß das Geschirr klirrte, und sprang auf. Die Thür verriegelte er, dann entleerte er die vielen Taschen seines Rockes und füllte dabei einen ganzen Teller mit dem gewonnenen Gelde. Auch legte er ein Doppelterzerol recht vorsichtig bei Seite, ein Zeichen, daß es scharf geladen sein mußte. Nun zog er den Rock aus, warf ihn mit einem lustigen Jauchzer weit von sich, mitten in das Zimmer hinein und entkorkte die Champagnerflasche, ihren Knall mit einem grellen Lachen begleitend.

„Komm, du berückender Geist des echten Sündenweines," rief er, das erste Glas zum Munde führend, „und hilf mir die glückliche Stunde feiern, die endlich deinem treuen Verehrer geschlagen hat. Ich verspreche dir, von nun an keine

Götter mehr neben dir zu haben — meine Mittel werden es mir schon erlauben, haha!"

Eine Cigarre anzündend, eine Tischecke mit dem Wein und seinem Glase sich bequem zum Sopha rückend, streckte er sich in ganzer Länge, behaglich ächzend, darauf aus. Dann trank er, füllte sein Glas, so oft es leer geworden, und dazwischen plauderte er in einer unheimlichen Lustigkeit:

„Was ich erlebe — es ist wahrhaftig zu toll! Finde da urplötzlich den Jungen und zugleich das Mädel, das nur mich ihren Vater nennen dürfte, und beide als — haha! Wie der Winand dies nur hat zugeben können? Er muß nichts — auch gar nichts wissen, meine Briefe und die der Julia nicht gefunden haben, sonst würde er wahrlich nicht daran denken — Bruder und Schwester zu verheirathen. Und doch gab ich der Julia in der Nacht vor ihrem Tode, als ich zum letzten Mal auf dem heimlichen Wege zu ihr geschlüpft, wie sie es verlangt, alle Briefe zurück, die sie mir geschrieben und die über unser Verhältniß keinen Zweifel mehr ließen. Ich reichte ihr den schwarzen Schatzkasten und sie selbst legte die Briefe hinein, allerdings an sicherer Stelle. Dann verschloß ich Kasten und Schrank und die Schlüssel barg sie unter ihrem Kopfkissen. Dann — ah!" schrie der Sinnende jäh auf, zugleich mit dem Körper emporschnellend, um sofort wieder in seine frühere Lage zusammenzusinken. „Jetzt weiß ich — erkläre mir Alles! Die geschlossenen Läden — die seit dem Tode der Julia geschlossene Etage! Ja, so ist's! Der Winand hat alles, wie es stand und lag, stehen lassen und die

Zimmer abgesperrt, und heute werden die Briefe — meine Zeugen! — noch unberührt an derselben Stelle zu finden sein. So ist es, so muß es — es kann nicht anders möglich sein!"

Nun ließ er einen langgedehnten, keuchenden Laut grimmer Freude hören und mit glühenden Blicken starrte er in die Ferne. Es war, als ob ein Raubthier eine seltene Beute erblicke, die unerwartet ihm zugelaufen — um sich im nächsten Augenblick darauf zu stürzen und sie zu würgen. Dann verfiel er in ein anhaltendes dumpfes und finsteres Brüten.

Plötzlich fuhr Urban mit einem jähen Ruck wieder empor. Ein häßliches heiseres Lachen ließ er hören, griff nach seinem Glase, das er in einem Zuge leerte, und fuhr dann, gleichsam sich selbst verhöhnend, in seinem Selbstgespräche fort:

„Nein — das geht nicht! Diese Karte taugt nichts, sie könnte mir höchstens das ganze Spiel verderben. Das Mädel reklamiren, mit meinen Beweisen, den Briefen Julia's, in der Hand? Unsinn! Dürfte mir dadurch allenfalls eine Last mehr aufbürden. Ließe ich die Heirath sich vollziehen und käme dann mit meinen Enthüllungen, so würden und könnten diese nicht anders als entsetzlich wirken, alles rings um mich her — mich selbst vernichten. Die Menschheit in dem alten Drei-Königen-Hause ist zu ehrlich, als daß ihnen ein erkauftes Stillschweigen meinerseits genügen dürfte. Ja, stände es anders, dann würde der Winand schon eine halbe Million dran wagen und mir

dies das Liebste sein. Ich ginge sofort wieder nach Amerika — nähme sogar die alte vergilbte Theresa — brrr! — mit in den Kauf! Doch dies alles würde nie sich erfüllen. Ich darf die Heirath nicht geschehen lassen, muß sie hintertreiben, und ihre Verhinderung bietet mir das beste Mittel, meinen alten Plan durchzuführen den Jungen in meine Hand zu bekommen und mich zugleich an den andern, dem Winand und dem Huppertz, in vernichtender Weise zu rächen. Das wird ein Lamento werden, wenn der Junge „nicht mehr will!" haha! zurücktritt, und dabei keinen andern Grund anzugeben wagt, als den: „Mein Herr Vater hat's nicht erlaubt!" Und so wird er erst recht mein und mit ihm sein schönes Erbe. Für mein Alter dürfte es genügen, natürlich die Zinsen mitsammt dem Kapital! Die beiden Alten würde ich mir schon vom Halse zu schaffen oder doch unschädlich zu machen wissen. Sehen sie mich kommen, auf dem Klosterhof als Herrn einziehen oder vielmehr als Herrn des eigentlichen Herrn, meines großjährigen Jungen, dann werden sie von selbst laufen — laufen bis in ihre ehemalige Klause, die Küferwohnung des alten van Embden'schen Hauses. Ah, schlauer Huppertz, mit deinen eigenen Waffen werde ich dich treffen! Hättest wohl nimmer gedacht, damals, als du das schöne Weingut dem Johannes in aller Form Rechtens zuschreiben ließest, daß dies das beste Mittel sein würde, es seinem Vater auszuliefern. Und der Junge muß tanzen wie ich pfeife, brauche nur das eine Liedchen dazu: „Das Geheimniß der Julia," und die Drohung, es dem Winand — der ganzen Welt

vorzuspielen! Dabei bleibt's! Gleich morgen werde ich das Spiel beginnen und dem Jungen sogleich meinen höchsten Trumpf an den Kopf werfen. Und jetzt genug gegrübelt! Dafür getrunken auf Leonards unverwüstliches Glück!"

Wieder knallte ein Champagnerpfropfen, die erste Flasche war geleert, und in vollen Zügen stürzte der entsetzliche Mensch Glas auf Glas hinunter. Eine Viertelstunde nur und auch diese zweite Flasche war beinahe leer. Da wurde draußen die Stille der Nacht durch ein fernes Räderrollen unterbrochen, das immer stärker, deutlicher ertönte und näher kam. Die Hufschläge feuriger Pferde wurden hörbar und mit dem jähen Aufschrei „Da sind sie!" taumelte Leonard von seinem Lager empor. Den Rest der Flasche goß er in das Glas — immerzu, nicht achtend, daß es überlief, dann schoß er wankend und stolpernd auf das noch immer offene Fenster zu, mit rothunterlaufenen glühenden Augen, irren Blicks auf die Gasse hinabstarrend. Da rollte der Wagen an ihm und dem Hause vorüber, es war der Reisewagen des Herrn van Embden, der diesen und die Seinigen wieder der Stadt zuführte. Der Trunkene mußte die darinnen Sitzenden ahnen, und den Arm mit dem Glase weit in die Gasse hinausstreckend, schrie er mit grellen, lallenden Tönen hinab und den Davonfahrenden nach:

„Heidi — dem närrischen Brautpaar gilt's! — das der Satan holen wird -- wenn ich, sein Helfershelfer, ihm nicht in die Quere komme — ich — der Leonard — Ur —"

Doch weiter kam der Unselge nicht. Die Macht des

berauschenden Weines hatte ihn übermannt; die Kniee knickten zusammen und von dem Fenstersims, auf das er sich haltend den Arm gelehnt, glitt er herab und zu Boden, wo er, das zerschellte Glas in der Hand, betäubt liegen blieb und einschlief. —

Am andern Nachmittage befand Daniel sich bei seinem Adoptivvater. Mit einem reinen, schönen Glück im Herzen war er von dem Klosterhof heimgekehrt, um hier aufs schmerzlichste berührt zu werden. Pietro war reisefertig; der Mann, den Daniel so aufrichtig liebte und verehrte, stand auf dem Punkte, von ihm zu scheiden. Er dürfe nicht zaudern, Glück und Heil Aller, für die sein Herz schlage, hange von seiner raschen Abreise ab. So sagte er, und nur die innigsten Bitten des jungen Mannes vermochten nach langem Kampfe Pietro zu bestimmen, noch einen Tag zu warten. Dann hatte Letzterer noch im Laufe des Vormittags eine lange Unterredung mit Herrn van Embden gehabt und der Nachmittag, der Abend sollten als letzte Frist eines Beisammenseins Daniel und der ganzen Familie gewidmet sein, die Abreise aber unwiderruflich am andern Mittag vor sich gehen. So saß denn Daniel in trautem Gespräch bei dem verehrten Manne, dessen Hand nicht aus der seinigen lassend, und herzliche Worte wurden gewechselt, welche die bestimmte Hoffnung auf ein baldiges und frohes Wiedersehen aussprachen. Da bemerkte Daniel bei einem unwillkürlichen Aufblicken durch die offene Thür des Wohnzimmers, in dem Beide sich befanden und die in das Atelier führte, in diesem den

alten Willem, der ihm, sichtlich erregt, geheimnißvoll Zeichen machte, zu sich hinauszuwinken versuchte. Staunend zögerte der junge Mann, doch da der Alte sich immer dringender geberdete, so erhob er sich endlich und verließ nach einigen flüchtig hingeworfenen Worten, daß er sogleich wiederkehren werde, den Geiger und das Zimmer. Pietro wartete eine Weile, dann schaute er in das Atelier, doch dieses war leer. Dafür bemerkte er jetzt Daniel, der, mit dem Thorwächter redend, langsam über den Hof schritt. „Er wird mit dem Manne irgend etwas zu besprechen haben und schon wiederkehren. Ich werde ihn oben bei Andrea und der Familie erwarten.“ So sagte er sich arglos und schickte sich an, in die Wohnung des Herrn van Embden hinaufzusteigen, um den letzten Abend mit seinem Sohne und den Menschen, die ihm so lieb geworden, denen er ein neues Leben zu verdanken hatte, zuzubringen.

In dem rückwärts gelegenen Theile des Hauses, wo Willems Stube lag, hatte sich währenddem Eigenthümliches ereignet.

Am frühen Morgen war der Wagen mit der Herrschaft heimgekehrt und der Kutscher hatte, nachdem er einige Stunden geruht, das Reinigen des Gefährts begonnen und dieses alsdann in die Remise geschafft. Darüber war der Rest des Vormittags und der ganze Nachmittag vergangen. Der Abend nahte und noch immer stand das Thor offen. Da erschien ein Mann in dessen Nähe, vorsichtig in den Hof spähend, und als Willem endlich einen Thorflügel nach dem andern zu schließen begonnen, war

der Andere plötzlich zwischen Thür und Angel getreten und hatte dem Alten ein recht keckes „Halt!“ zugerufen. Willem sah erstaunt zu dem Fremden auf, doch da derselbe recht anständig gekleidet war, so stand er nicht an, ihm Rede und Antwort zu geben.

Es war Leonard Urban, der mit dem Dampfboot am frühen Nachmittag angekommen, noch Zeit hatte und Geld genug in seiner Tasche fand, wenn auch nur mit Hülfe eines Händlers, seinen verdächtigen Rock mit einem bessern zu vertauschen, so wie auch die nöthige Wäsche zu kaufen und sich so ein einigermaßen anständiges Aussehen zu geben. Dann hatte er das Drei-Königen-Haus von allen Seiten umschlichen und umspäht und war endlich mit abnehmendem Tageslicht und genau vor Thorschluß von der Hofseite eingetreten, seine Operationen ernstlich zu beginnen.

Nach dem jungen Herrn, der gestern seine Verlobung mit der Tochter des Hauses auf dem Klosterhofe gefeiert, fragte er in recht höflicher Weise, und ob dieser daheim sei. Als Willem, der den Thorflügel noch immer in der Hand hielt, dies bejahte, da nahm der Andere eine ernste, wichtige Miene an, und den Arm des Knechts gewandt von dem Holzwerk lösend, trat er zu dessen Ueberraschung vollends in den Hof, das Thor hinter sich zuziehend und schließend.

„Ich muß den jungen Herrn — Daniel ungesäumt und an einem ruhigen, sichern Orte sprechen,“ sagte er geheimnißvoll. „Es ist von der allergrößten Wichtigkeit und

schwere Verantwortung würdet Ihr auf Euch laden, wolltet Ihr nicht sofort meinem Verlangen nachkommen.“

Immer erstaunter schaute Willem auf den ihm gänzlich unbekannten Menschen, dessen Gesicht ihm kein Vertrauen einflößen wollte, dessen Worte und Gebahren ihm jedoch einen gewaltigen Eindruck machten. Zugleich gedachte er jenes geheimnißvollen nächtlichen Ausflugs Daniels und glaubte diesen in Verbindung mit dem Verlangen des Fremden bringen zu müssen. Dennoch antwortete er ausweichend:

„Kommt mit mir, Herr Daniel ist in seinem Atelier. Ich will Euch zu ihm führen.“

Der Andere zog die Brauen finster zusammen, schaute Willem scharf und drohend in die Augen, dann sprach er mit anderm, befehlendem Tone:

„Ich sagte Euch schon, allein, insgeheim und in aller Sicherheit muß ich mit ihm reden. Hätte ich zu ihm ins Haus gewollt, würde ich Eurer Hülfe nicht bedurft haben, ich kenne den Eingang des Drei-Königen-Hauses wohl. Nochmals wiederhole ich Euch, daß, wenn Ihr nicht thut, was ich sage, Ihr Euch an Eurem Herrn schwer versündigen werdet. Jeder Augenblick ist kostbar, denn es gilt die größte, drohendste Gefahr von dem jungen Manne und besonders von dessen Braut und Herrn van Embden abzuwenden. Jetzt entscheidet Euch, geht oder — ich kehre um, und das Unglück, welches eintreffen muß, werdet Ihr — Ihr ganz allein verschuldet und zu verantworten haben.“

„Ich gehe schon,“ sagte Willem unterwürfig, und nicht wenig aufgeregt durch den geheimnißvollen Vorgang, wandte er sich, um nach dem Hause zu gehen.

Doch noch hatte er nicht einen Schritt gemacht, als Leonard ihm schon wieder zuherrschte: „Habt Ihr vergessen, daß ich mit dem jungen Herrn nur an einem sichern Orte verkehren darf? Führt mich dort hinein, die Stube scheint leer zu stehen.“

Dabei deutete er auf die ehemalige Küferwohnung. Willem, der sich bereits vollständig unter dem Einfluß des Fremden befand, sagte nur: „Kommt!“ Dann ging er, sich vorsichtig umschauend, nach seiner eigenen Stube, holte einige Schlüssel hervor und schloß die bezeichnete Thür auf. Leonard schritt auf den Eingang zu, den er nur zu gut wiedererkannte und mit einem häßlichen Lächeln grüßte. In diesem Augenblick knurrte Cäsar, der sich seit gestern in seinem Zwinger befand, in drohender Weise und Leonard fuhr zurück.

„Was ist's mit dem Hunde?“ fragte er.

„Braucht keine Sorge zu haben, Herr,“ entgegnete Willem. „So lange ich in der Nähe bin, thut der Hund keiner Seele etwas zu Leide.“

„Gut, so geht und sorgt dafür, daß sonst Niemand erfährt, wer Euch geschickt und weshalb Ihr Herrn Daniel aus dem Hause holt.“

Während Willem in der Richtung nach dem Hause davonging, trat Leonard vollends in die Stube, deren Thür er hinter sich zuzog.

„Alles noch in demselben Zustande wie es gewesen,“ rief er mit einem höhnischen Staunen, „als ob ich dieses Nest erst gestern verlassen hätte! Na, wer weiß, ob ich es nicht wieder bewohnen werde — nur unter andern Umständen wie damals! Doch die schwarze Bestie müßte mir aus dem Hofe fort,“ sagte er plötzlich mit einer Grimasse und unbehaglichem Tone, denn der Hund hatte sein Knurren wieder begonnen. „Will's nicht vergessen und für sein Fortkommen — haha! — schon sorgen.“

Nun pflanzte er sich hinter den Gardinen des Fensters auf, den Nahenden entgegenzuspähen.

Das Herz begann dem verlotterten Menschen doch in ungewohnter Weise zu schlagen, es war ja sein eigener Sohn, den er bald vor sich sehen sollte. Diese Regung eines bessern Gefühls hielt jedoch nur wenige Augenblicke an; mit einem eklen Fluch versuchte er sie zu verscheuchen. Da erschienen Willem und Daniel im Hofe, und sich nach dem andern Ende der Stube zurückziehend, murmelte er nun mit einem höhnischen Lächeln:

„Jetzt gilt's zu zeigen, ob etwas von dem Komödiantenvolke an mir kleben geblieben ist. Muß vorerst den zärtlichen Vater spielen, wobei als erste Scene eine Ueberrumpelung am effectvollsten wirken wird!“

Wenige Augenblicke später betrat Daniel die Stube, deren Thür hinter ihm ins Schloß fiel. Mit einer unbehaglichen Neugierde sah er sich in dem mit einer dumpfen Luft erfüllten Raume um. Da traf sein Blick auf eine ihm fremde Gestalt, die sich aus dem dämmernden Hinter-

grunde der Stube loslöste und mit ausgebreiteten Armen einen Schritt auf ihn zutrat. Zugleich vernahm Daniel Worte, die sein Herz mit Eiseskälte trafen, um ihn dann mit einem jähen Entsetzen zu erfüllen, die ihm zugleich den Athem, die Besinnung zu rauben drohten. Der Andere hatte nur mit einem schlecht gelungenen rührenden Ausdruck gesagt:

„Mein Sohn, mein lieber Johannes! So komm doch in die Arme Deines Vaters!“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Daniel die fremde Erscheinung an, die ihm widerlich vorkommen, ihn mit Abscheu erfüllen mußte, nachdem er erfahren, wer und was sie ihm sei. Das Unerwartete und doch Gefürchtete war mit einer so jähen, brutalen Schnelle erfolgt, daß kein Widerstand möglich gewesen, kein Entrinnen mehr möglich war. Nur Eins empfand der Aermste: er, der entsetzliche Mensch, der nun einmal sein Vater sei, war heimgekehrt, und vor seinem verabscheuungsvollen Bilde floh alles Glück auf Nimmerwiederkehr. Daniels Blicke irrten unstät umher und sein Körper schwankte, als ob er im nächsten Augenblick in sich zusammenbrechen wollte. Doch schon war Leonard an seiner Seite, von einer triumphirenden Freude erfüllt, gedachte er, den Wankenden zu stützen, ihm zärtliche Worte — neue Lügen — mit väterlichem Tone zuzurufen. Doch Daniel schauderte bei der ersten Berührung zurück als ob ein giftiges Insekt ihn gestreift habe, und abwehrend, sich gewaltsam zu fassen suchend, rief er nun mit einem Ausdruck der Stimme, der Schrecken und Abscheu kündete:

„Rührt mich nicht an! Ich — ich kenne Euch nicht!“

Leonard ließ von ihm ab und trat unter höhnischem Achselzucken einen Schritt zurück. Dann sagte er leichthin: „Will Dir gern Zeit gönnen, Dich zu sammeln, die Ueberraschung hat Dich, wie ich sehe, recht angegriffen. Es konnte aber auch nicht anders möglich sein — ein Wiedersehen nach zwanzig Jahren zwischen Vater und Sohn.“

„Ich kenne Euch nicht!“ wiederholte Daniel in steigender Aufregung. Zugleich richtete er sich empor und begann den Blick voll und unbehindert auf den Mann zu heften, der keine Verlegenheit zu empfinden schien, dafür eine immer dreistere Zuversicht entwickelte und jetzt ihm sogar mit einem Lächeln antwortete:

„Glaub's wohl, daß Du mich nicht kennst! Woher sollte auch unsere persönliche Bekanntschaft kommen? Warst keine zwei Jahre alt, als ich Dich — verlassen oder vielmehr in der Obhut meines Bruders in Florenz zurücklassen mußte. Doch bist Du ja zu den Deinigen zurückgekehrt und ich freue mich dessen! Brauche ich doch die große italienische Reise nicht mehr zu machen, um Dich zu holen, kann jetzt schon die Sehnsucht nach meinem Kinde befriedigen.“

„Schweigt! Ihr lästert!“ klang es empört dem Manne entgegen, in dem Daniel gegen seinen Willen den Vater erkennen mußte, den er mit flammenden Blicken anschaute. „Nie habt Ihr Liebe zu den Eurigen gezeigt und eine Wiederkehr hättet Ihr ihnen ersparen sollen. Wir haben

Nichts mehr mit Euch gemein. Geht Eure Wege und laßt mich die meinigen gehen."

„Ich sehe wohl, daß man mich stark bei Dir verleumdet hat," entgegnete Leonard mit einer verächtlichen Gleichgültigkeit, ohne sich im mindesten um den edeln Zorn Daniels zu kümmern. Doch ehe wir voneinander gehen, wirst Du Deinen Irrthum erkennen und zugleich auch, welchen großen Dank Du mir schuldest, daß ich, und gerade jetzt, im entscheidenden Augenblick zu Dir zurückgekehrt bin. Höre mich nur ruhig an."

„Ich will Nichts von Euch hören, Eure Worte sind Lügen! Nochmals, laßt mich — und geht!" rief Daniel und trat dabei auf die Thür der Stube zu, diese zu verlassen.

„Meinetwegen denn! Wenn Du Starrkopf es nicht anders haben willst, so mag es sein! Gehe nur zu, ich folge Dir auf dem Fuße um Herrn van Embden, der ganzen Stadt zu sagen, was ich in meiner Liebe zu meinem Sohne nur Dir allein anvertrauen wollte."

Daniel, der jetzt erst an Andrea und Herrn van Embden dachte, und welche entsetzliche Folgen dieses plötzliche Erscheinen seines verbrecherischen Vaters vor jenen haben mußte, sank mit einem schweren Seufzer wie vernichtet auf einen Sitz. Die Augen bedeckte er, als ob er dadurch die Bilder von Weh und Elend, die vor ihm aufstiegen, unsichtbar machen könne. „In dem Augenblick höchster Freude aus all meinen Himmeln herabgestürzt, in Nacht und Schande!" stöhnte er verzweiflungsvoll hinter den vor-

gehaltenen Händen hervor, während der Andere ihn mit einem triumphirenden Lächeln betrachtete und dann sagte:

„Ich sehe mit Vergnügen, daß Du schon wieder vernünftiger geworden bist und mich hören willst."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Weiter Nichts, als was ein Vater von seinem Sohne verlangen darf — wozu er übrigens ein Recht hat: mir folgen sollst Du, fortan bei mir und mit mir leben."

„Nimmermehr!" rief Daniel entrüstet und jedes Weh vergessend von seinem Sitz emporschnellend.

„Du wirst anders denken und reden," klang es als Entgegnung kalt und überlegen, „wenn Du mich gehört haben wirst. Du bist auf dem Punkte, zu heirathen," fuhr Leonard fort, als er sah, daß Daniel keinen weitern Einwurf machte, sondern ihn nur fragend anschaute. „Gestern wohnte ich incognito Deiner Verlobungsfeier auf dem Klosterhofe bei — hätte mich wohl zu Euch an die Herrentafel setzen können, doch that ich's nicht — nur Dir zuliebe! Denn — und dies merke Dir wohl, mein Sohn, bevor ich mich zeige und laut zu Allen rede, muß ich zuerst mit Dir im Reinen sein, wissen, ob Du thun willst, wie ich sage oder nicht. Ich lasse Dir übrigens freie Wahl."

Die Sicherheit, mit welcher Leonard sprach, begann Daniel eine neue Angst einzuflößen und seinen Widerstand langsam zu besiegen. Doch wollte auch wieder eine Hoffnung in ihm auftauchen, denn die Worte seines Vaters ließen zugleich eine andere Deutung zu, und hastig sagte er:

„So erklärt Euch deutlicher, sagt, was Ihr sonst noch verlangt — etwa Geld?“

„Gefehlt!“ rief Leonard lachend. „Mit Geld wird das Unheil, welches Euch droht, nicht abgewandt. Ich könnte es nur für mich verlangen, als Preis meines Schweigens, meiner Entfernung. Doch dann — dann wäre ich wirklich der Schurke, als welchen man Deinen Vater Dir geschildert haben mag. Nein, mein Sohn,“ sprach er jetzt wieder mit gedämpftem Tone, „Anderes muß ich, so weh es mir auch thut, von Dir begehren, das größte Opfer, welches Du bringen kannst, doch zu Deinem Heile, zum Heile Aller, die Du liebst, bringen mußt. Erschrecke nicht! Deine Heirath mit der Tochter des Herrn van Embden ist — eine Unmöglichkeit und Du — mußt davon zurücktreten.“

„Ihr redet im Fieber,“ entgegnete Daniel, dessen Augen selbst in einer fieberhaften Gluth zu leuchten begannen. „Wie könnt Ihr nur wähnen, daß Euer Wille den längst geschlossenen Bund lösen, daß ich Eurem sinnlosen Verlangen, dem gewiß ein neuer — Bubenstreich zu Grunde liegt, nachkommen würde?“

„Knabe,“ rief Leonard jetzt mit drohendem Tone, „Du und ihr Alle werdet Euch beugen, doch nicht meinem Willen! Thorheit wäre es, dies vorauszusetzen, denn was vermöchte ich, der arm und elend Heimgekehrte, gegen den millionenreichen van Embden? Ihr werdet Euch beugen einer Nothwendigkeit, einer zwingenden Gewalt, die keine Macht der Erde — noch des Himmels im Stande sein wird, zu beseitigen. Die Heirath ist unmöglich — frage mich nicht,

weshalb, sondern danke Gott und Deinem Vater, daß die Worte: ‚sie ist unmöglich,‘ vorerst nur Dir allein an das Ohr, in Dein Gewissen klingen.“

Sprachlos vor Staunen und Entsetzen starrte Daniel seinen Vater an. Was dessen Worte ihn ahnen lassen wollten, durfte und wollte er sich nicht sagen, es wäre unerhört, zu furchtbar — ungeheuerlich gewesen. Es trieb ihn an, den Unseligen zu fliehen und doch bannte es ihn an die Stelle; die Worte: „ehrloser Lügner!“ lagen auf seiner Zunge und er vermochte sie nicht auszusprechen. Und dennoch mußte er mehr erfahren und fand keine Kraft zu reden. Endlich entrangen sich seinen Lippen Worte, vor denen er selber sich fürchtete — entsetzte, von deren Beantwortung ihm Leben oder Tod abzuhängen schien.

„Redet!“ keuchte er. „Sprecht es aus, was ich nicht zu denken wage, nicht ausdenken darf!“

Jetzt in diesem entscheidenden Augenblick begann es dem abgehärteten Sünder doch unbehaglich zu werden. Ein letzter Rest von Scham wollte ihm die Lippen verschließen, ihm einen Abscheu vor sich selber einflößen, und unmöglich wurde es dem sonst so Frechen, die wenigen Worte auszusprechen: „Unmöglich ist die Heirath, weil Andrea — Deine Schwester ist!“ Den Blick abgekehrt, wand er zögernd sich hin und her, da rief Daniel mit triumphirendem Ton:

„Ihr lügt, lügt — erschreckt selber vor Eurer Lüge, die eine sündige Ungeheuerlichkeit ist und nur eine Einflüsterung der Hölle, ein letztes verbrecherisches Wagniß des

Mannes sein kann, der bisheran vor keiner Sünde zurückgeschreckt ist — denn Ihr wagt es nicht einmal, in Worten auszusprechen, was Ihr ersonnen habt, mich zu täuschen — uns alle unsagbar elend zu machen."

Anstatt von diesen anklagenden Worten seines Sohnes empört zu werden, aufzufahren und mit einer vernichtenden Entgegnung zu antworten, zeigte Leonard nur ein leichtes Unbehagen, er hatte im Leben wohl noch ganz andere Beleidigungen ertragen, schwerere Beschuldigungen hören müssen. Dafür schien er nachzusinnen und sagte endlich in auffallend ruhiger Weise:

„Ich begreife Deine Entrüstung, Dein Verlangen, deutlicher zu reden, Dir Alles zu sagen — und dennoch zaudere ich. Weshalb? Ich begreife es kaum, da es doch gesagt werden muß, zu Deinem, zu Eurem Heil. Es giebt indessen einen Ausweg, eine Andere mag zu Dir reden und zugleich die Beweise Dir liefern, daß ich wahr gesprochen, da ich Dir sagte: Die Heirath ist unmöglich!"

„Wer ist's?" fragte Daniel athemlos.

„Die Mutter Andrea's," tönte es nach einer Pause mit unheimlichem Klang an Daniels Ohr.

Dieser war todtenbleich geworden und richtete den Blick auf den Unseligen, der sein Auge niederschlagen mußte. Es wollte dem Armen dünken, als ob all sein Blut zu Eis erstarrt sei. Dennoch fand er die Kraft zu einer Frage — er fühlte, daß es die letzte sein würde:

„Und wie — wie wollt Ihr dies möglich machen?"

Jetzt wandte Leonard sich langsam zu ihm hin, doch

ihn nur mit einem Blicke streifend, deutete er auf das Fenster und sagte in geheimnißvoller Weise:

„Du wirst das alte Haus dort wohl unten und oben zur Genüge kennen, nur ein Theil desselben wird Dir unbekannt geblieben sein: die geschlossene erste Etage! Dort schlummern die Beweise meiner Worte — dort sollst Du die Wahrheit erfahren.“

„Die geschlossene Etage?!“ hauchte Daniel vor sich hin. „Ah, ich wußte es längst, daß dort mein Lebensloos sich entscheiden würde.“

Nun sank er wie ein Mensch, der nicht mehr gegen sein Schicksal anzukämpfen wagt, auf einen Sitz und ließ den Andern reden.

Als ob er jetzt in seinem richtigen Fahrwasser sei und sein Ziel so rasch als möglich zu erreichen trachtete, fuhr Leonard in geläufiger Sprache fort:

„Seit dem Tode Julia's, der jungen Frau van Embden, ist die Etage verschlossen, und wie es in der Sterbestunde dort gewesen, so wird es heute noch sein. So war es vordem wohl ein Jahrhundert lang und der Winand wird es nicht anders gemacht haben. Ich weiß es, bin so fest überzeugt davon — wie von allem andern. Heute Nacht — meinetwegen um Mitternacht — führe ich dort Dich ein, dann mögen Deine Augen Dich überzeugen und Du wirst wissen, was Du zu thun und zu lassen hast, und daß Dir nur das eine übrig bleibt: mir — Deinem Vater — zu folgen. Du wirst diesen Ausweg segnen,“ rief er jäher, als er eine abwehrende Bewegung Daniels bemerkte,

„kann er Dir doch den einzigen glaubwürdigen Grund für Dein Zurücktreten von der Heirath liefern. Denn Du wirst es nimmer sein wollen, der die wahre Ursache der Welt preisgiebt, der da sagen wird: die Heirath ist unmöglich, weil — weil sie eine Todsünde wäre!"

„Haltet ein, kein Wort weiter!" kreischte Daniel in hellauflodernder Zorn. „Sagt nur, wie Ihr mich an jenen abgeschlossenen Ort führen wollt. Weiter will ich von Euch nichts mehr hören, dann — selber entscheiden."

In einem tonlosen Murmeln waren seine letzten Worte erstorben. Die Schläfe preßte er mit beiden Fäusten, als ob er ihr mächtiges, fieberhaftes Schlagen fürchte und hemmen wolle.

Ohne eine Regung von Mitgefühl schaute Leonard den Armen an, dann fuhr er langsamer fort:

„Ich besaß einen Schlüssel zum Pförtchen des Thurmes. Zuerst barg ich ihn zwischen den Steinen des alten Grottenwerks im Garten, dann an sicherer Stelle hier in der Wohnung des Schwiegervaters Textor, wo ich — heimlich campirte. Da hier Alles noch im selben Zustande ist wie früher, werde ich den Schlüssel wohl auch am alten Orte finden. Unbemerkt muß ich in der Nacht ins Haus kommen, und dazu bedarf ich zweier Schlüssel, für die Straßen- und die Hofthür. Kannst Du mir diese verschaffen?"

„Nehmt!" sagte Daniel willenlos, keines Widerstrebens mehr fähig und die beiden Schlüssel auf den nahen Tisch legend. „Ich erhielt sie vor einiger Zeit von dem Wächter

des Hofes, steckte sie heute zu mir, um sie ihm wieder abzuliefern.“

„Das trifft sich herrlich!“ rief Leonard, mit einem häßlichen Lächeln die Schlüssel betrachtend. „Es sind wahrhaftig noch die alten — die meinigen! Nun werde ich auch den dritten finden.“

Ohne sich weiter um Daniel zu kümmern, eilte er in das Innere der Wohnung, deren Gänge und Kammern er nur zu wohl kannte, und kehrte bald darauf zurück, einen alten Schlüssel mit krausem Bart in der hoch erhobenen Hand. Mit triumphirender Miene rief er:

„Kostbar! Er lag noch an derselben Stelle, wo ich ihn gewöhnlich und auch in jener letzten verhängnißvollen Nacht barg. Nun finden wir auch drüben, was wir suchen. Jetzt merke auf, denn wir müssen zu Ende kommen, man könnte Dich sonst in dem alten Neste vermissen. Wache und erwarte mich in der Nacht, für das nöthige Licht werde ich sorgen — vielleicht auch wohl hier meine alte Laterne wiederfinden! Nur in der untern Etage kannst Du wohnen, ein schwacher Lichtschimmer soll mir sagen, wo Du weilst, und ich klopfe an das Fenster, welches Dir als Thür dienen kann. Dann folgst Du mir zu dem Thurmpförtchen, das Du schon geöffnet finden wirst. Nur auf zweierlei hab Acht: den knurrenden Hund dort in der Hofecke entferne — schließe ihn meinetwegen in Dein Zimmer ein — und bedeute den alten Knecht, daß Du von hier aus einen späten heimlichen Besuch erhalten wirst. Ueber Nacht dürfen wir den Alten schon ins Vertrauen

ziehen, denn morgen muß doch Alles ans Tageslicht kommen und gesagt werden. Hast Du begriffen, bist Du einverstanden?"

Daniel nickte wie geistesabwesend nur mit dem Kopfe.

„So gehe, mein Sohn," fuhr Leonard mit väterlichem Tone fort, „ruhe Dich aus von dem Erlebten, das allerdings etwas unerwartet für Dich gekommen ist und Dich härter getroffen haben mag, als — mir lieb sein konnte. Kräftige Dich für unsere nächtliche Fahrt in die geheimnißvollen Räume des Drei-Königin-Hauses und besonders — wache! Leistest Du meinem Zeichen keine Folge, gehe ich allein voran und was dann geschehen wird, wirst Du zu verantworten haben. Gehe! Die Nacht ist nahe, man wird Dich sonst im Hause vermissen."

Ohne ein Wort zu erwidern, seinen Vater nur anzusehen, erhob sich Daniel und bewegte sich wie ein Träumender auf den Ausgang der Stube zu. Von den Gardinen des Fensters geborgen, spähte Leonard ihm nach. Nun sah er, wie Daniel einige Worte mit dem alten Willem sprach und dann, von dem riesigen Hunde schmeichelnd umsprungen, mit unsichern Schritten dem Hause zuwankte.

„Eine harte, böse Arbeit war es, sie ist mir sauer geworden, mehr als ich gedacht!" murmelte Leonard, in die Stube zurücktretend, die jetzt von der abendlichen Dämmerung erfüllt war. Er reckte und schüttelte sich, als ob er die Erinnerung an den selbst ihm peinlich gewordenen Auftritt von sich hätte abstreifen wollen, und fuhr dann mit anderm, lustigen Tone fort: „Das Schlimmste ist über-

standen und auch das, was noch geschehen muß, wird vorübergehen, und getrost kann ich in meine hübsche Weinkneipe am Ufer zurückkehren, mein Glück auch im Spiel zu versuchen. Das wird mich am besten bis Mitternacht wachhalten. Ist's gethan, suche ich mein altes Quartier wieder auf und schlafe bis zum Morgen, der mich zum Herrn des Jungen und des Klosterhofes machen wird."

Dabei war er durch die Stube in den schmalen Flur getreten, schloß die Straßenthüre auf und verließ das Haus, in der Richtung nach dem Strome die dämmernden Gassen durchschreitend.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Nacht in der ersten Etage.

Wie ein Trunkener war Daniel in seiner Wohnung angelangt. Schon im Atelier traf er Frau Siebold, die ihn in peinvoller Unruhe erwartet haben mußte, nun hastig ihm entgegeneilte und sagte:

„Wo bleiben Sie, Daniel? Was ist vorgegangen, das Sie so lange von den Ihrigen, die Sie schmerzlich vermissen, fern halten konnte?"

Daniel antwortete nicht, dafür schien sein Zustand, der dem eines Fieberkranken ähnlich war, um so beredter zu sprechen. Frau Siebold faßte ihn am Arm und zog ihn fast gewaltsam durch das Atelier nach dem Wohnzimmer, in dem bereits eine Lampe brannte. Hier angelangt, warf sie einen Blick auf den jungen Mann und schrie dann entsetzt auf:

„Herr des Himmels! Was ist Ihnen geschehen? Bleich wie der Tod sehen Sie aus und Ihre Glieder zittern!"

Nun löste es sich wie eiserne Bande von dem Herzen des Armen. Das Furchtbare, was er erlebt, erfahren, das

er gewaltsam in sein blutendes Innere hatte zurückdrängen müssen, strebte jetzt ebenso gewaltsam ans Licht; er mußte sich davon befreien und wußte zugleich, daß er es keiner treuern Seele anvertrauen könne, als der mütterlichen Freundin Andrea's, seiner eigenen Beschützerin, zu der es ihn mehr und mehr mit inniger Theilnahme hingezogen. Sich keinen Zwang anlegend, umwand er den Hals der bleichen Frau mit seinen Armen, und das Antlitz auf ihre Schulter bettend, stöhnte er verzweiflungsvoll, mit Thränen kämpfend:

„O, meine Freundin, meine Mutter, ich bin namenlos unglücklich geworden! Ein einziger Augenblick hat all mein Erdenglück zerstört, mein Leben mir verhaßt — zu einer Last gemacht, die ich nicht lange werde tragen können! Er, der Unselige — den ich verabscheuen muß — und es doch nicht darf — der Mann, den ich Vater nennen müßte, — ist heimgekehrt! Ich komme von ihm — von einer entsetzlichen Unterredung mit ihm."

Frau Siebold hatte bei dem Mutternamen, den Daniel ihr aus vollem, reinem Herzen gegeben, ein Glück empfunden, das sie bis zu Thränen rühren wollte. Zitternd preßten ihre Arme den Jammernden an das lautschlagende Herz, doch zu Tode erschrocken fuhr sie zusammen, als jener die schwer wiegende Mittheilung ihr gemacht. Im ersten Augenblick vermochte sie nichts anderes zu stammeln als:

„Er — ist wieder da? Nun stehe Gott uns bei!"

Doch das Mitleid, ihre Liebe zu dem jungen Manne, zu Andrea, gaben ihr eine fast übermenschliche Kraft, ihren

eigenen Schrecken zu bannen, Muth und Hoffnung um jeden Preis wiederzugewinnen und festzuhalten. Es gelang ihr, und noch hatte Daniel sich zu keiner weitern Aeußerung aufgerafft, da sprach sie schon wieder in anfeuernder Weise:

„Und wenn er auch zurückgekehrt ist, was kann er im Grunde uns anhaben? Sein Kommen hat er vorhergesagt, und nachdem Herr Winand trotz allem seine Einwilligung zu Eurer Verbindung gegeben, nachdem er Leonard Urbans Sohn als den seinigen anerkannt, wird er nimmermehr zurücktreten, weil nun auch der Vater sich wieder gezeigt. Habe Muth, Daniel!" sprach sie jetzt mit tiefinnigem Ton. „Wir brauchen den Entsetzlichen nicht zu fürchten, denn mit uns allen ist ein Stärkerer und unsere Liebe — die Liebe für das Leben, die Liebe bis über das Grab!"

Daniel antwortete nur durch eine zitternde Bewegung, dann löste er sich sanft aus den Armen der Frau Siebold und sagte endlich dumpf vor sich hin, trotz der ermuthigenden, verheißenden Worte:

„Ihr wißt nicht alles — für mich giebt es keinen Glauben, keine Hoffnung mehr! Mein Glück ist dahin, und Sünde — ein Verbrechen wäre es, nur noch daran zu denken!"

„Um des Himmels willen, Ihr sprecht im Fieber" rief Frau Siebold in größter Aufregung, von einem neuen Schrecken erfaßt. „O, redet deutlicher, sagt mir Alles und

ich werde einen Ausweg finden, ich will und — ich kann es! Nur redet, Daniel, redet!"

„Ich fühle, daß meine Worte Euch wie die eines Wahnsinnigen klingen müssen," entgegnete Daniel tonlos wie früher. Doch bin ich kein solcher und weiß nur zu gut, was ich sage — nur angegriffen, zu Tode matt fühle ich mich. Ruhen möchte ich, um zu vergessen — wenn auch nur für kurze Stunden."

Dabei wankte er nach dem Sofa, auf dem er sich, das Antlitz in der Hand geborgen, schwer, als ob alle Kraft von ihm gewichen wäre, niederfallen ließ.

Mit gerungenen Händen durcheilte Frau Siebold das Zimmer, vergebens nach einem Ausweg aus dieser räthselhaften und deshalb um so entsetzlichern Lage suchend. Was Daniel hatte sagen wollen, was ihm begegnet sein mußte, um ihm solche Worte auf die Zunge zu legen, vermochte sie nicht zu ergründen. Und oben war die ganze Familie beisammen, den letzten Abend mit Pietro zuzubringen, in traulichem Kreise den Abschied zu feiern, nur Daniel fehlte — und jeden Augenblick konnte Andrea erscheinen. Und keinen Ausweg, keinen! Es war zum Verzweifeln! Und weinend wandte sich die arme Frau nochmals in ihrer Herzensangst an Daniel, ihn um sein Vertrauen anflehend, damit sie rathen, helfen könne. Da sagte er endlich und mit festem Ton:

„Ich kann und darf Euch jetzt nicht sagen, was mir geschehen, doch morgen, so früh als wir uns nur sehen können, sollt und müßt Ihr alles erfahren. Laßt mich

jetzt allein und bittet Gott, daß er mir hilft, diese Nacht zu überstehen. Nur seht zu, wenn Ihr mich liebt, daß Niemand, — wer es auch sei, den Versuch macht, mir heute noch zu begegnen. Gelobt mir dies — und morgen soll alles klar werden, unser Lebensloos sich entscheiden."

„Ich muß wohl gehorchen," entgegnete Frau Siebold, sich in das Unvermeidliche fügend, „denn ich sehe, daß Ihr nicht reden dürft. Doch morgen bei dem ersten Strahl des Tages bin ich an Deinem Lager, Daniel, und dann werde ich erfahren, was Dich so bedrückt — und auch helfen! Darauf baue fest und lasse trotz allem die Hoffnung nicht sinken. Vieles haben wir mit Gottes Hülfe und Kraft unseres reinen Wollens schon überstanden, und auch dieses unbekannte Schreckbild wird sich noch verscheuchen lassen. Ich fühle es hier, tief im Herzen. Und gilt es dafür einen neuen, letzten Kampf — ich wage ihn! Bleibe getrost und ruhig in Deinen Räumen, Niemand soll Dich stören. Den Deinigen werde ich den Schmerz über die bevorstehende Trennung als Grund Deines Fernbleibens angeben, und sie werden ihn achten — und mir glauben."

Leise neigte sie sich über den Zusammengesunkenen, und mit ihren Lippen seine Stirn berührend, hauchte sie ihm noch unter Thränen und mit einem rührenden Ausdruck inniger Liebe zu:

„Und nochmals Dank Dir dafür, daß Dein Mund — Dein Herz mir den Namen Mutter gegeben, nach dem meine Seele so lange — lange Jahre vergebens gelechzt!"

Dann enteilte sie dem Zimmer, hastig, als ob sie sich

fürchte, in den Zügen Daniels eine Antwort auf ihre verrätherischen Worte zu lesen. —

Mitternacht mochte nahe sein, da erst erhob Daniel sich aus seiner Lage, die er, immerfort über das Geschehene brütend, nicht verändert hatte. Von Niemand war er gestört worden. Pietro glaubte ihn schlafend, als dieser aus den Zimmern der Frau Andrea niedergestiegen war, um sich zur Ruhe zu begeben, und ohne Daniel zu wecken entfernte er sich. Diese Ruhe und Sammlung hatte dem Armen, zu schwer Geprüften wohlgethan, so viel dies nur möglich gewesen; er fühlte sich mindestens im Stande, den nächtlichen Gang in die geheimnißvollen Räume in Begleitung des unseligen Mannes anzutreten und dort sein entsetzliches Urtheil zu vernehmen. Was dann geschehen würde, davon vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben — am willkommensten wäre ihm ein erlösender Tod gewesen.

Die Lampe stellte er in sein Atelier, doch verdeckte er das Licht derart, daß nur ein matter Schein den großen Raum an einer Stelle erhellte und eines der Fenster traf, das zum Oeffnen geschickt war. Nun setzte er sich nieder und harrte des Kommenden, gespannt horchend und lauschend.

Eine tiefe Stille herrschte in dem alten Hause, die nur dann und wann durch ein leises Knistern und Krachen unterbrochen wurde, dessen Herd und Ursache nicht zu errathen war, wodurch die nächtliche Oede nur noch unheimlicher erschien. Draußen wurden andere Stimmen der Nacht hörbar, die im lauten Leben des Tages unbemerkt verhallten. Dies alles wirkte mächtig auf Daniels so schon

fieberhaft erregte Geistesthätigkeit, denn noch nie hatte er sich zu gleicher Zeit wachend an ähnlichem Orte befunden und solche Eindrücke auf sich einwirken lassen. Unwillkürlich und trotz der schmerzlichen Last, die sein Denken und sein Herz bedrückte, wandte er sich der geschlossenen Etage zu, die ihre Geheimnisse ihm nun offenbaren sollte, und wieder sagte er sich, daß er dies alles geahnt — gewußt, daß es so habe kommen müssen und dort oben die Entscheidung seines Lebensloofes fallen werde.

Noch immer wollte der Erwartete nicht kommen.

In zwölf leichten Schlägen hallte die Mitternachtsstunde durch die untern Räume. Von der Pendule in Daniels Zimmer tönte es her, und das silberne Klingen stand in eigenthümlichem Gegensatz zu der nächtlichen Stille ringsum.

Da erhob Cäsar, der sich zu seinen Füßen gebettet hatte, ein leises, tiefes Knurren, und Daniel horchte schärfer auf. Im Hofe meinte er Geräusch von Schritten zu hören, doch mußte er sich getäuscht haben, denn wieder verging eine Weile, ohne daß sich etwas zeigte. Schon wollte Daniel sich abermals seinem Brüten und Träumen hingeben, da erklang ein leises Pochen wider die Scheiben des matterhellten Fensters, und mit einem tiefen Aufathmen erhob er sich rasch von seinem Sitz. Den Hund zu schweigen bedeutend, trat er an das Fenster, öffnete es leise und spähte hinaus. Niemand war zu sehen.

Doch dort rechts in der Ecke des Hauses und des Hofes, wo der Thurm sich erhob, schimmerte ein gedämpfter

Lichtstrahl ihm entgegen. Er war da und bereits am Werk. Aus dem Fenster schwingt sich Daniel, und nachdem er die beiden breiten Flügel hinter sich zugezogen, eilt er auf den Lichtschimmer zu. Aus dem Thurme dringt er hervor, denn das Pförtchen ist bereits geöffnet, und auf den ersten Stufen einer steinernen Wendeltreppe erblickt Daniel seinen Vater, der eine Laterne in Händen hält und ihn mit grinsender Freundlichkeit willkommen heißt.

„Tritt vollends ein," flüstert Urban ihm zu, „damit ich die Thür schließen kann, deren Schlüssel ich vorsichtshalber eingesteckt habe. Doch Ruhe, mein Junge!" sagt er jetzt besorgt, denn die Laterne höher hebend, daß ihr Schein voll auf Daniel fällt, hat er die verstörte, bleiche Miene, das fieberglühende Auge seines Sohnes bemerkt. „Keine unnöthige Aufregung, keine tragische Scene, sie könnte für uns beide ein fatales Ende nehmen. Und nun komme! Voran in das alte Paradies, das heute wohl nur Spuk- und Poltergeistern, wenn nicht gar dem Satanas selbst zum Tummelplatz dienen wird. Folge mir nur getrost, ich kenne den Weg, habe ihn oftmals zu gleicher Stunde gemacht und hätte damals wahrhaftig nicht gedacht, daß ich ihn einstens mit meinem Jungen machen würde, um —"

„Still, kein Wort weiter!" herrscht Daniel plötzlich mit wild auflodernder Entrüstung und in befehlendem Tone seinen Vater an, zugleich auf den Stufen, die beide langsam hinangeschritten waren, stehen bleibend. „Kein Wort will ich auf diesem nächtlichen Gange von Euch hören —

merkt Euch dies wohl! — kein lautes Wort, das diese Räume, welche wir betreten werden — abermals entheiligen würde. Beweise Eurer entsetzlichen Andeutungen habt Ihr mir versprochen, nur sie verlange ich von Euch, weiter nichts, keine Bemerkung, keine Geberde. Ich selber werde urtheilen. Nur unter dieser Bedingung folge ich Euch."

„Bist ein starrer Querkopf!" brummt Leonard zwischen den Zähnen. „Doch magst Du Deinen Willen haben — wenn Du nicht am Ende gar für uns beide schreien wirst. Komm!"

Und wieder geht es weiter. Doch bald ist die Treppe zu Ende, die letzte der Stufen erreicht. In einen schmalen, öden Gang biegt Leonard mit der Laterne ein, die staubumwirbelt nur noch einen trüben Schein von sich giebt. Eine dumpfe, moderige Luft umfängt beide, in der die Brust nur schwer sich senkt und hebt. Doch bald ändert sich dies. Ein größerer Raum nimmt sie auf, der, wie deutlich zu sehen ist, bestaubte und halb vermoderte Frauenkleider enthält, und nun ein hohes, weites Gemach, in dem es sich schon besser athmen läßt und das dennoch von den beiden Männern, aus verschiedenen Gründen, nur zögernd betreten wird. Leonard mag wohl der Zeit und Stunde gedenken, wo er diesen verhängnißvollen Gang zum letzten Mal gethan, Daniel findet sich gegen seinen Willen überrascht durch das, was der matte Schein der Laterne ihn schauen läßt. Es will ihm bedünken, als ob hier ihm plötzlich ein früheres, Pracht und Glanz, reiche Formen und Farben liebendes Jahrhundert erstanden sei und die

Bewohner des alterthümlichen Aufenthalts diesen soeben erst und nicht vor langen Jahren verlassen hätten. Das große Himmelbett, dessen gewundene Säulen einen massigen Baldachin tragen, ragt weit in den Raum hinein. Schwere Seidendraperien fallen zu beiden Seiten nieder, doch ihr Schimmer ist durch den Staub, der sich darauf gelagert, erblichen. Kissen und Decken finden sich nur nothdürftig darüber gebreitet. Stuckaturen, Malereien sind am Plafond zu schauen, und mit dunklem Holzgetäfel ist die untere Hälfte der Wände bedeckt, deren obere Theile ringsum lebensgroße Gestalten in der malerischen Tracht einer vergangenen Zeit zeigen. Nicht aus Rahmen schauen sie hervor, frei bewegen sie sich in bunten, südlichen Landschaften. „Es sind alte, kostbare Gobelins," sagt sich Daniel, in dem trotz des ernsten Augenblicks der Künstler sich regt. Die Schwelle wagt er kaum zu überschreiten, da fällt sein Blick auf seinen Gefährten, und neues Staunen bannt seinen Fuß, während dessen Thun ihn wieder der Gegenwart zurückgiebt.

Leonard Urban steht vor einem großen, alterthümlichen Möbel, das sich zwischen den beiden Fenstern befindet. Von Ebenholz reich geschnitzt, mit Elfenbeinfiguren und Arabesken eingelegt, muß es von Daniel sofort als ein Prachtstück der Renaissance erkannt werden. Doch an solche Dinge darf er nicht denken, denn er sieht mit wachsendem Schrecken, daß der Augenblick der Entscheidung naht.

Leonard hat die beiden Flügel des oberen Schranktheiles geöffnet, sie waren nicht verschlossen, wie es der schwarze,

silbereingelegte Kasten nicht ist, den er jetzt hervorzieht. In seinem Schlosse steckt ein kleiner silberner Schlüssel, der mit noch andern Schlüsseln in einem gleichen Ringe hängt. Nun hebt der Andere den schweren Deckel und schlägt ihn zurück.

Ein unterdrückter Schrei gieriger Freude entringt sich plötzlich Leonards Munde und mit glühenden Blicken starrt er auf das, was der obere Theil des Ebenholzkastens enthält. Die reichsten Schmuckstücke von Gold und edlen Steinen erblickt er, lose hingeworfen liegen sie da, geschlossene Etuis lassen noch kostbarere Stücke ahnen. Ein Werth von vielen Tausenden muß hier beisammenliegen, dies sagt er sich in hastiger Eile, denn bei den begehrenswerthen Schätzen darf er sich jetzt nicht aufhalten — anderes ist vorerst zu Ende zu führen.

„Nie hat sie mir einen Blick auf ihre Geschmeide vergönnt," raunt er unhörbar vor sich hin, indem er diesen obern Behälter aus dem Kasten hebt und beiseite schiebt. „Trotz aller Liebesgluth war sie eine falsche, heimtückische Schlange," fährt er mit Ingrimm fort, „die nur an sich dachte, und mich hinterging wie ihren verkrüppelten Mann. Da — da sind ihre Briefe! Laß sehen, ob ich den rechten herausfinde, denn alle braucht der naseweise Junge sie nicht zu lesen — müßte mich am Ende später doch noch vor ihm schämen."

Das Innere des Kastens zeigte jetzt die Briefe und Briefpackete in demselben Zustande, wie Winand sie in jener verhängnißvollen Nacht vor einundzwanzig Jahren zurückgelassen. Einige Päckchen fanden sich noch mit dem ver-

blichenen Seidenbändchen umschnürt, andere waren geöffnet, und lose lagen die einzelnen Briefe da. Leonard nahm von den letzten nach und nach mehrere auf und las hastig ihren Inhalt.

„Es sind nur die meinigen!“ sagte er sich, und während sein Auge die Zeilen überflog, verzerrte sich sein Gesicht zu einem frechen Lachen. „Meine Episteln — besonders diese hier — dürften schon genügen, doch der Starrkopf wird andere, schlagendere Beweise — ein schriftliches Geständniß von ihr selbst verlangen. Ihre Briefe muß ich suchen, die ich ihr zurückgab und bergen half und die sich auch noch in dem Kasten befinden müssen. Oder sollte er, der Winand, sie an sich genommen haben?! Gewühlt hat er in den Papieren, das sehe ich. Doch nein, dann — dann hätte er die Sache zwischen den Beiden nicht so weit kommen lassen. Und dennoch hat er meine Briefe, meine Antworten gelesen; ihr jetziger Zustand sagt es mir. Alle Teufel! Es fängt mir bald selbst an wirblig im Kopfe zu werden! Ah, da sind sie!“

Während seine Lippen lautlos solche Worte murmelten, hatte er die Briefpackete weggeräumt und endlich nach allerlei Tasten einen Theil des Bodens des Kastens auf- und herausgeschoben. Da wurden in einem untern niedern Behälter andere Briefe sichtbar, leicht und oberflächlich in Papier eingeschlagen. Diese nahm Leonard zur Hand, schob den Kasten nachlässig zurück und legte dann die verhängnißvollen Briefe auf die innere Platte des Schrankes. Rasch durchblätterte er sie, warf einige beiseite und wandte

sich endlich zu Daniel, dessen er bei seinem Thun, das die Erinnerung an vergangene Jahre allzu lebendig in ihm wachgerufen hatte, kaum noch gedacht haben mochte.

Dieser stand noch immer mit weitaufgerissenen Augen auf derselben Stelle, dem Eingang nahe, die fieberhaften, glühenden Blicke bald auf seinen Vater gerichtet, bald wieder das seltsame Gemach streifend. Es war ihm, als ob er träume — ein entsetzliches und doch auch wieder berückendes Märchen träume, und oftmals fuhr er mit beiden Händen an Stirn und Arme, sich betastend, um sich zu überzeugen, daß er wirklich wache. Da hörte er plötzlich die Stimme seines Vaters, dem der entscheidende Augenblick, seinem verhärteten Herzen zum Trotz, denn doch einen ungewohnten ernsten Eindruck machen mußte, die zögernd zu ihm sagte:

„Komm und lies!"

Wie ein Todesurtheil wollten Daniel die Worte dünken, sein Herz zuckte schmerzhaft zusammen und ein kalter Schweiß begann seine Stirn zu netzen. Tiefathmend wankte er auf die Stelle zu, wo die Briefe lagen. Da sprach Leonard langsam weiter:

„Es sind die Briefe Julia's van Embden, der Mutter Andrea's an Deinen Vater."

„Schweigt!" fuhr Daniel jäh auf, Zorn und Abscheu in Blick und Wort. „Schweigt, damit ich nicht versucht werde, den Mann, den ich leider als meinen Vater betrachten muß — einen Elenden zu nennen, der, nachdem er die Lebenden verrathen und betrogen, nun auch noch die Todten beschimpft. Entfernt Euch und erspart Euch mindestens das

Entsetzliche, daß die Verbrechen, welche Ihr begangen, die Schande, welche Ihr auf Euch gehäuft, nicht in Eurer Gegenwart dem Sohne offenbar werden, der Euch verabscheuen — verfluchen müßte. Geht und kehrt morgen wieder, dann — dann mag sich mein Schicksal erfüllen. Geht!"

Diese Worte, eine nur zu sehr verdiente Verurtheilung aus dem Munde seines eigenen Kindes, trafen den verhärteten Sünder mit einer Wucht, wie er sie bis jetzt im Leben noch nicht empfunden hatte. Er wollte sich dagegen auflehnen und fühlte sich kraftlos dazu; er mußte sich beugen. Ein letzter Rest von Scham stieg in ihm auf und das Haupt gesenkt, nicht mehr wagend, seinen Sohn, der wie ein zürnender Engel vor ihm stand, nur anzuschauen, bewegte er sich auf den Ausgang des Zimmers zu, erst draußen in der tiefschwarzen Nacht des engen, modererfüllten Raumes aufathmend. Jetzt ballten sich seine Fäuste in ohnmächtiger Wuth, sich selbst und seiner Feigheit fluchte er, dem Knaben, der ihn mit seinen Worten, mit einer Geberde hinausgewiesen hatte. Den glühenden Blick auf das Zimmer gerichtet, in dem Daniel weilte, murmelte er ingrimmig:

„Ich gehe! Doch morgen am hellen Tage kehre ich wieder, und dann sollst Du Deinen Vater, den Leonard Urban, kennen lernen! Ihr Alle werdet mir theuer bezahlen, was ich heute habe ertragen müssen!"

Dann tappte er sich durch die tiefe Finsterniß des Ganges der Treppe zu und verließ leise auf dem heimlichen Wege, den er gekommen, das Drei-Königen-Haus.

In dem Schlaf- und Sterbezimmer Julia's van Embden

stand Daniel wider den alten Schreibschrank gelehnt und las die Briefe der Todten an Leonard Urban — seinen Vater. —

Wohl eine Stunde ist vergangen und noch immer weilt Daniel an derselben Stelle. Fahl ist sein Antlitz und unheimlich blickt sein Auge. Die Briefe mit ihrem entsetzlichen, sündigen Inhalt hat er gelesen, dann voll Scham und Abscheu weit von sich gestoßen. Wie betäubt fühlt er sich, als ob von einem furchtbaren Schlage all sein Denken gewaltsam durcheinander geworfen worden sei und nun in rasender Hast sein Hirn durchwirbele. Oder ist es der Wahnsinn selbst, der ihm naht, der seine Krallen nach ihm ausstreckt, in sein armes Hirn schlagen will? Machtlos fühlt er sich, gegen dieses furchtbare Gefühl anzukämpfen, er muß ihm erliegen. O, hätte er nur Thränen finden können! Doch deren Quelle scheint versiegt — für die Schuld, der er sich verfallen wähnt, giebt es keine erlösenden Thränen. Vergebens verlangt er nach ihnen, doch nur Laute — Worte werden ihm dafür, die seine Pein, die wirre Gluth, die ihn erfüllt, zur hellen Flamme entfachen müssen.

„Andrea — meine Schwester?" stöhnt er in Tönen, wie nie seinem Munde sie entflossen, vor denen er selbst staunend zurückschreckte. „Wie soll ich unsere Trennung ihr nur zu begründen suchen, ohne ihr innerstes Leben zu Tode zu treffen — ohne in ihren Augen als ein Elender zu erscheinen? Ihr die volle Wahrheit zu sagen, vermöchte ich nimmer! Es wäre ein gleich ehr- und scham-

loses Handeln, wie jener den Muth — die Frechheit hatte, es mir gegenüber zu wagen — es wäre Versündigung an einer Todten, die längst schon vor ihren höhern Richter getreten. Nein, nein, lieber sterben — dann wäre das unnatürliche Band ohne Schande für uns Beide gelöst und für mich jede Qual zu Ende. Und doch wäre dies eine Feigheit, die mich empört. Wieder verwirrt sich mein Denken, die Gluth, die im Hirn und im Herzen mir wühlt, versengt, erstickt mich. Keinen Rath, keine Hülfe — keinen Ausweg — als nur Nacht und Tod!"

Zuckend läßt der Arme das Haupt auf die Brust niedersinken und überläßt sich widerstandslos den Qualen, die ihn foltern.

Plötzlich fährt er zusammen — in der Ferne war ein dumpfes Geräusch hörbar geworden, es klang, als ob eine Thür in den öden Räumen geöffnet worden sei.

Das Haupt richtet Daniel athemlos horchend empor, doch jetzt ist sein Blick wirklich der eines Fieberkranken, wenn nicht gar eines Wahnsinnigen, und die Worte, welche er nun hastig, keuchend hervorstößt, sind es nicht minder.

„Was war das? In dem Grabe regt es sich! Der Sargdeckel der Todten flog wohl empor und sie kam sich zu rächen an den schamlosen Räubern, die in das Geheimniß ihres Grabes eingedrungen — die ihre Erdensünden an das Licht des Tages gezogen — die sie als Leiche geschändet! Hinweg, hinweg von diesem unheimlichen — sündigen Ort!"

Die neben ihm stehende Laterne greift er auf und

will hastig das Gemach verlassen, doch schon nach dem ersten Schritte hält er inne und schaut entsetzt um sich.

„Wo bin ich?“ keucht er. „Die Thür sehe ich nicht mehr, durch die ich eingetreten. Der Elende hat mich wohl lebendig in dieses Grab voll Staub und Moder eingeschlossen? Ah, dort ist ein Ausgang — es wird der rechte sein.“

Und durch eine halboffene Thür in der Seitenwand des Zimmers eilt er, um aufs Neue zurückzuprallen. Nicht der lichtlose dumpfe Raum, der zum Thurmgange führt, hat ihn aufgenommen, sondern ein anderes Zimmer, gleich groß und alterthümlich ausgestattet wie das erste — nun ein zweites, in das er hineingestürmt, von dessen Wänden lebensgroße Gestalten in alter Tracht durch die Staubschicht, die sie bedeckt, finster und drohend aus ihren schwarzen Rahmen auf ihn niederblicken. Wie ein Wahnsinniger eilt er weiter, die Thüren aufreißend, aus einem Gemach in das andere. Nun betritt er einen schmalen Gang und unwillkürlich athmet er auf, denn er glaubt auf dem rechten Wege zu sein. Doch nein! Auf der entgegengesetzten Seite der öden Wohnräume ist er angelangt — eine Thür öffnet er und ein großer Saal nimmt ihn auf, der nur an der Stelle, wo er weilt, von dem matten Licht seiner Laterne nothdürftig erhellt wird, während seine Seitenwände, sein Ende in tiefem Dunkel liegen. Nur wenige Schritte stürmt er in dem weiten Raume vor, der mit der ganzen ernsten Pracht eines vergangenen Jahrhunderts ausgestattet

ist, dann hält er jäh inne und starrt unbeweglich auf eine Stelle der Seitenwand.

Dort schaut eine bleiche Frau in königlichem Gewande auf ihn nieder. Drohend ist ihr Blick, als ob sie den frechen Eindringling in ihr geheimnißvolles Reich abweisen, ihm verbieten wolle, seinen Weg weiter fortzusetzen.

Von dem, was Daniel sieht, was er empfindet, vermag er sich keine Rechenschaft mehr zu geben. Alles beginnt vor seinen Blicken sich zu drehen, und von einem wahnsinnigen Entsetzen erfaßt, eilt er denselben Weg zurück, den er gekommen. In fliegender Hast durchstürmt er die Zimmerreihe aufs Neue. Schon ist er in dem vorletzten Gemach angelangt, schon hat sein Fuß die Schwelle des Zimmers betreten, wo ihm das entsetzliche Geheimniß kund geworden, da — da hört er plötzlich von einer Stimme, die ihm aus einem Grabe hervorzutönen scheint, langsam und feierlich seinen Namen nennen.

Er wendet sich und ein starres Entsetzen lähmt seine Glieder. Dort, vor ihm — aus der Wand des Zimmers tritt eine hohe weibliche Gestalt hervor, im weißen Gewande, ein Licht in Händen.

„Die Todte!“ schreit er wie im Wahnsinn auf. „Ihrer Gruft ist sie entstiegen — mit der Todesfackel in der Hand, zu züchtigen — die Schänder ihres Grabes — ihrer Leiche!“

Dann sinkt er mit einem wimmernden Wehlaut wie eine schwere Masse besinnungslos zu Boden. —

Ueber ihn beugte sich Frau Andrea, mit ihrer Hand sein Herz betastend, das Leben prüfend, das in dem Un-

glücklichen noch pulsirte. Dabei sprach sie mit tiefernster Ergriffenheit:

„Ach, die schwerste Prüfung beginnt — ich ahne ihr Nahen. Wir vermögen nicht sie abzuwenden, denn unerbittlich muß das Verhängniß seines Amtes walten.“

Dann wandte sie sich wieder dem geheimen Aufgang nach ihrer Wohnung zu, Hülfe zu holen für den Besinnungslosen.

Vierzehntes Kapitel.

Eines Herzens Urtheil.

Als Daniel die Augen aufschlug und mit wiedererwachtem Bewußtsein um sich zu schauen begann, erkannte er nach und nach die Oertlichkeit, wo er sich befand und was um ihn her vorging. Er sah sich in dem einfachen Prunkgemach der Wohnung Frau Andrea's, in dem er schon so oft geweilt; auf einem bequemen Ruhebett lag er und zu seinen Häupten saß Frau Siebold. Sein erstes Empfinden war tödtliche Mattigkeit, die seinen ganzen Körper lähmte, sodann ein stechender Schmerz auf seiner Stirn, der jedoch auch lindernd wirkte. Als er die Hand hinführen wollte, ergriff Frau Siebold diese und hielt sie sanft zurück. „Es ist nur kühlendes Eis," sagte sie beruhigend. „Die Gefahr ist vorüber — dem Himmel sei dafür gedankt — und wahren Sie sich ferner Ihre Ruhe, wird in wenigen Stunden Alles überstanden sein."

Jetzt fing es auch in der Seele des Kranken zu dämmern an und gleichsam ruckweise wurde er wieder des Entsetzlichen sich bewußt, das er in der vergangenen Nacht

erlebt hatte. Ein leichter Schauder schüttelte seine Glieder und mit matter Stimme sagte er:

„Wie fand man mich — wie komme ich hieher?"

„Alles sollen Sie erfahren, mein lieber Daniel, nur folgen Sie meiner Weisung," entgegnete Frau Siebold mit einem Tone, so hoffnungsfroh und mit Blicken inniger, mütterlicher Liebe. „Nehmen Sie diesen heilenden Trank, den der Arzt für Ihr Wiedererwachen verordnet hat, und überlassen Sie sich dann einem ruhigen Schlummer, der Sie kräftigen wird, Alles, Alles wird wieder gut werden, halten Sie diese Worte fest und mit dem Glauben daran schlummern Sie ein. Mittag ist nahe und in einer Stunde erwachen Sie neubelebt."

Dabei hatte sie dem Kranken ein Glas gereicht, mit einem braunen Trank gefüllt, den Daniel jetzt ohne ein Wort zu erwidern gierig und mit sichtlicher Befriedigung schlürfte. Dann sank er mit einem leichten Seufzer des Behagens auf sein Lager zurück, wandte den Kopf der Wand zu und wenige Augenblicke später war er wirklich eingeschlummert.

Was war mit Daniel und seiner Umgebung während dieser langen Stunden bis zum Mittag des andern Tages geschehen?

Die endliche Entscheidung, wie Frau Andrea in vergangener Nacht sie geahnt, war nahe, sie hatte bereits begonnen sich geltend zu machen; das Schicksal der Bewohner dieses Hauses mußte unaufhaltsam seiner Erfüllung entgegengehen.

Der leise Schlaf der mehr als achtzigjährigen Matrone ließ diese jedes ungewöhnliche Geräusch im Hause vernehmen. Auch in der vergangenen Nacht wähnte sie ein eigenthümliches Schallen zu hören, das aus den Räumen unter ihrer Wohnung herzukommen schien. Endlich wurden einzelne dumpfe Töne laut, die Frau Andrea keine Zweifel mehr darüber lassen konnten, daß unter ihr in der geschlossenen ersten Etage Fremdartiges sich ereigne. Ihrem Lager entstieg sie, warf ihr weißes Nachtgewand um, zündete eine Kerze an und stieg dann die geheime Treppe zwischen den Wänden der untern Zimmer in diese hinab. Hier fand sie zu ihrer tiefen Trauer Daniel leblos am Boden liegen, und ohne sich erst zu fragen, wie er in die unglücksvollen Räume gelangt, kehrte sie in die Wohnung zurück, dort die nöthige Hülfe zu holen. An wen konnte sie sich wenden? Ihre alte Dienerin war zu schwach, nur Frau Siebold schien ihr zu dem Vorhaben geeignet zu sein. Diese war noch jung und kräftig und kannte auch den geheimen Weg, den sie in jener verhängnißvollen Nacht vor mehr als zwanzig Jahren mit dem Kinde auf dem Arm gemacht hatte. Geräuschlos öffnete Frau Andrea die Verbindungsthür zwischen ihrer und ihres Sohnes Wohnung und betrat das Schlafzimmer der bleichen Frau. Deren Schulter berührend, sagte sie zu der jäh Erwachenden:

„Erhebt Euch, Frau Siebold, ein Unfall ist Daniel zugestoßen. Und fühlt Ihr die Kraft in Euch, seinen Körper heben, tragen zu können, so folgt mir, sonst werde

ich die Diener rufen müssen, denn kein Augenblick darf verloren werden."

Schon stand Frau Siebold neben ihr. Keinen Schrei hatte sie über die entsetzliche Mittheilung ausgestoßen, keine Frage gestellt, kein Zittern ihrem Herzen, ihren Gliedern gestattet, nur ein Empfinden, ein Denken lebte in ihr: Deine ganze Kraft hast Du nöthig, denn nur Du darfst und kannst hier helfen.

Nur wenige Minuten vergingen, dann folgte sie Frau Andrea, welche lautlos wieder den Weg nach der untern Etage antrat.

Hier lag Daniel auf der Schwelle, welche die beiden ihr nur zu wohl bekannten Zimmer verband; und nun nicht mehr Herrin ihrer Angst, stürzte Frau Siebold mit einem jammernden Aufschrei auf den Leblosen zu.

„Was ist geschehen — wie kommt er hierher?" rief sie, sich vergessend und verzweiflungsvoll vor dem Bewußtlosen niederknieend, seinen Kopf mit ihren Händen fassend, haltend und vergeblich versuchend, ihn wieder ins Leben znrückzurufen.

„Ich weiß es nicht und frage nicht," entgegnete Frau Andrea mit einem fremdartigen dumpfen Tone. „Was geschehen, hätte unser Wille nicht hindern können."

Frau Siebold, die fragend, suchend umhergeschaut, stieß in diesem Augenblick einen neuen unterdrückten Schrei aus, schreckerfüllt klang er, als ob ihr Auge Entsetzliches gesehen. „Dort — dorthin seht!" keuchte sie, in das Sterbezimmer Julia's und auf den alterthümlichen weit

geöffneten Schrank deutend. „Nun weiß ich Alles, was vorgegangen und wie er hierher gekommen!“

Frau Andrea blickte hin, sie sah in dem Schrank den offenen Schmuckkasten, die gelösten, zerstreut auf der Platte liegenden Briefe, doch keine Miene ihres Angesichts veränderte sich, Frau Siebold fuhr in steigender Aufregung und Hast fort, als ob sie zu sich selber spräche:

„Er — sein Vater — ist hier! Er war es, der Daniel hiehergeführt. Wozu? Ah — die Briefe der Todten!“ schrie sie gellend auf und wollte, sich jäh erhebend, auf die verrätherischen Papiere stürzen, wohl um sie zu bergen.

Da wurde sie von der Hand Frau Andrea's hart zurückgehalten. Mit einer eisigen Ruhe, welche die bleiche Frau bis an ihr Herz zu spüren meinte, sprach jene:

„Rührt die Blätter nicht an! Uns steht es nicht zu, dem Verhängniß, das hereinbrechen will, entgegenzutreten, in die Speichen des Rades einzugreifen, das vielleicht zermalmend über uns hinwegrollen wird. Denkt an diesen hier, der unseres Mitleids, unserer Hülfe werth ist. War der Unselige hier, so kann er wiederkehren, um zu vollbringen, was ihm auferlegt ist.“

Frau Siebold hatte schon von ihrem Vorhaben abgelassen. All ihre Mutterliebe rief sie zu Hülfe, ihre Kraft zu stählen, und den Körper Daniels mit ihren Armen fest umfassend, hob sie ihn empor, drückte ihn wider ihre mächtig arbeitende Brust und trug ihn wie ein Kind die enge Treppe hinan.

Frau Andrea folgte ihr.

In ihrem Zimmer wurde Daniel auf ein bequemes Sopha gebettet, sodann ein vertrauter Diener geweckt, der, so weit als nöthig von dem Vorfall unterrichtet, unbemerkt das Haus verließ, um den Arzt und zugleich aus der Apotheke Eis und sonst Nöthiges zu holen. Während dieser Zeit versuchte Frau Siebold mit einem heiligen Eifer den Bewußtlosen wieder ins Leben zurückzurufen; seine Stirn, sein Antlitz netzte sie mit frischem Wasser, flößte den geöffneten Lippen tropfenweise schweren Wein ein und nach einer Pause tödtlicher Angst durfte sie mit dem freudigen Gefühl endlicher Erlösung ein erstes Lebenszeichen begrüßen. Die starren Glieder belebten sich, sichtlich rang die Brust nach Athem, der Mund nach Worten, während die Augen sich öffneten. Mit dem entsetzlich wirkenden Ausdruck des Irrseins starrten sie eine Weile ins Leere, um sich dann wieder unter einem bangen, röchelnden Stöhnen zu schließen. Doch diesen ersten Lauten folgten andere Töne, anfangs unarticulirt, wurden sie endlich zu Worten — zu abgerissenen Reden, denen Frau Siebold immer erregter, mit gefalteten Händen, mit Blicken, die eine seltsame Freude verklärte, horchte. War doch das erste Wort, welches sie zu verstehen vermochte, der Name — Andrea's!

„Andrea,“ stöhnte der Kranke in einem Fieberanfall, „nahe mir nicht! Sünde — Schande, ewige Verdammniß bringt Dir meine Berührung. Todt bin ich für Dich — muß es sein, denn nie — nie darf der Bruder die Schwester

lieben — wie ich Dich geliebt! Oh, ich Unglückseliger bin schon gerichtet, da ich in sündiger — und doch so reiner Liebe Dir genaht. Siehst Du ihn dort?" rief er jäh emporschnellend und mit vor Schreck verzerrten Mienen, weit offenen Augen irre in die Ferne starrend. „Dort — dort ist er, der Unselige, den ich Vater nennen soll — den ich verabscheuen und doch — segnen muß, weil er die Kraft hatte, mir Alles — Alles, seine ganze Schande — meine Sünde zu enthüllen. Du siehst ihn wohl, wie er in meinem Schmerz mich auch noch frech und höhnisch anlächelt — deshalb fort von ihm — von mir! Todt bin ich für ihn, für Dich — erlöst und doch verdammt, denn ich — ach, Andrea — ich liebe Dich noch immer — kann nicht anders — werde Dich auch im Tode — in der Hölle noch lieben — nicht — nicht als meine Schwester. Ah!"

Mit einem wimmernden Wehlaut sank der Kranke nach dieser furchtbaren Aufregung auf sein Lager zurück. Die Augen geschlossen, die Glieder unbeweglich, verfiel er wieder in einen Zustand der Betäubung, der wohl eine Krisis herbeiführen konnte — entweder zum Schlimmen oder zum Guten.

Vor dem Ruhelager war Frau Siebold in die Kniee gesunken, die Hände noch immer gefaltet, blickte sie mit nassen Augen wie in Verzückung nach oben, dann sprach sie leise, wie ein Gebet:

„Dank Dir, Lenker unseres Schicksals, daß Dein Wille, der Alles geschehen ließ, mich zu reden zwingt. Nicht zeitliches Glück ist das Ziel, weil sonst mein Handeln

Sünde wäre. Zwei reine Seelen gilt es von dem furchtbaren Wahn zu befreien, ewige Verdammniß — für die reinste Liebe erworben zu haben. Nur dies allein vermag das, was ich vollbringen muß, zu rechtfertigen — und mir zugleich mein Kind, mein Kind — o, wie das laute Erklingen des Namens allein schon mein Herz in seliger Freude erzittern läßt — mein Kind mir wiederzugewinnen."

Und nicht mehr im Stande, die Gefühle, welche die arme Dulderin übermächtig durchwogten, zu beherrschen, warf sie sich laut schluchzend auf das Lager und über den Kranken hin. Mit ihren Armen umfaßte sie Daniel, preßte ihn krampfhaft an sich, und in Tönen, die gewaltsam mit ihrem heftigen Weinen kämpften, raunte sie ihm zu:

„Du wirst genesen — und glücklich werden, denn Du darfst sie lieben! Andrea ist nicht Deine Schwester — sie ist mein Kind — die Tochter der armen Siebold! O, sei getrost, diese Botschaft soll Dir werden und Leben und Gesundheit muß sie Dir wiedergeben!"

Nun erhob sie sich und wie von dem Gedanken erfaßt, daß sie sich vielleicht nicht allein in der Stube befinde, wohl zu früh Alles verrathen habe, schaute sie sich um.

Frau Siebold glaubte zu wissen, daß die alte Frau Andrea sich zugleich mit dem Diener aus dem Zimmer entfernt habe, nun sah sie die hohe Gestalt der Greisin, bereits vollständig angekleidet, in ihrem Lehnstuhl sitzen. Ein jäher Schreck erfaßte sie, sowohl über die nicht geahnte Anwesenheit Frau Andrea's wie auch über deren Aussehen, denn sie schien leblos zu sein und ihr faltiges Antlitz hatte

die Farbe und Starrheit einer Todten. Doch jetzt schlug jene das große graue Auge auf und unheimlich leuchtete ihr Blick. Als ob sie die Furcht der Siebold errathen hätte, sprach sie nun langsam mit tiefen Tönen:

„Sei ruhig meinetwegen, ich lebe! Ich darf nicht eher von hinnen gehen, als bis die Entscheidung gefallen — bis ich weiß, ob der Fluch unseres Hauses uns alle trifft und vernichtet oder ob das Glück dennoch bei uns einkehren will. In Geduld erwarte ich das Urtheil, ohne für oder wider es die Hand zu erheben, und wie es fällt, werde ich mich ihm beugen, denn das unerbittliche Schicksal wird es sprechen. Du bist frei, handle, wie Du glaubst handeln zu müssen. Doch nimm auch Du ohne Murren hin, was Dir beschieden: Dein Urtheil wird das Herz Deines Kindes fällen."

Nun sanken die Lider wie dichte Schleier wieder über die Augen nieder und unbeweglich blieb die hagere Gestalt, als ob Alles, was um sie her vorging, sie nicht berühre — wenn auch Nichts ihren Sinnen fremd bleiben mochte. —

Endlich erschien der sehnlich erwartete Arzt. Er untersuchte den Kranken und beruhigte Frau Siebold mit freundlichen Worten. Der Zustand Daniels flöße keine Besorgniß ein, volle Jugendkraft habe das Uebel besiegt und eine Wendung zum Bessern sei bereits eingetreten. Nur kurze Zeit werde der jetzige betäubende Schlaf andauern, dann ein lichtvolleres Erwachen folgen. Ruhe müßte der Kranke jedoch unter jeder Bedingung haben, ein stärkender Schlaf ihm werden, und somit dürfe, bis ein solcher erfolgt

und vorüber wäre, Niemand, wer es auch sei, ihm nahen. Noch mischte der Arzt einen Trank mit dem Bemerken, ihn Daniel zu reichen, sobald dieser erwachen werde, worauf der Schlaf sich rasch einstellen würde. Dann verließ er mit dem Versprechen, am Nachmittage wiederzukehren, das Zimmer.

Der Morgen war mittlerweile gekommen, er verging und Daniel lag noch immer in betäubendem, unruhigem Schlaf, von Frau Siebold sorgsam behütet und gepflegt. In den Nebenzimmern war es lebendig geworden. Herrn Winand und Andrea konnte der Vorfall nicht verborgen bleiben, und mit Pietro eilten sie nach dem Zimmer, wo sie Daniel wußten. Doch Frau Siebold war ihnen zuvorgekommen; die Thüren hatten sich geschlossen, und zu den Aufgeregten hinaustretend, beruhigte sie diese, ihnen jedoch in ernster, energischer Weise den Eintritt zu dem Kranken wehrend. Kein Flehen und Jammern Andrea's half, sie mußte sich fügen, doch versuchte dafür die bleiche Frau, welche eher eine feierliche Freude als ängstliche Erregung zeigte, durch die bestimmte Versicherung, daß in wenigen Stunden Alles vorüber sei und Andrea Daniel gesundet wiedersehen würde, die Aufregung des armen Mädchens einigermaßen zu beschwichtigen. Herr Winand faßte sich rascher, und das Verfahren der Siebold billigend, verzichtete er für den Augenblick auf jede weitere Aufklärung. Er führte Andrea und Pietro mit sich fort, und wiederum herrschte in dem Krankenzimmer wie in den übrigen Räumen der Wohnung die frühere tiefe Stille und Ruhe.

Wie der Arzt es vorausgesagt hatte, so geschah es. Elf Uhr mochte es geworden sein, da erwachte Daniel und sein Blick, seine ersten Worte zeigten der Thränen des Dankes weinenden Frau Siebold, daß sein Bewußtsein wiedergekehrt war. Er nahm den verordneten stärkenden Trank und verfiel nun in einen Schlummer, der, seinem regelmäßigen und leichten Athem nach zu schließen, ein erquickender, belebender sein mußte. Wieder dauerte es einige Stunden, da hoben sich abermals unter einem leichten Seufzer Daniels Augenlider. Wie das frohe Begrüßen eines neuen Lebens, die Erleichterung von schwerer Last tönte dieses erste Lebenszeichen, in einem leisen Zittern verhallend, dahin. Er fühlte sich genesen, wenn auch noch immer matt und wie gelähmt, doch klar war sein Geist, ach, nur allzu klar, denn er erkannte sofort seine Umgebung.

Zu seinen Häupten saß Frau Siebold und dort noch immer unbeweglich und an derselben Stelle Frau Andrea. An ihrer Seiten weilten Herr Winand und Andrea, welche die bleiche Frau endlich, ohne eine Wort zu reden, doch dafür mit einem fast finstern Ernst in das Zimmer hatte eintreten lassen, in lautloser Ruhe das Erwachen des Kranken abzuwarten, doch ohne zu gestatten, daß vorher irgend jemand sich ihm nähere.

Kaum hatte Daniel die Augen aufgeschlagen, Andrea erschaut, als Frau Siebold sich von ihrem Sitz erhob und zu dem Mädchen, das sie bis jetzt in fast rauher Weise durch Blick und Geberde von dem Kranken ferngehalten, in einer ernstfeierlichen Weise sagte:

„Nun rede mit ihm, Andrea.“

Alles Weh und alle bange Sorge, welche Andrea gewaltsam in ihrer Brust hatte zurückhalten müssen, machten sich in einem durch Thränen halberstickten Freudenschrei Luft und mit ausgebreiteten Armen flog sie auf Daniel zu, um mit einem neuen jähen Schreckensruf erbleichend vor ihm zurückzufahren. Denn Daniel hatte bei ihrem plötzlichen unerwarteten Näherkommen laut aufgeschrien, eine heftig abwehrende Geberde gemacht und dann, keinen andern Ausweg findend, mit Tönen der Verzweiflung gerufen:

„Bleibe — nicht kann ich Dir sein, was Du in mir zu sehen wähnst. Ich muß fort von hier — von Dir — von Euch Allen, denn mein Weg ist nicht der Eurige! Zu ihm muß ich, der nach mir verlangt — der ein Recht auf mich hat — zu meinem Vater, der gekommen ist, mich — zu erlösen — zu vernichten!“

Von seinem Lager hatte er emporspringen wollen, aus dem Zimmer hinauszustürzen, doch seine Mattigkeit, gesteigert durch die neue furchtbare Aufregung, machten dies unmöglich. Mit einem Wehlaut sank er wieder in die Kissen zurück.

Andrea wankte, sie wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Winand sie rasch in seinen Armen aufgefangen hätte.

Unbeweglich stand Frau Siebold da, kein Schritt, keine Geberde erfolgte, um dem Mädchen oder Daniel beizustehen. Kalt und theilnahmlos schien sie zu sein — wie Frau Andrea, die regungslos wie bisher in ihrem Sessel ruhte.

Doch in dem Innern der bleichen Frau mußte es dafür um so heftiger arbeiten, dies sagten die fest zusammengepreßten Lippen, die unheimlich finstern Blicke, welche die Augen unablässig nach Herrn Winand hinsandten. Endlich sagte dieser, der die leise weinende Andrea mit sich fortgezogen hatte, in einer Aufregung, die eben so viel Angst wie Unwillen kündete, zu ihr:

„Werden Sie endlich reden, Frau Siebold, damit ich erfahre, was seit gestern in meinem Hause, in meinem Familienkreise vorgeht und im Stande gewesen ist, eine solche Scene herbeizuführen, wie die eben erlebte, die ich nicht zu fassen vermag — für unmöglich gehalten hätte, und die nur ein böser, entsetzlicher Traum sein kann!"

Jetzt richtete Frau Siebold sich höher empor. Es war, als ob sie all ihre Kraft zusammennehme zu dem Kampfe um das Höchste, was es für ein Mutterherz geben konnte, zu dem letzten schwersten Kampfe, den sie längst vorausgesehen, auf den sich vorzubereiten sie Zeit genug gehabt hatte und der nun unvermeidlich geworden war, in dem sie sich jedoch jetzt schon als Siegerin sah.

„Arme Frau! Arme Mutter!"

Mit festem Ton, eine kalte Ruhe gewaltsam festhaltend, antwortete sie:

„Sie haben die Antwort aus dem Munde Daniels vernommen: sein Vater Leonard Urban ist zurückgekehrt und verlangt von seinem Sohne, daß er ihm folge."

Bei diesen inhaltschweren und mit einer solchen unerhörten rücksichtslosen Offenheit ausgesprochenen Worten

zuckte die kleine Gestalt Winands wie von einem tödtlichen Weh getroffen zusammen. Erbleichend, mit weit aufgerissenen Augen starrte er die Frau an, die Schrecken ihm einflößen wollte, und kaum vermochte er zu stammeln:

„Leonard — Urban — ist wieder hier? Und Daniel?"

„Will seinem Vater folgen," klang es ihm kalt und schneidend als Antwort entgegen.

„Unmöglich!" kreischte Winand außer sich, die Arme nach Andrea ausstreckend, sie festzuhalten, als ob er auch deren Besitz bedroht sähe. „Es wäre das Unglück meines Kindes! O, sagen Sie, daß ich falsch gehört — denn was ich so eben vernommen, wäre unerhört — unmöglich!"

Doch Frau Siebold schien unerbittlich zu sein. Einen scharfen Blick nach Daniel hinsendend, der halb emporgerichtet mit einem starren, entsetzten Staunen dem Vorgange folgte, fuhr sie in früherer Weise fort:

„Warum unmöglich? Er macht nur sein Recht als Vater geltend. Und was der Unselige wagen darf — wage auch ich. Von Ihnen, Herr Winand van Embden, verlange ich mein Kind — meine Andrea zurück, auf die allein ich als Mutter ein Recht habe!"

Mit dieser Enthüllung, welche sie in steigender Aufregung vorgebracht, schien ihre Kraft zu Ende zu sein. Die Hände schlug sie jäh vor die Augen, um nicht zu sehen, welche Wirkung sie hervorgebracht hatte, um ihre Thränen gewaltsam zurückzudrängen, denn noch war der Kampf nicht vorüber. Alles mußte sie sagen, um ihre

Worte, die Daniel und ihrem Kinde nur räthselhaft, unglaublich klingen konnten, zu beweisen.

Keines Lautes fähig, wie vernichtet war Winand in einen Sitz gesunken und sprachlos vor Schrecken starrte Andrea die bleiche Frau an, die sich hier, vor ihrem Vater und der Großmutter, laut ihre Mutter genannt hatte — die so lange an ihrer Seite gelebt hatte, ohne diesen Namen nur ein einziges Mal auszusprechen. Ihr Denken drohte sich zu verwirren, während Daniel die Freude übermannen wollte, trotzdem er das Gehörte nicht zu begreifen, noch zu deuten vermochte.

Kaum ein Athmen wurde hörbar; es war, als ob die Worte der Siebold, welche zwanzig Jahre Lebens verwerfen wollten, auch alles Leben ringsum gestört hätten — nur Frau Andrea hatte sich langsam erhoben, die Augen weit geöffnet, und schaute ernst, doch auch mitleidig auf die bleiche Frau, die sich Gewalt anthat, um endlich weiter reden zu können. Ach, ihr armes Herz begann in einem bangen Ahnen sich peinvoll zusammenzuziehen, denn keine starre Stille hatte sie nach ihren Worten erwartet, mindestens einen frohen Aufschrei ihres Kindes. Nichts war erfolgt und weiter mußte sie ringen und werben um ihren Sieg und das Glück derer, die sie liebte.

„Sie antworten mir nicht, Herr van Embden," sprach sie, ihre Stimme mehr und mehr festigend, „haben wohl vergessen, was geschehen? Ich will es Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen, damit alle, alle, die hier um uns

sind, es hören — damit mein Kind an die Wahrheit meiner Worte glauben kann!“

„Halten Sie ein um der Barmherzigkeit Gottes willen!“ stöhnte Winand endlich, dabei in seiner rathlosen Verzweiflung hülfesuchende Blicke nach seiner Mutter hinsendend, die unbeweglich blieb, als ob der ergreifende Vorgang sie nicht berühre. Dann schaute er mit rührendem Flehen zu der bleichen Frau auf, die jedoch kein Erbarmen zu kennen schien und, ihre Worte immer eindringlicher betonend, fortfuhr:

„In jener Nacht war es, als Ihre Gattin Julia van Embden mit dem Tode rang, sterbend noch einmal nach ihrem Kinde verlangte, das bereits entseelt in der Wiege vor seiner Amme lag. Da vergaßen Sie alles entsetzliche Weh, das die Sterbende Ihnen angethan hatte, und nur der unendlichen Liebe zu Ihrer Gattin folgend, nahmen Sie mein eigenes Kind mir aus den Armen und reichten es als letzten Trost der aus dem Leben Scheidenden hin. Die sterbende Mutter küßte mein Kind als das ihrige und Sie — Sie glaubten nun ein Anrecht auf das arme Wesen zu haben, das seine Mutter — nur an das zeitliche Glück ihres Kindes, nicht an sich denkend — Ihnen ließ. O, hätte sie geahnt, welche grausame Qualen dieses Opfer ihr auferlegte, sie würde es nimmer und nimmer gebracht haben. Doch es geschah und die Folgen mußte sie tragen — sie hat sie getragen bis heute und hätte geduldet bis an ihr Ende — wäre das Glück ihres Kindes gesichert geblieben. Doch diesem droht Vernichtung, und soll das un-

menschliche Opfer eines Mutterherzens kein vergebliches — sündiges gewesen sein, muß sie reden. Noch einmal, Herr van Embden, fordere ich Sie feierlich vor Gott und diesen Zeugen auf: erkennen Sie meine Worte als Wahrheit an und geben Sie mir mein Kind — Andrea zurück!"

Winand beantwortete diese letzte Aufforderung nicht, er fühlte sich vernichtet. Doch gerade dieses ergreifende Schweigen war die deutlichste Bestätigung alles dessen, was Frau Siebold gesagt. Diese halte jetzt, von dem Gefühl der Mutterliebe überwältigt, dem endlich — endlich Befriedigung werden sollte, die Arme zitternd und flehend nach Andrea ausgestreckt. Doch das Mädchen regte sich nicht von der Stelle. Bleich, die Augen thränenlos, starrte sie die Frau immerfort an, als ob sie in ihr die Mutter hätte suchen, erkennen wollen und dies nicht im Stande sei. Da rief Fran Siebold endlich mit einem herzzerreißenden Tone: „Andrea — mein Kind!" Doch zugleich wurde auch die Stimme der alten Frau Andrea laut, die mit einem tiefen, feierlichen Ernst sagte:

„Sie hat die Wahrheit gesprochen, Andrea, Du bist ihr Kind. Sprich Du nun auch die Wahrheit, wie sie in Deinem Herzen lebt, und zugleich — unser aller Urtheil."

Nun war es, als ob diese Worte, wie aus dem Jenseits erklungen, das schwache Mädchen gefeit, ihm die Kraft gegeben hätten, zu thun, wie man von ihr verlangte — und wie ihr Herz es ihr eingab. Langsam trat Andrea auf Frau Siebold zu, sich nicht in die geöffneten Arme, an das so laut und mächtig ihr entgegenschlagende Mutter-

herz werfend, ergriff sie deren Hände, und ihr mit einem Blick innigster Trauer in das bleiche Antlitz schauend, sprach sie mit sanftem, mitleidsvollem Vorwurf:

„Du bist meine Mutter und konntest mein ganzes Leben lang neben mir hergehen, ohne Deinem Kinde die Mutter zu geben? Du konntest meinem armen Herzen wehren, Dich als Mutter zu lieben — konntest dulden, daß ich, einer Waise gleich, durch das Leben ging, während die — Mutter — die Mutter! — mir nicht gestorben war? O, der Gedanke ist zu entsetzlich!“ schrie sie jammernd auf, die Hände vor das Antlitz schlagend, während ein Frösteln ihren ganzen Körper schüttelte. Doch schon im folgenden Augenblick fuhr sie erregter fort: „Und nun soll ich Dich lieben, mit allen Fibern meines Herzens, mit aller Kraft meiner Seele, wie es die Mutter von ihrem Kinde verlangen darf, wie Du — es mich nicht gelehrt hast? Und ich fühle — daß ich es nicht vermag, daß ich Dich wohl lieben und ehren kann, doch nicht wie ich soll — nicht wie ich ihn liebe, der mir von Kind an Vater gewesen, der mich so unendlich wiedergeliebt hat und dem meine Kindesliebe gehört bis in den Tod!“

„Andrea!“ rief plötzlich eine Stimme zwischen Weinen und Lachen und mit einem lauten jubelnden Aufschrei wandte das Mädchen sich jäh von der Mutter ab und eilte mit dem Rufe: „Vater — mein Vater!“ in die ausgebreiteten Arme Winands, der die Wiedergewonnene stürmisch an sein Herz preßte, seine Freudenthränen mit den ihrigen vereinte.

Frau Siebold ließ die Arme, den Kopf auf die Brust niedersinken. „Gerichtet — verworfen!“ murmelte ihr Mund.

Da fühlte sie plötzlich eine Berührung ihrer Hände, Küsse brannten darauf und zugleich umfaßte ein Arm die Wankende.

Zu ihren Füßen lag Daniel und ihr zur Seite stand Frau Andrea, die, einer Seherin gleich, mit verklärtem Blick nach oben schaute und sagte:

„Liebe hat ein Leben uns gewonnen, dem der Fluch nichts anhaben kann. Liebe hat ihn getilgt, in Glück gewandelt und neu wird unser Haus erstehen! Ich danke meinem Herrn und Gott dafür, und auch Dir,“ wandte sie sich jetzt an Frau Siebold, „Dein Opfer soll kein vergebliches gewesen sein, doppelte Liebe wird es Dir lohnen.“

„Laß mich Dein Sohn sein, wie eine Mutter will ich Dich lieben,“ flüsterte Daniel in rührender Bitte.

Da war es der armen Frau, als ob all der grausame Schmerz, der sie bis zur Stumpfheit folterte, sich in eine selige Freude verkehren wollte, und „Daniel!“ mit zitternder Stimme stammelnd, riß sie den Knieenden empor und an ihr Herz.

Da tönte es von der andern Seite des Zimmers in jubelnden Tönen an ihr Ohr: „Daniel! — Mutter!“ und Andrea flog auf die Mutter zu, gewaltsam sich in ihren Arm, an ihr Herz pressend.

In dem durch mütterliche Liebe wiedergewonnenen Sohne hatte sie ihr eigenes Kind wiedergefunden. Dieser

eine selige Augenblick wog zwanzig Jahre des Duldens und des Sehnens auf.

Zu der Gruppe gesellten sich Frau Andrea und ihr Sohn Winand, und das Band der Liebe einte alle.

Das Glück war wieder in dem Drei-Königen-Hause eingekehrt, nur eines fehlte noch, um es zu einem dauernd ungetrübten zu machen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die beiden Brüder.

Während in den Zimmern der Frau Andrea das Schicksal der Bewohner des Drei-Königen-Hauses in ergreifender Weise zur Entscheidung gelangte, erlebte in den untern Räumen Pietro ebenfalls Eigenthümliches, doch anderer Art. Es war dies die einzige Ursache gewesen, die ihn von jener früher geschilderten Scene hatte fernhalten können.

Leonard Urban, der in vergangener Nacht in tief beschämender Weise von seinem Sohne hatte fliehen müssen, war mit Grimm im Herzen und eine rohe Vergeltung gelobend in seiner Wohnung anlangt. Ungehindert hatte er auf seinem Wege solchen finstern Gedanken nachhängen können, denn das Verlassen des Drei-Königen-Hauses, dessen Schlupfwinkel er nur zu gut kannte, bot ihm keinerlei Hindernisse, ebensowenig wie die engen, in nächtliches Dunkel gehüllten Gassen, die er passiren mußte, um zu der kleinen Weinkneipe am Ufer der Flusses zu gelangen, in der er sein Quartier aufgeschlagen. Obgleich Mitternacht

längst vorüber war, fand er hier im verschwiegenen Hinterstübchen noch eine kleine Gesellschaft Zecher und Spieler, meistens fremde Schiffer, deren Fahrzeuge im Hafen lagen, die den Heimkehrenden mit einem wüsten Jubel empfingen. Leonard kannte sie bereits alle, denn schon einmal hatte er seine Künste an ihnen erprobt. In diesem Augenblick erschienen ihm die halbtrunkenen Männer wie geschaffen dazu, in toller Lustigkeit ausgeplündert zu werden und ihm zugleich als Ableiter seines ohnmächtigen Zornes zu dienen. „Die Karten gemischt!" schrie man ihm entgegen. „Revanche müssen wir haben — und Dein Geld!" Und Leonard ergriff die Kartenblätter und mischte sie unter rohen Scherzen, die mit grellem Lachen beantwortet wurden. Das Spiel begann, die Blätter flogen auf den Tisch, und jedem Stich, den der gewandte Spieler machte, folgten Flüche, die immer lauter und wilder sich gestalteten. Die Fäuste der Verlierenden schlugen dabei zornig die Tischplatte, daß Flaschen und Gläser klirrten. Doch weder der unter greulichen Flüchen unzählige Mal angerufene Satan, noch das wüste Toben wollte helfen, Leonard gewann immerfort. Er setzte in seiner zornigen Aufregung sogar jede bisher angewandte Vorsicht, seine Gegner hier und da gewinnen zu lassen, beiseite; es machte ihm Vergnügen, beruhigte ihn ordentlich, die Halbtrunkenen sichtlich zu betrügen und ihre Wuth immermehr aufzustacheln, sodaß sie endlich wie wilde Bestien sich geberdeten. Da schlug plötzlich eine derbe Faust dröhnend auf den Tisch, die Karten hinwegfegend, und eine Stimme schrie: „Er betrügt, spielt

falsch!" Dies war das Zeichen zu einem neuen Tumult, während dem alle über Leonard herfielen. Es wäre um ihn geschehen gewesen, selbst der Wirth, welcher angsterfüllt hereinstürzte, hätte ihn vor den Fäusten der Wüthenden nicht schützen können, wenn der gewandte falsche Spieler, dem schon oft ähnliche Gefahr gedroht, sich nicht zu helfen gewußt hätte — das hübsche Mittelchen hatte er schon reichlich erprobt. Ein Griff im entscheidenden Augenblick nach dem Gasrohr, und die Stube lag im tiefen Dunkel. Die rohen Gesellen fielen übereinander her und schlugen nach Herzenslust mit ihren Fäusten drein, als hätte ein Jeder von ihnen den spitzbübischen Fremden in seiner Gewalt. Als es dem Wirth endlich nach vieler Mühe und nicht ohne selbst einige tüchtige Püffe erhalten zu haben, gelungen war, die Gasflamme wieder anzuzünden, sahen die Wüthenden das Unheil, welches sie untereinander angerichtet. Sich selbst hatten sie zerbläut, doch im übrigen war die Stube leer. Der listige Kartenkünstler war entwischt, er lag sogar schon längst, sein Terzerol neben sich, auf seinem Lager, und nur die Gerupften waren zurückgeblieben. In seine Stube wollte man hinauf, doch der Wirth beschwor durch kluge Reden den neuen Sturm, indem er sagte: „Wartet bis morgen Nacht, da wird er wiederkommen, und nicht allein Euch soll er finden, sondern auch die Polizei. Ich habe den gefährlichen Menschen satt, er muß mir aus dem Hause, und da er gutwillig nicht gehen wird, wollen wir ihn auf diese nicht mehr ganz ungewöhnliche Weise beseitigen."

Dies wirkte. Einigermaßen beruhigt, trennte sich die Gesellschaft in der festen Voraussicht, morgen den saubern Vogel zu fangen und seiner Strafe zu überliefern, die er nur zu sehr an ihren geleerten Taschen und zerbläuten Rücken verdient hatte.

Leonard schien vergessen zu haben, daß in seinem Vaterlande andere Sitten und Gewalten herrschten als in der neuen Welt. Seine Unvorsichtigkeit mußte ihm verhängnißvoll werden, in ihren Folgen ihn wohl schwerer treffen, als es jetzt vorauszusehen war, auf alle Fälle aber ihn unschädlich für eine lange Zeit machen. Und solchem Schicksal konnte er nicht mehr entgehen, denn der Wirth säumte nicht ins Werk zu setzen, was er in vergangener Nacht zur Ruhe seiner Wirthschaft und zum Nutzen seiner Stammgäste zu thun beschlossen hatte. Schon am frühen Morgen hatte er eine Unterredung mit dem Polizei-Commissar des Viertels, und Maßregeln wurden getroffen, den verdächtigen Fremden in der folgenden Nacht auf frischer That zu ertappen, oder wenn dies nicht gelänge, ihn mindestens einer Untersuchung zu unterwerfen. Eine passende Ueberwachung sollte sofort eingeleitet werden.

Doch auch von anderer Seite ballte sich ein Wetter gegen den Verlorenen zusammen. Der Wirth des Orts am Fuße des Klosterberges, bei dem Leonard am Tage des Festes eingekehrt war, hatte natürlich über den seltsamen Gast geredet, der fremd und dennoch die dortigen Personen und Verhältnisse so genau zu kennen schien. Bei den von dem Feste Heimkehrenden erkundigte er sich neu-

gierig nach dem Fremden und was dieser oben getrieben. Doch Niemand vermochte ihm Auskunft zu geben, denn eine Persönlichkeit wie die beschriebene war nicht auf dem Klosterhofe gesehen worden. Dies mußte zu weiterm eifrigen Fragen und Forschen Anlaß geben, und so drang denn am andern Tage die Mär von dem räthselhaften Fremden an das Ohr Huppertz', der sie seinerseits mit einem wahren Entsetzen vernahm, denn eine Ahnung sagte ihm, wer der Mann wohl sein könne. Er eilte noch am Abend in den Ort hinab zu dem Wirth, erkundigte sich nach allem und erfuhr uun auch das, was man weiter in Erfahrung gebracht hatte: wo man den Fremden am vergangenen Abend gesehen und wohin er sich gewandt. In größter Hast eilte Huppertz, dessen Ahnen bereits Gewißheit geworden war, der für seinen Daniel schon das Allerschlimmste fürchtete, nach dem Städtchen wo die Dampfboote landeten. Hier in dem Gasthofe erfuhr er denn mehr als nöthig, um ihn in die schrecklichste Angst und Aufregung zu versetzen. Das freche, wüste Gebahren und Trinken des verdächtigen Menschen schilderten Gastwirth und Kellner um die Wette und in den grellsten Farben; die Flüche nnd Reden, welche jener in seiner Trunkenheit dem Wagen nachgerufen, theilte man ihm, wohl mit einigen Anhängseln, mit und zugleich auch, daß der Fremde am andern Vormittag stromabwärts fortgefahren wäre. Der arme Huppertz war vernichtet, denn das Ziel der Fahrt Leonards kannte er nur zu gut. Auf der Stelle hätte er forteilen wollen, doch es ging nicht an, er mußte auf den

Klosterberg zurück, sein Nettchen beruhigen, denn seit dem Abend war er von dort weg. Auch war Mitternacht nahe, und die Post, welche ihn hätte mitnehmen können, längst vorbeigefahren. Er ging heim, leider in einer ganz andern Stimmung als an dem schönen Festtage vorher. Doch bald kehrte der Muth ihm wieder, und von seinem gerechten Zorn, seiner Entrüstung über den Elenden immer mehr entflammt, ballten sich unwillkürlich seine derben Fäuste. Er sehnte sich ordentlich danach, dem Feinde seiner Lieben entgegenzutreten, und wie Huppertz dachte und fühlte Frau Nettchen. Die drohende Gefahr gab der Frau eine ganz ungewöhnliche Thatkraft, und Heldenthaten hätte sie für ihren Daniel vollbringen können. So fanden denn die beiden alten Leute sich am andern Vormittag an der Landungsstelle des Dampfbootes ein, mit diesem nach der Stadt zu fahren und den Kampf mit dem Unholde aufzunehmen und auch unerbittlich zu Ende zu führen.

Ohne die geringste Ahnung von dem Unheil zu haben, das ihm von zwei verschiedenen Seiten drohte und ihn in einer oder der andern Weise treffen mußte, hatte Leonard bis in den hellen Morgen hinein geschlafen, und dennoch beeilte er sich keineswegs, seinen dem Drei-Königen-Hause angedrohten Besuch auszuführen. In aller Bequemlichkeit kleidete er sich an und speiste als erstes Frühstück gleich zu Mittag, denn die Essensstunde war mittlerweile herangenaht. Im Gefühl seiner wohlgefüllten Tasche trieb er den Wirth an, das Beste an Speisen und Getränken aufzutischen, was nur zu erlangen war, und essend und trinkend

erging er sich in gewohnter Weise in seinen Prahlereien über die herrlichen Aussichten, die sich ihm eröffnet hätten, den bedeutenden Besitz, dessen er sich bald zu erfreuen haben werde. Zu dem Wirth, zu den Gästen der Weinstube sprach er, ohne daß man ihm Veranlassung dazu gab oder antwortete. Nur ein stiller Gast, abseits sitzend, merkte genau auf jedes Wort, das der Fremde sprach, und wechselte verstohlen bedeutsame Blicke mit dem Wirth. Als Leonard noch seinen Kaffee geschlürft, eine feine Cigarre dazu geraucht und dabei eine kleine Siesta gehalten, erhob er sich endlich, mit einem entschlossenen Ruck, und seinen Körper dehnend, gleichsam seine Kräfte zu dem bevorstehenden Auftritt erprobend, verließ er das Haus.

Es war etwa drei Uhr, als er durch die Gassen dem Drei-Königen-Hause zuschritt, seinen Gedanken nachhängend, bald finster dreinschauend, bald höhnisch lächelnd und lustig seinen Spazierstock schwingend. Um die Vorübergehenden, welche ihm befremdet nachschauten, kümmerte er sich nicht, und so bemerkte er denn auch nicht den stillen Gast seiner Weinkneipe, der ihm in einiger Entfernung folgte und ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor.

Geradeswegs schritt er auf das große Thor des van Embden'schen Hauses zu, als ob er einem Sieger gleich in dasselbe hätte einziehen wollen. Doch wenige Schritte vor dem Eingang hielt er inne, es mochte ihm doch nicht so ganz geheuer scheinen, gleichsam mit der Thür ins Haus zu fallen, dafür klüger dünken, vorerst das Terrain noch ein wenig zu rekognosciren. So wandte Leonard denn

plötzlich seine Schritte und steuerte auf die nächste Seitengasse zu, wobei er seinen stillen Begleiter hart streifte, ohne ihn jedoch zu bemerken. Dann näherte er sich der Hofseite des Drei-Königen-Hauses, deren breiter Eingang offen stand. Willem war im Hofe, und rasch trat Leonard ein.

Ein mißtrauischer Blick des Knechts, und das tiefe, drohende Knurren Cäsars, der seit dem frühen Morgen, des Kranken halber, in seinen Zwinger gesperrt worden war, empfingen Leonard. Seine recht herablassend gestellte Frage, ob der junge Herr daheim sei, bejahte der alte Willem in mürrischer Weise, doch als er von dessen Unwohlsein reden wollte, war der Andere schon fern und auf dem Wege nach dem Hause.

Die wohlbekannte Glasthür riß er hastig auf, daß die Scheiben klirrten, und da der Eingang der untern Räume, die er von seinem Sohne bewohnt wußte, halb offen war, so stand er bald in dem Atelier, dem ehemaligen Komptoir, dessen Inhalt er staunend musterte.

Niemand war zu sehen noch zu hören — doch nun vernahm er in dem hintern Zimmer, dem frühern Kabinet des Prinzipals, ein leichtes Geräusch. Dort mußte Jemand sein, und ohne sich darum zu kümmern, wer es sein könne, ob sein Sohn oder irgend eine andere Person, schritt Leonard keck auf die weit offene Thür zu, mit seinem Stock in brutaler Weise auf Möbel und Geräthe schlagend und zugleich laut und befehlend rufend.

„Ohe! Ist denn Niemand hier? Herbei, in Satans Namen!"

Ein gellender Aufschrei beantwortete diese frechen Worte, und unter der Zimmerthür erschien eine hagere Gestalt mit flatternden weißen Haaren.

„Pietro!“ schrie Leonard im selben Augenblick erbleichend und zurückprallend auf.

„Die beiden Brüder standen einander gegenüber.

Pietro antwortete nicht sogleich. Keuchend rang der Alte nach Athem, vergebens nach Worten. Doch die großen Augen glühten in Zorn und Haß Leonard an, der fliehen wollte und es nicht vermochte. An die Stelle gebannt fühlte er sich durch den Blick seines Bruders, dessen urplötzliches, unerwartetes Erscheinen ihn mit einer eisigen Furcht erfüllt hatte, die seinen ganzen Körper erstarren ließ. All seine Frechheit war dahin, dies empfand er, und nur eines Gedankens war er sich bewußt: fort von hier, aus der Nähe dieses einzigen Menschen, den er fürchten mußte, dem er nie mehr hätte begegnen wollen.

„Endlich — seh ich Dich vor mir, — habe ich Dich, Verworfener, in meiner Gewalt!“ keuchte jetzt der Geiger, mit jedem Redesatz Leonard einen Schritt näher tretend. „Ein Glück, daß ich nicht nach Italien zu gehen brauche, Dich zu fangen, daß Du mir hier in die Hände gelaufen bist, die Dich nicht mehr lassen werden, bis Du Deine Strafe empfangen, die Du feiger Dieb hundertfach verdient hast! — Halt da!“ schrie er gellend auf, als Leonard jetzt eine Wendung machte, um zu fliehen. Zugleich faßte Pietro ihn am Arm, um den die feinen Finger des Geigers sich wie stählerne Fänge krallten, und riß den Fliehenden mit

einer durch die Erregung des Augenblicks ungewöhnlichen Kraft wieder zu sich heran, daß die ganze Gestalt Leonards in ihrem Knochengefüge schlotterte. „Du bleibst! Keinem andern Strafgericht darfst Du verfallen, denn ich allein bin Dein Richter — Dein Richter über Leben und Tod!"

„Du bist ein Wahnsinniger!" vermochte Leonard endlich zu stammeln. Sein erster Schreck war vorüber, und seine Kraft, von der Furcht aufgestachelt, fühlte er wiederkehren. Mit einem jähen, gewaltsamen Ruck befreite er sich von Pietro's Griff, um einen neuen Fluchtversuch zu machen, da gellte ihm die Stimme seines Bruders ins Ohr, und abermals hemmte er zusammenschreckend seinen Schritt.

„Halt!" schrie Pietro ihm zu. „Noch einen Schritt und ich schieße Dich nieder wie einen räudigen Hund, dessen Berührung den Menschen schrecklichen Tod bringt, wie einen Verbrecher, der sich in ein friedliches Haus eingeschlichen, nur um neue Verbrechen zu begehen! Her zu mir und antworte, wenn Dir Dein elendes Leben noch für einige Augenblicke lieb ist! Zuerst: was trieb Dich hieher, was wolltest Du hier? Antworte, denn bevor ich Dich richte, muß ich Dich hören!"

Leonard kehrte sich wieder seinem Bruder zu. Dieser stand auf der frühern Stelle, doch hatte er aus seinem Reiserock eine Doppelpistole hervorgezogen, die er nun, den Finger am Drücker, schußfertig auf Leonard gerichtet hielt. Dieser griff schon nach der eigenen Brusttasche, wo er eine

ähnliche Waffe geborgen hatte. Doch sein Bruder kam ihm zuvor und rief:

„Keine Bewegung, oder Du bist todt! Ich weiß, was Du im Sinne hast, und will es verhindern, auf die Gefahr hin, dich ungehört von der Erde zu vertilgen! Du hast mich einen Wahnsinnigen genannt, ich bin es vielleicht in diesem Augenblick, mein Hirn hat nur noch für einen Gedanken Raum. Dies erwäge — und antworte! Was wolltest Du hier?"

Leonard sah sich vollständig in den Händen seines Bruders, dessen Augen nun wirklich wie die eines Wahnsinnigen glühten: er wußte sich unrettbar verloren, that er nicht, wie jener verlangte. So ließ er denn in ohnmächtiger Wuth und von neuer, entsetzlicher Furcht geschüttelt, die Arme schlaff an seinem Körper niedersinken und entgegnete mit matter Stimme:

„Meinen Sohn wollte ich holen."

„Um ihn in Deinen Sündenpfuhl zu schleppen! Aus einem Paradiese — in die Hölle! Dank Dir, mein Gott, daß Du mich bestimmtest, diese neue Frevelthat zu verhindern!"

„Ich meine doch als Vater — ein Recht auf ihn zu haben?"

„Haha!" lachte der Geiger grell auf. „Der Elende spricht von Rechten, die seine Sünden schützen sollen! Er, der nie die Rechte Anderer geachtet, sie dafür höhnend mit Füßen getreten hat! Deine Vaterrechte verwirktest Du zehnfach — tausendfach! Widerrechtlich stahlst Du das Kind den Deinigen, denen es allein angehören durfte, um es

dann achtlos am Wege liegen zu lassen. Da nahm ich mich des Knaben an; er wurde mein Sohn, ist es heute noch und wird es bleiben bis an meinen Tod. Du hast kein Recht mehr auf ihn! Du hast keinen Sohn mehr!"

„So laß mich — gehen!" rang es sich zischelnd aus Leonard hervor, und schon wollte er abermals eine Wendung machen, um das Atelier zu verlassen.

„Halt da!" rief Pietro in neuer, wild aufflackender Aufregung. „Wir sind noch nicht fertig miteinander, ich muß mehr hören — und wenn es mich auch entsetzlich treffen sollte. Beichte, Elender! Doch auf den Knieen, denn von ihr, die Du — betrogen, entwürdigt hast — von Deinem Opfer, Deiner schwersten Sünde, wird die Rede sein! Auf die Kniee, sage ich Dir, oder — ich lege Dich ganz als Sühne zu des tödlich beleidigten, des betrogenen Gatten Füßen!"

Diesmal war es ein wirkliches Todesfrösteln, das Leonards Körper überlief und schüttelte. Vor dem Zornesblick seines Bruders, der ihm ein unsagbares Entsetzen einflößte, wie der eines Rasenden ihn anglühte, mußte er seine Augen niederschlagen. Zugleich beugten sich unwillkürlich seine Kniee, und mit einem Stöhnen der Angst sank er zu Boden.

„Jetzt antworte!" herrschte Pietro ihm zu, die Waffe und das Auge von dem Bruder weggewandt, als ob er ihn während des erwarteten Geständnisses nicht hätte ansehen können. „Antworte! Was hast Du aus ihr — aus meinem armen Weibe gemacht?"

„Sie verließ Florenz — freiwillig mit mir,“ antwortete der Knieende zögernd.

„Lüge! Nur die Wahrheit will ich hören!“ donnerte Pietro ihn an.

„Nun denn — ich leugne es nicht, sie hatte mich wahnsinnig gemacht, schon damals, als sie auf dem Klosterhofe weilte, mit ihrem Singen meinen Sinn berückte, mit ihren Glutblicken mein Herz versengte. Warum ließest Du mich allein mit ihr?“

„Ich Thor!“ stöhnte leise der Geiger. „Doch weiter — weiter! Von Deinen Sünden rede — alles will ich wissen!“

„Von Florenz gingen wir nach England, Frankreich, dann nach Amerika,“ fuhr Leonard sich nach und nach wieder fassend fort, denn was er jetzt noch zu sagen hatte, waren Anklagen, die ihm als Rechtfertigung erscheinen wollten. Sie liebte mich wohl noch immer, doch liebte sie — auch Andere, und mehr denn einmal wollte ich fliehen. Sie ließ mich nicht, und was mir einstens Wonne gewesen, wurde mir nun zur Qual. In New-York riß ich mich mit Gewalt von ihr los — floh sie und kehrte nach der Heimat zurück.“

„O des Elends, das nur Du über sie und mich gebracht!“ jammerte Pietro, dessen Zorn einer tiefen, herzzerreißenden Wehmuth gewichen sein mußte. Die Waffe hatte er neben sich gelegt und die Hände vor das Antlitz geschlagen. „Wo — und wie verließest Du sie?“ fuhr er nach einer Pause fort.

16*

Leonards Auge glühte verstohlen auf, als er den tiefen Eindruck bemerkte, den seine Mittheilung auf den Bruder ausgeübt hatte. Doch nicht nach der Waffe hin lenkte er den Blick, auch hob er nicht die Hand, um die seinige zu suchen. Nur fort wollte er aus der Nähe des Gefürchteten, dessen Wuth im nächsten Augenblick wieder erwachen konnte. Eine neue passende Lüge mußte er vorbringen, die weiche Stimmung zu steigern, um sie dann zu seinem Vortheil ausnützen zu können.

„Eine Reuige ließ ich zurück," sprach er langsam, „mit allen Mitteln versehen, nach Italien zurückzukehren — Deine Verzeihung zu erlangen."

„Du lügst, Schlange!" fuhr Pietro jäh auf, und wieder schaute er den Knieenden mit zornfunkelnden Blicken vernichtend an. „Du lügst! Dein Sündengenosse, der Siebold, hundertfach besser noch als Du, denn als Reuiger ist er gestorben — hat die Wahrheit geschrieben. In einen Pfuhl der Sünde und Schande hast Du sie gestoßen und dann feig verlassen — sie elend gemacht und verrathen, wie Du alle, mit denen Du in Berührung gekommen bist, unglücklich — elend gemacht und verrathen hast. Rede! Wo ist sie — was ist aus ihr geworden?"

Wieder stand er hochaufgerichtet und jetzt wie ein dräuender, unerbittlicher Richter vor Leonard. Doch hatte er sich dadurch auch einige Schritte von der Waffe entfernt, ihrer in diesem Augenblick wohl vergessend.

Desto mehr achtete der Knieende auf sie. Er fühlte, daß es nur noch eines Schlages bedürfe, um seinen Gegner

im Herzen zu treffen, ihn zu betäuben, dann war er frei. Den letzten Rest von Muth und Trotz stachelte er gewaltsam auf, und den Blick lauernd dem Bruder zugekehrt, sprach er scharf und hastig mit einer Stimme, die wie das stoßweise Zischeln einer giftiger Schlange tönte:

„Nun denn, ich will Dir die Wahrheit sagen — Du sollst Deinen Willen haben. New-York hat mehrere große, glänzende Säle, in denen für das Volk musizirt, gesungen — doch auch getanzt und getrunken wird. Dort — in einem Etablissement — dem größten und blendesten, in der Nähe des Hafens gelegen, war die Brambella in letzterer Zeit engagirt — ihre Stimme reichte noch dafür aus. Ob es heute noch der Fall sein wird, ob sie ihr täglich Brod noch immer dort verdienen kann — ich weiß es nicht!"

Diese Mittheilungen wirkte in der That wie ein vernichtender Schlag. Leonard hatte das Aeußerste gewagt, wie ein echter Spieler alles auf diese eine, letzte Karte gesetzt, und er hatte gewonnen. Die Gestalt des Geigers bebte wie vor einer unreinen Berührung zusammen; in seinen Augen standen Thränen der Scham, des Zornes, und von unsäglichem Schmerz gefoltert stöhnte er:

„Dahin ist es mit ihr, der einst so gefeierten Künstlerin, gekommen, die heute noch die Welt bewundern müßte? Oh, den Gedanken vermag ich nicht auszusprechen! Und dieses entsetzliche Los, diese Schande, 'die den Künstler in mir gleich schwer wie den Gatten trifft, ist allein nur sein Werk. Doch der Elende soll es büßen — mit seinem eklen Leben — mit mir mag dann geschehen, was da will!"

Nach diesen unheimlichen Worten, die er wie zu sich selbst gesprochen, erhob er mit einer wilden Energie den Kopf, daß die langen weißen Haare sich flatternd bewegten. Doch sein Blick traf den Bruder nicht mehr — Leonard hatte Zeit gefunden, sich unhörbar zu erheben und das Atelier zu verlassen.

Einen rauhen Wuthschrei stieß Pietro aus, dann sprang er auf die Waffe zu. Sein Blick fiel dabei durch das Fenster auf den Hof, wo er Leonard sah, der dem hintern Ausgang des Hauses entgegen floh. In seiner Aufregung nicht mehr Herr seiner selbst, die gespannte Pistole in der Hand, eilte Pietro dann der Hofthür des Hauses zu, die er eher zu erreichen vermochte als Leonard das bergende Hintergebäude — seine rächende Kugel konnte den Unseligen noch treffen. Doch es sollte anders kommen, dem wahnsinnig Erregten ein Brudermord erspart bleiben.

Leonard hatte den Ausgang des ehemaligen Komtoirs erreicht, noch bevor Pietro aufgeschaut. Schon war er in dem großen öden Hausflur, schon wollte er auf das Straßenthor zueilen, weil dies ihn am ehesten von seinem Verfolger zu trennen vermochte, als die Pforte von außen geöffnet wurde und — Entsetzen! — zwei Personen eintraten, die der Flüchtige, ohne den Sohn an der Seite, wohl ebenso sehr zu fürchten hatte wie den Bruder. Es war Huppertz mit Frau Nettchen, die mit dem Dampfboot angelangt, ohne Aufenthalt, so rasch die kurzen Beine der beiden dicken alten Leute es nur gestattet hatten, nach dem

Drei-Königen-Hause geeilt waren, denen Leonard nun förmlich in die Arme lief.

„Da ist er!" schrie der Küfer in einem grimmen Staunen und noch athemlos von seinem hastigen Gange. „Wir kommen zur rechten Zeit, und nun soll der Tanz losgehen — der saubere Patron die Fäuste seines Schwiegervaters kennen lernen!"

Schon ließ er den Arm seines Nettchens fahren und mit glühendem Angesicht, zornfunkelnden Aeuglein schoß er keuchend auf Leonard zu. Doch dieser war schon weit. Bei dem unerwarteten Anblick der Beiden war er entsetzt zurückgefahren, dann aber hatte er plötzlich eine Wendung gemacht und war nach dem Hofe geflohen, Huppertz hinter sich drein. Dieser kam indessen nur bis zu der Thür des Ateliers, denn im selben Augenblick stürzte Pietro mit der Pistole in der Hand heraus, und Huppertz, der mit einem Blicke sah, was vorgegangen war, hatte nur noch Zeit, den Geiger mit seinen Armen zu umfassen und von der weitern Verfolgung des Flüchtlings — von einem Morde zurückzuhalten.

Beide rangen einige Augenblicke lautlos miteinander, während Frau Nettchen noch immer starr vor Schrecken die Sprache noch nicht hatte wiederfinden können. Dann brach der Geiger, von seiner furchtbaren Aufregung überwältigt, lautlos in den Armen Huppertz' zusammen, der ihm in seiner derben Weise beruhigend zuflüsterte:

„Laßt den Spitzbuben laufen, er ist keinen Schuß Pulver werth und wird seiner Strafe auch so nicht entgehen.

Wir brauchen ihn nicht mehr zu fürchten, dafür bin ich, der Huppertz da!"

Nun versuchte er mit Hülfe seines mittlerweile zu sich und näher gekommenen Nettchens den Besinnungslosen in das Atelier und sein Zimmer zu schaffen, was den beiden wackern Leuten auch endlich glücklich gelang.

Wie ein verfolgtes Raubthier floh Leonard durch das noch immer offene Hofthor hinaus auf die Gasse und dann seiner Wohnung zu, ohne zu ahnen, das sein bisheriger stiller Begleiter ihm noch immer und jetzt mit größerm Eifer, ernstern Mienen als früher folgte.

Sechzehntes Kapitel.

Noch einmal in der ersten Etage.

Auf seiner Stube in der kleinen Weinkneipe am Ufer saß Leonard in ein dumpfes Brüten versunken. Sein ganzer Plan, den er so gut erdacht zu haben glaubte, war gleich einem Kartenhause zusammengestürzt. Was ihm geschehen war, hätte er auch nimmer ahnen, voraussehen können, so sagte er sich zu seiner Entschuldigung, und dann auch wieder, daß er zu leichtfertig gehandelt habe, im Gefühl seiner Sicherheit ohne genügende Kenntniß des Terrains vorgegangen sei. Eine Frage an den alten Knecht hätte ihn über die Anwesenheit seines Bruders in dem Drei-Königin-Hause belehren können — er hatte sie in seinem Uebermuth nicht für nöthig gehalten, nicht einmal daran gedacht. Eben so fühlte er nun, daß sein freches Reden und Thun als Gast der Wirthschaften in der Nähe des Klosterhofes hatte auffallen, ihn verrathen müssen, daß dadurch ganz allein Huppertz zu früh auf seine Spur gehetzt worden war. Grimmig schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirn, doch sein Zorn änderte an

seiner Lage nichts, das Spiel war verloren. Nachdem Pietro und Huppertz einmal als Wächter an der Seite seines Sohnes standen, vermochte er nicht mehr an ihn heranzukommen, und so war denn nach dieser Seite hin nichts mehr zu hoffen. Auch hier im Hause dünkte es ihn nicht mehr geheuer, kleinmüthig, wie er sich im Augenblick fühlte, faßte er die Vorfälle der vergangenen Nacht ernster auf als bisher. Er mußte fort von hier. Doch wohin? Und was beginnen?

Lange saß er, einen Ausweg suchend da, der Abend war mittlerweile gekommen und eine tiefe Dämmerung erfüllte die ohnehin nicht allzu helle Stube. Da stieß der Brütende plötzlich einen unterdrückten Freudenruf aus und sein Antlitz verzerrte sich zu einem triumphirenden Lächeln:

„Ich — Dummkopf!" höhnte er leise vor sich hin. „Habe da die herrlichste Gelegenheit, mir auf leichte Weise sofort eine hübsche — nein, eine sehr große Summe zu verschaffen, und zugleich die Anwartschaft auf eine noch viel größere in nächster Zeit — und ich fand sie nicht sogleich! Und doch lag sie so nahe, daß ich darüber hätte stolpern können. O, des armseligen Stümpers! Nur noch eines Ganges in das alte Haus, in die verwünschte erste Etage wird es bedürfen, und all das, was ich jetzt schon zu greifen — zu halten wähne, ist mein. Doch wie wird es dort aussehen, was wird mit dem Jungen geschehen sein? Ah, da kommt der Tölpel wieder zum Vorschein! Ich möchte mich selber ohrfeigen darüber. Anstatt so ungeschlacht voranzugehen, hätte ich mich nach Allem erkundigen

sollen, der Alte würde mir nichts verschwiegen haben. Nun ist's zu spät dazu und ich muß es mir zusammenreimen."

Wieder verfiel er in sein dumpfes Sinnen, um nach einer Weile mit seinem gewohnten frechen Leichtmuth weiter zu reden:

„Bah, was kann geschehen sein? Der Junge wird wieder in sein Bett gekrochen sein und liegt vielleicht jetzt noch darinnen, von einem artigen Fieber geschüttelt, oder nachsinnend, wie er das, was er in vergangener Nacht erfahren, auf eine anständige Weise wieder los werden kann. Er erwartet ganz sicher die Hülfe seines wackern Vaters dazu. So wird's sein — und wenn anders, liegt auch nichts daran, denn die Hauptsache ist und bleibt, daß die Etage auch noch heute Nachmittag fest geschlossen war, während der Bursche bei seinem Rückzuge noch Witz genug gehabt hatte, das Thurmpförtchen zuzuziehen, wie ich dies alles genau gesehen habe. Die Schlüssel zu dem Hinterhause und dem Thurm sind noch immer in meinem Sack," fuhr er jetzt hastiger in seinem Selbstgespräch fort. „Oben wird Alles sich noch im frühern Zustande befinden, und der Taschen hat mein alter Zauberrock genug — und große dazu, haha — um all das kostbare Geschmeide aufnehmen zu können und die noch weit kostbareren Briefe dazu. So soll es geschehen. Mit meinen goldenen und papierenen Schätzen ziehe ich mich sachte über die nächste Grenze zurück, versilbere die erstern und verkaufe die andern zu dem höchstmöglichen Preise dem Krüppel Winand. Er soll

und wird sie mir theuer bezahlen, und dies dürfte auch eine Revanche und für mich nicht die schlechteste sein! Dabei bleibt's und sobald es nur angeht, noch vor Mitternacht, soll der Coup ausgeführt werden. Jetzt hinab in die Kneipe, durch einen ordentlichen Schluck meine Kräfte zu dem großen Werke zu stählen."

Neun Uhr war vorbei, als Leonard das Schanklokal betrat. Das Hinterstübchen war noch dunkel, die Stammgäste fanden sich dort erst ein, wenn die gewöhnlichen Zecher gingen, und wurde auch erst dann die Gasflamme angezündet. Leonard setzte sich an einen Tisch, den schon mehrere Gäste inne hatten, und ließ sich in gewohnter Weise auftafeln, wobei er mit den Anwesenden plauderte, als ob es alte Bekannte und Zechbrüder gewesen wären. Zwei derselben schienen mit größter Zuvorkommenheit auf seine Unterhaltung einzugehen, doch ließen sie meistens nur den Andern reden, und da sie sehr gut zuzuhören verstanden, begann Leonard bald von seinen Fahrten durch die Welt zu erzählen. Durch die geduldige Aufmerksamkeit seines Publikums, das jede, auch die handgreiflichste Lüge gläubig aufzunehmen schien, aufgemuntert, vertiefte er sich derart in seine Abenteuer, die er erlebt hatte oder doch erlebt zu haben glaubte, daß er der Zeit nicht achtete. Doch plötzlich brach er ab, denn ein Blick auf die Uhr hatte ihm gezeigt, daß die elfte Stunde nahe sei und er fort müsse. Rasch erhob er sich, zahlte seine Zeche, wie er dies klüglich immer gethan, und wollte weg.

„Und das Spiel, die versprochene Revanche?" flüsterte

der überraschte Wirth ihm zu. „Die Andern können jeden Augenblick kommen und just wollte ich Licht in der Stube machen.“

„Sie mögen mich erwarten oder zum Teufel gehen,“ erwiderte Leonard barsch. „Werde übrigens nicht lange ausbleiben und wohl in einer halben Stunde wieder zurück sein. Dann dürfte die Nacht recht schlimm für sie werden.“ Damit verließ er die Stube.

„Oder für Dich!“ brummte der Wirth ihm nach, worauf er sich an die beiden Herren, die bisherigen Hauptzuhörer Leonards wandte, und leise einige Worte mit ihnen wechselte.

Diese erhoben sich und verließen ebenfalls das Lokal. Doch draußen an dunkler Stelle der Gasse warteten sie, den hellerleuchteten Eingang des Hauses nicht aus den Augen verlierend.

Leonard war in seine Stube hinaufgegangen, hatte dort sein besseres Habit mit dem alten, taschenreichen Rocke vertauscht und nochmals den schußfertigen Zustand seines Terzerols geprüft. Dann enteilte er dem Hause und schritt hastig, mit entschlossener Gebärde der innern Stadt zu.

Hinter ihm drein gingen die beiden Herren.

„Sie werden es erleben, Herr Kommissar,“ sagte der Eine leise zu seinem Begleiter, „der alte Bursche führt nichts Gutes im Schilde.“

„Ich halte ihn für etwas viel Schlimmeres als einen falschen Spieler. Er plant ganz bestimmt ein Verbrechen.

Wir werden es erfahren und wohl auch verhindern können. Voran!"

Und sie folgten Leonard, der auf geradem Wege sich dem Drei-Königin-Hause näherte. —

Dort hatten am Abend Huppertz und Frau Nettchen sich eine Zeitlang mit dem ohnmächtigen Geiger beschäftigen müssen, bis es gelungen war, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der Alte erholte sich nur langsam, doch berichtete er dabei, was er Furchtbares mit seinem Bruder erlebt hatte und jetzt, wo derselbe ungestraft entkommen sei, von dem Unhold fürchtete. Huppertz beruhigte ihn, so gut er es vermochte. „Ich werde wachen", sagte er, „geh dem Daniel von Stund an nicht mehr von der Seite, und der Elende soll es nicht mehr wagen, uns vor die Augen zu treten." Frau Nettchen erging sich in gleich energischen und entrüsteten Aeußerungen, doch beschworen beide einstimmig Pietro, den Gedanken an Mord und Todschlag fahren zu lassen, da dies sie alle ja erst recht ins Unglück bringen müsse. Pietro war ruhiger geworden und nickte zustimmend mit dem Haupte. Dann, seine Zusage gleichsam bekräftigend, erhob er sich und barg seine Pistolen in einer Schublade der Kommode. Auch zog er den Reiserock aus, warf sich wieder in seine Hauskleider und begann nun erst von den Vorfällen im Hause, dem plötzlichen räthselhaften Unwohlsein Daniels zu reden, dessen eigentliche Ursache nur Leonard sein konnte, der ganz bestimmt schon gestern mit Daniel zusammengetroffen wäre. Nun hielt es die beiden Huppertz, besonders Frau Nettchen, nicht

länger, und nachdem sie noch vereinbart hatten, vor der Hand nichts von dem, was hier vorgegangen war, oben verlauten zu lassen, stiegen sie endlich die große Treppe zu der Wohnung Frau Andrea's hinauf.

Beim Betreten des Zimmers stellte sich ihnen ein freundliches Familienbild dar, das den Dreien unwillkürlich als Gruß einen Ruf froher Ueberraschung entlockte.

Nach der früher geschilderten ergreifenden und entscheidenden Scene war den bei Frau Andrea versammelten Personen die Ruhe bald wiedergekehrt. Das Bewußtsein, nach schweren, unheildrohenden Stürmen in den sichern Hafen des Glücks eingelaufen zu sein, wirkte wunderbar auf alle, besonders auf Daniel, der, eine Mattigkeit abgerechnet, wieder hergestellt zu sein schien. Von Andrea wollte er nicht ablassen, und was sein Herz bis zum Zerspringen an Glück und Freude erfüllte, gab er in Worten kund, die Andrea beseligten und auch Herrn Winand und Frau Siebold eine rührende Freude bereiteten. Frau Andrea blieb dabei ruhig und still, doch ihr Antlitz lächelte und lange hielt und drückte sie die Hände ihrer Lieben, wenn diese sich ihr nahten. In der allgemeinen Freude vergaß man Pietro's nicht, dessen Abreise eigentlich heute hätte stattfinden sollen; es war jetzt selbstverständlich, daß er noch einige Tage bleiben müsse, so sagte man sich, und zugleich auch wohl, daß er jeden Augenblick kommen würde. Doch die Zeit verging, Lampen und brennende Kerzen wurden gebracht, der Raum erhellte sich und auf einen Wink der

alten Frau Andrea begann die Dienerin den großen runden Tisch für das Nachtessen zu decken.

Da erschien Pietro und mit ihm betraten die zwei andern Gäste, wenn auch unerwartet, doch hochwillkommen das Zimmer. Zu beiden Seiten Frau Andrea's hielten sich Daniel und dessen junge Braut, die Greisin umfangend, während Winand und Frau Siebold mit verklärten Blicken auf die Gruppe schauten. Mit freudigem Rufe begrüßte Andrea die neuen Gäste; vereint mit Daniel eilte sie auf Frau Nettchen zu, die kleine, runde Frau fast mit ihren Umarmungen und Küssen erdrückend. Winand bewillkommte den alten Huppertz in herzlicher Weise, und zu Pietro gewandt, meinte er, daß dieser seine Reise nun doch noch so lange aufschieben müsse, bis Daniel gänzlich wieder hergestellt sei. Zugleich fragte Andrea den Alten mit einem schelmischen Schmollen, weshalb er denn so lange unten und fern von ihnen und dem Kranken geblieben sei.

„Hatte keine Zeit, früher zu kommen," entgegnete Pietro, ebenfalls recht verschmitzt lächelnd. „Mußte meinen Koffer wieder auspacken, denn meine Reise nach dem Lande Italien ist für jetzt — und für immer aufgegeben. Ich will die Hochzeit mit Euch feiern und so lange bleiben, als Ihr den alten Pietro um Euch haben wollt."

Schon hingen Daniel und Andrea an seinem Halse und Freudenküsse beantworteten und lohnten die willkommene Verheißung.

Die Familie setzte sich zu Tische. Den hohen Lehnstuhl der alten Frau Andrea hatte man herangerückt und

zu ihren Seiten mußten wiederum Andrea und Daniel sich niederlassen. Winand, der sich seiner Mutter gegenüber setzte, führte Frau Siebold selbst zu ihrem Kinde und mit einem Kusse grüßte Andrea ihre Mutter. Herr van Embden hatte Hupperz und Pietro zu Seiten, und mit freudestrahlendem Auge blickte der kleine verkrüppelte Mann in der Runde auf seine Tischgenossen, die jetzt alle seine Familie bildeten — seine Familie, die er durch Liebe sich gewonnen hatte.

Das Nachtessen, ein zweites trauliches Verlobungsfest, verlief in froher Stimmung. Im Verlaufe desselben erklärte Herr Winand, daß es bei den getroffenen Verabredungen und Vorbereitungen bleiben würde. An dem nahen, festbestimmten Tage sollte die Trauung in aller Stille stattfinden, das junge Paar alsdann sofort nach dem Klosterhof abfahren. Diese Mittheilung konnte nicht verfehlen, allgemeine Freude hervorzurufen, doch am lautesten freute sich das alte Hupperz'sche Ehepaar. Für eine solche Zeit von mindestens vier Wochen sollten sie ihre Lieben um sich haben und ganz allein sich ihrer erfreuen dürfen. Das war zu schön, und Frau Nettchen sprang auf, um Herrn Winand zu danken, wobei die gute Alte in ihrer Herzensfreude den Kleinen umarmte und küßte, was jener mit einem glückseligen Lächeln gern geschehen ließ.

Die Zeit verging und elf Uhr zeigte die große Standuhr, ohne daß man es gewahr worden war. Endlich mahnte Herr Winand mit einem sprechenden Blick auf seine Mutter zum Aufbruch.

Diese saß seit einer Weile stumm und regungslos in ihrem Lehnstuhl, ihr Antlitz war ungewöhnlich bleich und das große Auge weit geöffnet. Es war, als ob ihr Geist in ungewissen Fernen weile und die Greisin all ihre Sinne anstrengte, um nur ihr Hörbarem zu horchen. Endlich öffneten sich die Lippen und langsam, mit leise gehauchten Tönen sprach sie vor sich hin:

„Die Stunde naht — noch ehe Mitternacht gekommen, wird die letzte Entscheidung gefallen — auch sein Schicksal erfüllt sein."

Die Anwesenden waren verstummt und lauschten seltsam ergriffen den räthselhaften Worten.

„Mutter, was redest Du da? Erwache!" So sagte Winand, der aufgestanden, Frau Andrea näher getreten war und diese nun durch eine sanfte Berührung aus ihrem wachen Schlaf zu wecken suchte.

Die Greisin fuhr zusammen, als ob sie wirklich erwache, und starrte mit weit offenen Augen um sich. Plötzlich rief sie:

„Stille! Hört Ihr Nichts?"

Tiefe nächtliche Stille herrschte in dem Zimmer, in dem ganzen weiten Hause, wie draußen auf der Gasse und im Hofe. Alle horchten gespannt, wie von der Ahnung eines nahenden Schreckens erfaßt.

Plötzlich wurden dumpfe, ungewöhnliche Töne laut, aus der Ferne des Hofes drangen sie her. Sie wurden häufiger, stärker, kamen endlich näher. Es war das wüthende, tiefe Bellen eines Hundes, Cäsars, der über den Hof lief,

um im Hause zu verschwinden. Denn jetzt wurden die Töne wieder dumpfer, kaum noch hörbar, um plötzlich stärker zu erklingen. Von der andern Seite des Hauses, unter ihnen, aus der geschlossenen ersten Etage, drang es herauf. Da knallte ein Schuß — im folgenden Augenblick wurde der gellende Aufschrei einer menschlichen Stimme vernehmbar, dann versank Alles wie auf einen Schlag wieder in die frühere tiefe, unheimliche Stille der Nacht, als ob das so eben Gehörte nur ein böser Traum gewesen wäre.

Alle hatten erschrocken sich erhoben, da sprach Frau Andrea mit feierlicher Stimme:

„Zum letzten Male pocht das Schicksal an die Pforte dieses Hauses, doch uns versöhnend und nur dem Sünder zur Strafe. Voran, Frau Siebold, Ihr kennt den Weg!“

Frau Siebold ergriff zitternd ein Licht und schritt, während die Greisin ihr langsam folgte, auf den Ausgang des Zimmers zu. Winand, bleich wie ein Todter, hatte Huppertz und Pietro bereits einen Wink gegeben, und mit ihnen eilte er hinaus, die Schlüssel der ersten Etage zu holen und in die verhängnißvollen Räume einzudringen. Auch Daniel wollte folgen, doch als ob Frau Andrea, die schon unter der geöffneten Ausgangsthür stand, dies gewußt hätte, kehrte sie sich um, und mit gebietender Geberde hieß sie den jungen Mann zu bleiben. Zugleich sagte sie tiefernst:

„Bleibe! Was wir finden werden, Du darfst es nimmer schauen. Nur unser Recht ist dies und unsere Pflicht.“

Dann schloß sich hinter der verschwindenden Gestalt die Thür. —

Ohne Aufenthalt war Leonard bei dem Hintergebäude des Drei-Königen-Hauses angelangt. Wolkenumzogen war der Himmel, tiefschwarz die Nacht und die wenigen Laternen erhellten nur nothdürftig einzelne Stellen der stillen Gasse, in der alles Leben erstorben zu sein schien. Selbst die beiden Männer, welche Leonard folgten, huschten wie wesenlose Schatten an der dunkeln Häuserreihe vorüber. Leonard zog seine Schlüssel hervor und öffnete leise die Straßenthür der ehemaligen Küferwohnung, dann trat er in den schwarzdunkeln Hausgang und lehnte, eine rasche Flucht zu sichern, die Thür nur leicht an. Unwillkürlich suchte sein Blick den Eingang zur Seite, der in die Stube führte, welche er einstens zur Zeit seines sündigen Glückes heimlich bewohnt hatte, und Alles, was er damals erlebt, erstand in grellen Farben in seiner Seele. Aber dennoch fröstelte es ihn. Die tiefe Stille der Nacht mußte im Verein mit dem gefährlichen Vorhaben seine Phantasie in ungewöhnlicher Weise aufregen. Denn nun sah er sich auch wieder als unternehmenden Diener des van Embden'schen Kaufhauses, keck und froh in die Welt hineinschauend, mit allen Lebenslustigen befreundet und von den Frauen geliebt. Das vordere Zimmer hatte er auf den Zehen betreten und unwillkürlich mußte er seinen Schritt hemmen, einen Augenblick lang den Gedanken nachhängen, die jetzt in lebensvoller Klarheit ihm die Vergangenheit vorführten. Hier war es, wo Hupperz die drei schönen Kapitel seiner Geschichte

erzählt, die dann in das Gegentheil umgeschlagen; hier war es, wo er in übermüthiger, toller Lustigkeit seine Verlobung gefeiert — mit Röschen, die er erbarmungslos unter die Erde gebracht. „Röschen!" keuchte er halblaut und zusammenschaudernd, dann trieb es ihn wie mit Furienhieben wieder voran auf seinem Wege. Der Ort erschien ihm unheimlich, spukhaft! Jetzt sah er aus dem Dunkel die Gestalt des wahnsinnigen Buchhalters auf sich zutreten, mit dem Glase in der Hand, ihn zum Trinken nöthigend — und nun grinste ihn nur ein fahler Todtenschädel an. Der Schweiß stand auf seiner Stirn, Todesangst erfaßte ihn, und seine Vorsicht für einen Augenblick vergessend, machte er beim hastigen Oeffnen der Hofthür ein Geräusch, das sofort durch das tiefe Knurren Cäsars beantwortet wurde. Diese Laute weckten ihn aus seinen folternden Phantasieen und gaben ihn der Gegenwart zurück. Er war wieder der Leonard von heute, zu Allem fähig.

„Verdammt!" brummte er, in fliegender Eile durch den Hof stürmend, das Thurmpförtchen aufreißend und die wohlbekannte Wendeltreppe ersteigend. Doch hinter ihm her ertönte das laute Bellen des Hundes, der in seinem Zwinger mit gewaltigen Sätzen herumsprang und keinen Ausweg fand, der immer wüthender tobte und heulte, da in dem Hause nebenan ein neues Geräusch hörbar geworden war. Zwei Männer waren auf demselben Wege wie Leonard eingedrungen und suchten nun den Ausgang nach dem Hofe.

Sie hatten ihn gefunden in demselben Augenblick, als der starke, tobende Hund mit seinen gewaltigen Pranken

das Gitter seines Zwingers zusammengerissen hatte und nun wuthentbrannt in den Hof stürzte. Der Kommissar, welcher in seinem Diensteifer — denn es galt ein Verbrechen zu verhüten, dessen war er überzeugt — dem gefährlichen Menschen nacheilen und just auf den Hof hinaustreten wollte, hatte nur noch Zeit, zurückzuspringen und die Thür zuzuwerfen, weil sonst der riesige Hund ihn zerrissen haben würde. Einen Augenblick hielt Cäsar sprungbereit vor der geschlossenen Thür, die Rufe Willems, der aus dem Bette gesprungen war, nicht beachtend, dann machte er plötzlich Kehrt und sprang in wilden Sätzen heulend dem Vorderhause zu, wo er nach kurzer Suche in dem offenen Thurmpförtchen verschwand.

Keuchend vor Aufregung, am ganzen Leibe zitternd und dabei ingrimmig dem fatalen Hunde fluchend, war Leonard in den Räumen der ersten Etage angelangt, hier kaum im Stande, ein Stückchen Kerze, das er zu sich gesteckt, anzuzünden. Als dies gelungen, entfuhr ihm ein Freudenruf, denn in dem ehemaligen Schlafzimmer Julia's fand er Alles noch im selben Zustande, wie er es in vergangener Nacht verlassen hatte. Dort, in dem offenen Schranke, stand der Ebenholzkasten, zerstreut lagen die Briefe daneben, und hier — seine Augen glühten in gieriger Freude — lagen die werthvollen Schmuckstücke lose und in ihren reichen Etuis. Trotz der Aufregung, die sich seinem ganzen Körper mitgetheilt hatte, verschwanden die kostbaren Gegenstände in wenigen Augenblicken in seinen Taschen. Schon streckten sich die gierigen Finger zu anderm Raube

— nach den Briefen aus, doch da kam es heran, immer näher, immer tobender. Es war der greuliche Hund, der ihn verfolgte, dessen wüthendes Heulen jetzt in der Thurmtreppe — nun in dem engen Gange, in der ganzen öden Etage widerhallte. Entsetzt kehrte Leonard sich um, die Thür zu schließen, zugleich das Terzerol aus seiner Brusttasche reißend — es war zu spät! Mit einem wilden Satze stürmte Cäsar in das Zimmer und Leonard fand nur noch Zeit, seine Waffe aufs Geratewohl loszudrücken. Doch der Hund, durch Zufall tödlich getroffen, hatte noch Kraft genug, seinem Mörder heulend an den Hals zu springen. Ein Biß — ein gellender Aufschrei, dann sanken Beide zu Boden. Das Geheul des Hundes verstummte und nur ein leises, entsetzlich klingendes Röcheln war noch hörbar, das nun auch in einem letzten langhingezogenen heisern Hauch unterging.

Tiefe Stille herrschte wieder in den öden Räumen der ersten Etage.

Dafür wurde es jetzt im Hause, im Hofe lebendig.

Thüren wurden jäh aufgerissen; Winand van Embden eilte mit Pietro und Hupperts durch die Zimmer, dem Schauplatz des nächtlichen Ereignisses, das er ahnte, zu. Jetzt drangen die Männer ein, doch entsetzt prallten sie zurück ob des Anblicks, der ihnen wurde.

Am Boden lag Leonard Urban, todt, mit einer klaffenden Wunde am Halse, der das Blut noch immer entströmte, das sich auf dem Boden mit dem des Hundes mischte, der hier unbewußt das Rächeramt ausgeübt, die Familie von

ihrem gefährlichsten, doch auch einzigen Feinde befreit hatte. Weder Winand noch seine Gefährten vermochten zu reden, Schreck und Grausen hielt sie gebannt. Da nahten die beiden Frauen und vor der Greisin wichen die Entsetzten zurück. Zugleich waren am andern kleinen Eingang des Zimmers zwei fremde Gestalten sichtbar geworden, die sich jedoch mit einer ehrfurchtsvollen Scheu wieder in das Dunkel des Kabinets zurückzogen, denn die alte Frau Andrea sprach.

Einen langen, tiefernsten Blick hatte sie auf den Todten geworfen, ohne daß ihre strengen Mienen sich bei dem ergreifenden Anblick veränderten, dann sagte sie langsam:

„Geschehen ist, was geschehen mußte. Nur an der Stätte, wo die Sünde begangen wurde, konnte sie gerichtet werden. Ich wußte, daß er wiederkehren würde, zu seiner Noth — zu unserm Heil, den ungestörten Frieden unseres neu errungenen Glücks zu sichern. Komm, mein Sohn, das Schicksal hat gerichtet; was noch zu thun übrig bleibt, gehört der weltlichen Gerechtigkeit an."

Damit kehrte sie sich von der Leiche ab und verließ mit Frau Siebold das Zimmer.

Im folgenden Augenblick trat der Kommissar mit seinem Gehülfen ein.

Nach wenigen einleitenden Worten, bestimmt, sein Erscheinen zu erklären, fragte der Herrn van Embden wohlbekannte Beamte diesen, dabei auf den Todten deutend:

„Kennen Sie diesen Mann?"

Eine Weile zauderte Herr Winand mit der Antwort,

während der Kommissar ihn mit einem sprechenden Blick anschaute. Dann sagte er mit fester Stimme:

„Nein, ich kenne ihn nicht und — möchte ihn nicht kennen."

Pietro und Huppertz schwiegen.

„Er ist ein Verbrecher," sprach der Beamte nach einer unmerklichen Pause weiter, „und fand seine Strafe durch den edlen Hund hier. Beide Thatsachen stehen unumstößlich fest und werden dem Gericht zur Erklärung des Vorfalls genügen. Hier die Schmuckstücke, die er Ihnen geraubt, Herr van Embden."

Bei diesen Worten hatte er sich zu dem Todten gewandt und aus dessen Rocktaschen einzelne Etuis hervorgeholt, die er nun Winand reichte.

Dieser wandte sich schaudernd ab. „Ich nehme sie nicht," sagte er heftig abwehrend, „Sünde klebt an ihnen!"

„Bedenken Sie," fuhr der Beamte erstaunt und dringender fort, „es sind Stücke von hohem Werth."

„Verwenden Sie Alles — Alles, was der Unselige an sich genommen, zum Besten Ihrer Armen. Ich will keinen Theil mehr daran haben. Nur bitte ich, wenn irgend möglich, befreien Sie noch in dieser Nacht mein Haus von — der Leiche. Hier die Schlüssel."

„Nach Ihrem Wunsche soll es geschehen," entgegnete der Beamte, sich verbeugend. „Doch der Schlüssel bedarf es nicht. Derselbe Weg, den Jener und auch wir benutzten, genügt. Verschließen Sie die übrigen Räume und auch diesen Schrank mit seinem Inhalt, ich muß dies verlangen,

dann überlassen Sie alles Uebrige mir, und morgen früh wird Ihr Haus frei, die traurige Angelegenheit für Sie, bis auf eine kleine Formalität abgethan sein."

Winand that wie der Kommissar es verlangt. Er schob mit dem Schrankflügel die Briefe in diesen zurück, verschloß ihn, und mit einer stummen Verbeugung von dem Beamten Abschied nehmend, entfernte er sich mit Pietro und Huppertz aus dem Zimmer, das er ebenfalls hinter sich abschloß.

Nun begann in dem Drei-Königen-Hause und der öden ersten Etage ein stilles, nächtliches Hantiren, das bis zum Morgen dauerte und den Bewohnern wohl unheimlich hätte vorkommen müssen, wäre ihnen die Ursache nicht bekannt gewesen. Die drei in dem Salon der Frau Andrea zurückgebliebenen Personen vernahmen es wohl auch, doch wagten sie nicht, darüber nachzugrübeln, und zwangen sich dafür, nur an die glückseligen Augenblicke dieses Tages zu denken und sie noch einmal im Traume zu durchleben.

Siebenzehntes Kapitel.

Auf dem Klosterhofe und im Drei-Königin-Hause, als Schluß.

Am Morgen nach jener entsetzlichen Nacht erwachte das Drei-Königen-Haus in gewohnter Stille und Ruhe, als ob nicht der geringste beunruhigende Vorfall sich in seinem Bereich erreignet hätte. Von den Wissenden wurde das blutige Ereigniß mit keiner Silbe erwähnt, auch nicht, wenn sie sich allein befanden. Leonard war für die Männer todt, als ob er nie gelebt hätte, und die Andern fragten nicht. Selbst die sonst so redselige und neugierige Frau Nettchen wagte nicht einmal mit einem Blick ihren Hanno zu inquiriren; daß er froh und zufrieden dreinschaute, wollte ihr schon genügen — doch wohl nur für den Augenblick. Einmal daheim würde Huppertz ihr schon Alles beichten müssen, so sagte sie sich und schwieg. Und daß alsdann der ehrliche Küfer dem Drängen seiner bessern Hälfte nicht würde widerstehen können, dürfte als gewiß anzunehmen sein. Noch an demselben Tage kehrten Beide

nach dem Klosterhofe zurück, und auffallender Weise war es diesmal Frau Nettchen gewesen, welche zu solcher beschleunigten Abreise gedrängt hatte, während Huppertz gern noch einen Tag geblieben wäre. Sie gab vor, daß dort noch manche Vorbereitungen für den Empfang ihrer Kinder zu treffen seinen, doch war die geheime Haupttriebfeder ganz bestimmt nur ihre Neugierde, die dadurch um einige Stunden früher befriedigt werden konnte.

Die Vermählung des jungen Paares fand an demselben Tage und in derselben Weise statt, wie Herr Winand es bestimmt hatte. In derselben Kirche, in welcher Herr van Embden seine so unglücklich abgelaufene Ehe mit Julia Textor geschlossen hatte, wurden Andrea und Daniel durch den Priester für dieses Leben verbunden. Doch im Gegensatz zu jener prunkvollen Feier verlief die heutige ganz in der Stille. Nur die Armen der Pfarre, die Herr Winand reich bedachte, wohnten in dankbarer Andacht ihr bei. In einfachem weißen Kleide, nur mit dem Myrtenkranz geschmückt, erschien Andrea, und gerade diese Einfachheit erhöhte den Reiz ihrer lieblichen, jugendlichen Schöne. Der Mutter Daniels schien sie zu gleichen, als diese vor Jahren an der Seite Leonards die Kirche durchschritt, und wie damals Frau Andrea das arme Röschen in ihrem Lehnstuhl empfangen, die junge, dem Unglück geweihte Braut geküßt hatte, so kniete heute Andrea an derselben Stelle in Erfurcht vor der würdigen Greisin nieder und empfing deren Kuß und Segen, der die Reine aufs neue zur glücklichen Tochter ihres Hauses weihte. Und kein Unheil

sah diesmal der prophetische Blick der Ahne über dem Haupte ihres Kindes schweben nur Friede und Glück.

Wieder im Drei-Königen-Hause angelangt, wechselten die Vermählten den Anzug und nahmen an einem kurzen Frühstück Theil, das die Familie noch einmal versammelt sah. Dann schieden Beide mit einem letzten Kusse und stillen Thränen einer freudigen Rührung von ihren Lieben und gehörten von diesem Augenblick sich selber an.

Der Wagen stand zur Abfahrt bereit vor dem Hause, nur das Paar bestieg ihn, und fort ging es durch die Stadt, den schönen Ufern des Stromes entlang, dem Klosterhofe und den harrenden Großeltern zu. So herrlich auch die Fahrt, sie achteten ihrer nicht, ein schönes, himmlisches Glück fanden die Vermählten in ihrer Liebe, die, durch den Segen der Kirche, der Ihrigen geheiligt, sich ihnen nur rückhaltslos in ihrem herrlichsten Glanze offenbaren durfte.

Auf dem Klosterhofe verlebte das Paar eine selige Wonnezeit, durch die friedliche Stille des Orts, die herrliche Natur rings um sie her noch erhöht und verklärt. Ihr erster Gang am Tage nach ihrer Ankunft galt dem Grabe Röschens — der Mutter, die gewiß vom Himmel segnend auf ihre Kinder niederschaute, die vor dem kleinen Grabhügel in rührendem Gebete der Geschiedenen gedachten. Der alte Huppertz und Frau Nettchen hatten sich fern gehalten, diese Andacht ihrer Kinder nicht zu stören, dafür entschädigten sich die Wackern nach Herzenslust an deren

Glück, von dem jeder Blick, jedes Wort beredtes Zeugniß ablegte.

Daheim vergaß man ihrer nicht, und wenn Winand, Pietro und Frau Siebold auch alle Hände voll zu thun hatten, so kehrten sie doch oft auf dem Klosterhofe ein, ihre Kinder zu grüßen. So waren drei Wochen vergangen da erklärte bei einem solchen Besuche Herr Winand, daß die schönen Tage des Klosterhofes nun zu Ende gehen müßten, indem die Heimat und die ehrwürdige Großmutter ihre Lieben verlangten. Noch einmal kehre er wieder, doch nur um seine Kinder mit sich hinweg zu nehmen.

Die beiden Huppertz protestirten, Frau Nettchen weinte sogar bittere Thränen, doch da Daniel und Andrea keine andern Worte fanden als: „wir werden wiederkehren," und Herr Winand hinzusetzte: „nun ist die Reihe an Euch, uns zu besuchen," da mußten die guten Alten sich fügen.

Auch jetzt geschah es wie Winand gesagt.

Noch volle acht Tage zögerte der gutherzige Vater, dann machte er sich auf den Weg, seine Kinder zu holen. Doch keinen Abschied gab es auf dem Klosterhofe, keinen Thränen, dafür hellen Jubel, denn die beiden Alten gingen mit und sollten auf Winands Wunsch einige Wochen in der Stadt bei der Familie zubringen. Nun wandelte sich ein befürchtetes Zögern in fröhliche Eile, und der Wagen, welcher die bisherigen Bewohner des Klosterhofes sammt ihrem Gepäck nach dem Dampfboot bringen sollte blieb Allen viel zu lange aus. Dafür waren sie denn auch wieder viel zu früh an Ort und Stelle und mußten nun

hier das Schiff erwarten, das sie endlich aufnahm und dann stromabwärts rasch der Heimat entgegentrug.

Dort angekommen, schlug Winand vor, den kurzen Weg bis zu dem Drei-Königin-Hause zu Fuße zurückzulegen. Dies überraschte einigermaßen, doch fügte man sich gern, und weiter zog die kleine Gesellschaft durch die Gassen der Stadt. In der wohlbekannten Straße angelangt, hemmten alle unwillkürlich den Schritt. Was war das? Das alte düstere Drei-Königin-Haus hatte wahrhaftig und wohl nur dem jungen Paare zu Ehren, Toilette gemacht, ein funkelnagelneues Kleid angelegt! Das schmutzige Grau der Façade war einer frischen, freundlichen Steinfarbe gewichen und die alte, bedeutsame Gruppe über dem Thore prangte in glänzenden Farben und Gold, daß man hätte meinen sollen, die heilige Familie mitsammt dem Oechslein und Eselein lebten, und die heiligen drei Könige mit ihren reichen Prunkgewändern und Gaben seien soeben erst aus dem Morgenlande angelangt. Doch die Hauptüberraschung bildete die erste Etage. Die rohen Bohlenläden waren verschwunden und statt ihrer sahen die großen Fenster mit ihren glänzenden Scheiben wie mit hellen Augen auf die Gasse und die Ankommenden nieder.

Herr Winand weidete sich ordentlich an der staunenden Freude seiner Lieben, doch ließ er ihnen in seinem Eifer keine Zeit, sich hierbei lange aufzuhalten. Er führte einen Schlag wider das Thor, und dieses öffnete sich in seiner ganzen Weite, daß der lichte Tag den großen Flur mit der alten, schönen Wendeltreppe freundlich beleuchtete.

Neues Staunen! Die Wände des Flurs, die Balustrade der Treppe waren geschmückt mit grünen Blumengewinden, und in zwei Reihen stand die Dienerschaft des Hauses, bedeutend zahlreicher als früher, in ehrerbietiger Haltung, die Herrschaft zu begrüßen. Doch auf dies Alles achtete das junge Paar nicht. Frau Siebold in einfach reichem Gewande und von einer frischen Röthe angehaucht, die ihr Antlitz belebte und verjüngte, und Pietro eilten ihren Kindern mit offenen Armen entgegen, um von diesen mit Küssen und Umarmungen begrüßt zu werden. Dann stellte Herr Winand eine Reihe der Diener als solche des jungen Ehepaares vor, worauf diese sich nach einer Verbeugung über die Treppe entfernten. Noch eine kleine Weile verging mit der Begrüßung der ältern erprobten Leute des Hauses, wobei besonders dem alten Willem von Andrea und Daniel freundliche Worte wurden, dann stieg Herr Winand mit den Seinigen die Treppe hinan.

Doch nicht weiter ging es als bis zum Korridor der ersten Etage; staunend und fragend schaute das junge Paar den Vater an, der nicht mehr im Stande war, seine stolze Freude zu verhehlen. Da wurde eine der Thüren von zwei Bedienten in einfacher Livrée geöffnet, und in einem großen, prächtigen Raume, der Daniel wie der Saal eines Märchenschlosses dünken wollte, stand Frau Andrea, um ihrerseits die Ankommenden in ihre Arme zu schließen, und in deren neuer Wohnung willkommen zu heißen. Das Antlitz der Greisin lächelte, doch kein Wort des

Grußes vermochte sie zu sprechen, denn Küsse ihrer Kinder schlossen ihr die Lippen.

Trotz aller innigen Liebe, die Andrea und Daniel für die alte Frau empfanden, ward es ihnen doch nicht möglich, allzu lange bei ihrem Willkommen zu verharren, denn was ihre Blicke streiften, war zu seltsam, märchenhaft schön. Der Saal der ersten Etage zeigte sich ihnen in seiner vollen alterthümlichen Pracht. Seine Ausschmückung, sein Inhalt waren in wahrhaft künstlerischer Weise erneuert und ergänzt worden. Wieder prangten die reichen silbergetriebenen Platten und Kannen, die feinen venetianischen Gläser und wunderbar schöne Majoliken auf Kredenztischen und Schränken und das große Gemälde der entthronten Fürstin erschien gereinigt wie ein Kunstwerk ersten Ranges; es war sogar, als ob das Konterfei freundlich aus dem erneuerten goldglänzenden Rahmen auf die Anwesenden herabschaute. Daniel wußte sich nicht zu fassen vor Freude; in Florenz hatte er wohl ähnliche Säle aus der Zeit der Renaissance gesehen, doch nimmer träumen können, einstens einen solchen und so überaus prächtigen dazu, als seine eigene Wohnung zu besitzen. Wie innig und tiefgerührt, mit Thränen in den Augen dankte er Herrn Winand dafür. Doch dieser wollte noch nichts von Dank wissen; er schien wieder jung geworden zu sein vor Freude. Zuerst müsse er seinen Kindern die ganze Wohnung zeigen," meinte er schelmisch, denn hier würden sie von nun an ganz allein hausen und hoffentlich die Großmutter wie auch ihn, Frau Siebold und

Pietro als ihre Gäste gern empfangen wollen. Dann begann die Wanderung durch die Doppelreihe der Gemächer die alle in gleichem Stil und gleicher Pracht ausgestattet waren und stets neue Ueberraschungen boten, neue Bewunderung und Freude weckten. Nur zwei der Zimmer waren mit einer gediegenen modernen Eleganz ausgestattet; sie lagen an der entgegengesetzten Seite des Thurmeinganges und sollten der jungen Herrschaft als Schlafzimmer und Boudoir dienen.

Nachdem die Runde vollendet war, alle Seltenheiten und Reichthümer auf und in den Schränken, die Gobelins und Gemälde an den Wänden flüchtig bewundert worden, kehrte die kleine Gesellschaft in den Saal zurück, wo mittlerweile die Tafel gedeckt worden war und Frau Andrea ihrer harrte.

Auch diese schien eine vollständige Umwandlung erfahren zu haben, ihr Antlitz zeigte eine frischere Lebensfarbe und ihr Auge glänzte wohl noch immer, doch in natürlicher Weise und nicht wie früher als das einer ein unabwendbares, furchtbares Verhängniß voraussehenden Frau. Ihr Lächeln war ein freudliches und sprach im Verein mit ihrem Blick, wenn sie diesen auf das einst so gefürchtete Bild der fürstlichen Dulderin richtete, deutlicher als Worte, daß sie nun ebenso fest an das durch Liebe neugewonnene Glück ihres Hauses glaube, wie einstens an dessen Fluch. —

Noch manches frohe und schöne Jahr, diesen Glauben bestätigend, erlebte Frau Andrea im Kreise ihrer Lieben, sie durfte sogar noch ihren Urenkel küssen, ihn segnend

heranwachsen sehen. Doch eines Morgens, als sie ungewöhnlich lange in ihrem Sessel geruht, ohne ein Wort zu reden, eine Bewegung zu machen, und man endlich besorgt ihr näher trat, fanden ihre Kinder sie sanft eingeschlafen für immer.

War auch sie geschieden, das Glück blieb den Ihrigen und dem Drei-Königen-Hause.

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des dritten Bandes.

Vierte Abtheilung.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Pasqué, Ernst,

Das Glück des Drei-Königen-Hauses Roman

Bd.: 3. Band

1884